<36602464550011

Aus Alt-Weimar.

Mittheilungen von Zeitgenossen

nebst

Skizzen und Ausführungen.

Von

Ludwig Geiger.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Elwin Paetel.)

1897.

Dem Andenken

an die

Frau Großherzogin Sophie von Sachsen,

die Mitschöpferin eines neuen geistigen Weimar

sei diese

Erinnerung an Alt-Weimar

verehrungsvoll geweiht.

Zum 8. Oktober 1897.

Vorwort.

Das Nachfolgende besteht aus Skizzen und brieflichen Mittheilungen von Zeitgenossen. Sie sind chronologisch geordnet und umfassen etwa die ersten 3 Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Keine zusammenhängende und keine vollständige Culturgeschichte des alten Weimar soll gegeben werden, sondern es gelangen nur solche Abschnitte zur Darstellung, für die ich ungedrucktes oder unbeachtetes Material besaß. Diese beabsichtigte Unvollständigkeit suchte ich schon im Titel anzudeuten. Da es jetzt seitens wohlweiser Kritiker Mode geworden ist, dem Autor vorzuschreiben, wie er sein Buch hätte machen sollen, nicht zu untersuchen, ob er sich in den Grenzen, die er sich selbst gesteckt, angemessen bewegt hat, so betone ich diese meine Absicht besonders. Ich halte mich zu dieser Willkür vollständig befugt. Daher bleibt z. B. der Tod Herder's — obwohl dieses beklagenswerthe Ereigniß in den hier behandelten Zeitraum fällt — unerwähnt, weil kein neues Material vorhanden war, Einzelheiten über dies Ereigniß vorzubringen oder Beiträge zu der Stimmung zu liefern, welche in Folge dieses Todesfalls in Weimar herrschte. Auch der Tod Schiller's und Wieland's wird verhältnißmäßig kurz berührt. Dagegen wird auf Böttiger's Weggang aus Weimar, den Manche nicht eben als wichtigen Zwischenfall ansehen möchten, mit großem Nachdruck hingewiesen, weil einzelnes Neue darüber vorgebracht werden konnte. Weder die Auslassung noch die Hervorhebung dürfen also irgendwie als Zeugnisse für meine Beurtheilung

von Persönlichkeiten der classischen Zeit aufgefaßt werden. Zudem kann man Goethe hoch verehren, ohne jedes seiner Urtheile zu unterschreiben und sein Verfahren bei jeder Gelegenheit zu billigen.

Das Buch enthält ferner, da es eben nur Mittheilungen und Skizzen über wirklich Geschehenes bieten soll, keine geistreichen Betrachtungen, die gerade diejenigen Kritiker zu vermissen pflegen, deren Mangel an Geistreichthum offenbar ist; es bringt auch keine allgemeinen Reflexionen. Zu solchen hätte der erste Abschnitt dringend aufgefordert: ich mache mir, weit entfernt einen Mangel darin zu erblicken, ein Verdienst daraus, solchem Anreiz widerstanden zu haben.

Das Material, das ich benutzt habe, entstammt zum allergrößten Theile den Schätzen der k. öff. Bibliothek in Dresden. Ich statte gern den schon oft ausgesprochenen Dank ab für die Liberalität, mit der mir diese Schätze zugänglich gemacht wurden und werden. Ganz besonders fühle ich mich auch Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig verpflichtet. Er ist einer der Sammler, die nicht neidisch über ihre Schätze wachen, sondern den wahren Genuß, den sie aus ihren Kostbarkeiten ziehen, gern auch Anderen gewähren. Nie begegnete ich seinem Weigern, wenn ich um etwas bat; aber häufiger kam er mir von selbst entgegen und bot freiwillig, was ich gar nicht kannte, daher auch nicht erbeten hatte. So wurde mir, als im Ganzen diese Sammlung schon festgestellt war, der Brief Wieland's an seinen Sohn zu Theil, der nun den 2. Abschnitt des Buches bildet. Ich meinte, mir ihn nicht entgehen lassen zu dürfen und bin außer dem Spender dieses köstlichen Beitrags auch B. Suphan zu Dank verpflichtet, der, obwohl er zuerst von Herrn Brockhaus das Recht zur Veröffentlichung erhalten hatte, zu meinen Gunsten auf dieses Recht verzichtete. Ursprünglich war auch ein größerer (handschriftlicher) Bericht (der Joh. Schopenhauer) aus der Varnhagen'schen Sammlung der Kgl. Bibliothek in Berlin zur Aufnahme bestimmt; als achtes Capitel war: Zwei friedliche Feste in Aus-

sicht genommen, das die Maskenzüge 1809 und 1810 zum Gegenstand hatte. Doch da der Umfang des Bandes die stipulirten 25 Bogen zu überschreiten schien, so mußte ich jenes Capitel herausnehmen und auch aus dem jetzigen achten, das ohnedies den Umfang der übrigen Abschnitte weit überschreitet, eine Anzahl weniger bedeutender Stücke entfernen. Für die Anordnung wurde dadurch das Gute gewonnen, daß die politischen oder wichtige zeitgeschichtliche Ereignisse behandelnden Capitel nicht durch ein den friedlichen Festen einer kleinen Stadt gewidmetes unterbrochen wurden.

Wurde so auch der größere, der kostbaren Varnhagen'schen Sammlung entlehnte Beitrag zurückgelegt, so konnten einzelne kleinere derselben angehörende eingeschoben werden (vgl. S. 50 A., 339 A., 367).

Als fernere ergiebige Quelle muß das Bertuch-Froriep'sche Archiv in Weimar genannt werden. Seine Benutzung war mir im September 1880 durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Besitzerinnen gestattet. Reicher Ertrag mehrwöchentlicher Arbeit wurde 1881 und in den folgenden Jahren im Goethe-Jahrbuch und in verschiedenen Zeitschriften verwerthet, die damals abgeschriebenen politischen Briefe gelangen hier erstmalig zur Verwendung. Alle an Bertuch gerichteten Briefe (im achten und zehnten Capitel) entstammen diesem Archiv, dagegen die von Bertuch Vater, Sohn (mit einer einzigen Ausnahme S. 219) und Froriep geschriebenen sind den Dresdener Schätzen entlehnt.

Die Weimarer Großh. Bibliothek hat mich, wie ich dankbar erwähne, durch Ueberlassung vieler seltener Druckschriften gefördert; ihr Vorsteher, Herr v. Bojanowski, hat mir manche Anfragen freundlichst beantwortet. Dankbar gedenke ich auch der Kgl. Bibliothek in Berlin, die mir für die Arbeit, wie für alle meine Studien seit beinahe 30 Jahren unentbehrlich war. Einiges Handschriftliche durfte ich auch aus dem Geh. Staatsarchiv in Berlin, aus dem Goethe- und Schiller-Archiv und aus dem

Großh. Haupt- und Staatsarchiv in Weimar benutzen. Die „Mittheilungen aus dem Literaturarchive in Berlin" verdanke ich Herrn Schulinspector Dr. F. Jonas in Berlin, einzelne briefliche Mittheilungen Herrn Oberlehrer Dr. Tschirch in Brandenburg und Prof. H. Lucas in Rheine.

Allen denen, die mich bei meiner Arbeit unterstützt und mir die Möglichkeit gewährt haben, so vieles handschriftliche Material zum Abdruck zu bringen, sage ich auch an dieser Stelle besten Dank.

Berlin, 28. August 1897.

Ludwig Geiger.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Erstes Capitel.

Das neue Jahrhundert.

An der Schwelle des 20. Jahrhunderts ziemt es sich wohl einen Rückblick zu werfen auf die Art, in der der Anfang des 19. Jahrhunderts von den Zeitgenossen begangen wurde. Gewiß ist die Theilung nach Jahrhunderten eine rein äußerliche und zufällige; trotzdem bleibt es natürlich, daß der Denkende diesen durch Gewohnheit überkommenen Zeitabschnitt zu Rückblicken auf die durchmessene Periode benutzt und daß ein Jeder diesen Moment, wo das Ende an den Anfang sich sichtbar anzureihen scheint, durch eine Feier zu verherrlichen bestrebt ist.

Auch die Großen von Weimar blieben diesem Treiben nicht fern.

Goethe betrachtete zuerst fälschlich den 1. Januar 1800 als Beginn des neuen Jahrhunderts: „Ich war", schrieb er an Schiller am 1. Januar 1800, „im Stillen herzlich erfreut gestern Abend mit Ihnen das Jahr, und da wir einmal 99er sind, auch das Jahrhundert zu schließen. Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein und das künftige wie das vergangene". Doch erkannte er später (Brief an Schiller 23. Sept. 1800, Weim. Ausg., Bd. 15, S. 112), daß das neue Jahrhundert erst mit 1801 beginne. Daher wünschte er in seinen Briefen vom Ende December 1800 seinen Correspondenten gelegentlich Glück zum neuen Jahrhundert (z. B. an Rochlitz 15. Dec., a. a. O., Bd. 15, S. 166). Von einer großen Feier (sollte darauf sich etwa die

Säcular-Empirie a. a. O., S. 162, Z. 27 beziehen?) mußte Goethe Abstand nehmen, weil er in den ersten Tagen des Januar schwer krank war. Schiller dagegen befand sich damals in frischer Thätigkeit. Er war eifrig mit der Bearbeitung seiner „Jungfrau von Orleans" beschäftigt und erwog große Pläne zur Jahrhundertfeier. In dem Briefe, in dem er den alten Herzensfreund Körner zum neuen Säculum beglückwünschte, in dem Bewußtsein, in diesem keine so herzliche Freundschaft zu schließen, als die mit jenem Freunde war, meldete er Folgendes: „Wir haben unsere säcularischen Festlichkeiten nicht ausführen können, weil sich Parteien in der Stadt erhoben, und auch der Herzog den Eclat vermeiden wollte. Es ist auch nichts Erfreuliches producirt worden, das ich Dir mittheilen könnte. Etwas Poetisches zu machen, war überhaupt mein Wille nicht; es sollte bloß Leben und Bewegung in der Stadt entstehen. Am Neujahrsabend wurde die Schöpfung von Haydn aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil sie ein charakterloser Mischmasch ist. Dagegen hat mir Gluck's Iphigenie auf Tauris einen unendlichen Genuß verschafft, noch nie hat eine Musik mich so rein und schön bewegt als diese, es ist eine Welt der Harmonie, die Jedem zur Seele dringt und in süßer, hoher Wehmuth auflöst."

Aus dieser Stelle geht auch nicht klar hervor, was für Festlichkeiten eigentlich geplant waren und aus verschiedenen Gründen unterblieben. Eine Andeutung von acht- bis zehntägigen Volksfesten schrieb Schiller an Körner schon am 16. November, aber bereits am 18. December konnte er Goethe melden, daß der Herzog wegen Nichtbetheiligung der Theaterdirection Einspruch dagegen erhoben hatte.

Nur eine einige Monate vorher stattgefundene Schulfeier ist bekannt, die in diesem Zusammenhange theils wegen des daran betheiligten Schulrectors, theils wegen des veränderten, um nicht zu sagen verunstalteten Goethischen Liedes einen Platz verdient.

Die Weimarer wöchentlichen Anzeigen Nr. 82 vom 14. October 1800 schildern den Valedictionsactus im Gymnasium am 3. October. Dabei handelte ein Schüler lateinisch vom Ruhm und Tadel des 18. Jahrhunderts; ein anderer verglich den Zustand Weimars vor hundert Jahren mit seinem jetzigen. Der Director (K. A. Böttiger) legte den Schülern die drei Worte: „Du bist ein Deutscher, Du lebst in Weimar, Du trittst in ein neues Jahrhundert" mit „wissender Vermahnung" ans Herz.

Gesungen wurde das „Bundeslied", componirt vom Stadtmusicus Rempler (bei M. Friedländer, GJ. XVII, 183 fg. nicht erwähnt). Dieses Gedicht Goethe's (Weim. Ausg. Bd. I, S. 117 fg.) erscheint hier in völlig veränderter Gestalt. Die zweite und vierte Strophe sind ausgelassen, von den übrigen Strophen sind nur die gesperrten Worte Goethe's Text, alles Uebrige ganz verändert. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß Goethe an dieser Neugestaltung irgendwie betheiligt war; aber es ist interessant, diese gleichsam unter Goethe's Augen vorgenommene Umwandlung kennen zu lernen. Das Gedicht lautet:

1.

Es hat in guten Stunden
Die jugendliche Hand
Ein guter Gott gebunden
In treuer Freundschaft Band.
Uns hält der Gott zusammen
Der uns hierher gebracht;
Ihm lodern diese Flammen,
Er hat sie angefacht.

2.

Wer lebt in unsrem Kreise
Und lebt nicht selig drin?
Frisch stets zur Lebensreise
Uns eint ein Brudersinn.
Zu dieser Lebensreise
Gibt Freundschaft uns den Stab,
Sie wandelt mit dem Greise
Selbst über Tod und Grab.

3.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn
Und heiter immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Ihr seid am Ziel, das Leben
Hat dieser Ziele viel.
Und muthiges Bestreben
Gewinnt am letzten Ziel.

Die einzige wirkliche Feier, an der die höheren Kreise sich betheiligten, scheint eine Redoute im Schlosse gewesen zu sein. Nach Mitternacht (vergl. Düntzer, Goethe's Leben, S. 509) zog sich Goethe mit Schiller, Schelling und dem ihm gleichfalls befreundeten, von ihm begeisterten Naturphilosophen Steffens (später kam auch der Mediciner Hufeland dazu) in ein Nebenzimmer zurück, wo man bei fließendem Champagner lustig, ja übermüthig den Schluß des Jahrhunderts feierte.

Wichtiger als solche vergänglichen Festlichkeiten, die kaum die Stunde der Feier selbst überdauerten, waren die literarischen Gaben, mit denen die Heroen den festlichen Tag oder das Ineinanderfließen zweier großer Perioden begingen.

Unter ihnen verdient den ersten Platz Goethe's Paläophron und Neoterpe.*)

Das Stück ist zunächst für die Theatergeschichte von Bedeutung als Erneuerung der alten Maskenkomödie, eine Bedeutung, die in diesem Zusammenhang nicht gewürdigt werden kann. Ein eigentliches Säcularstück ist es nicht; es ist vielmehr ein Festspiel zur Nachfeier des Geburtstages der Herzogin Anna Amalia, der am 24. October 1800 gleichfalls durch theatralische Darbietungen festlich begangen worden war. Aber da es im Jahre 1800 gedichtet ist, an der Jahrhundertswende, so wurde es dem Dichter, der freilich die größte Eile anwenden mußte, um seine Aufgabe so schnell wie er versprochen hatte zu erledigen, zur Darstellung der alten und neuen Zeit. Wieland (Dankbrief

---

*) Das Stück mit seinen verschiedenen Schlüssen Weim. Ausg. Bd. 13, 1. Abth. (1894), S. 1—20; die erklärenden Beigaben in der 2. Abth. des Bandes sind leider noch nicht erschienen. Die Erläuterung von Loeper's in der Hempel'schen Ausgabe Bd. 11, I. Abth., den Brief Wieland's und einzelne andere im Text benutzten Angaben siehe im Weim. Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst, S. 97, 133. — Für das im unmittelbar Vorhergehenden Erzählte kann ich außer Düntzer kein Zeugniß bringen; Steffens, Was ich erlebte, erwähnt, so weit ich sehe, nichts von dem letzten Abend 1800, doch spricht er Bd. 4, S. 312 und sonst von seinem damaligen Aufenthalt in Weimar und seinem Zusammentreffen mit Schelling bei Goethe.

an Anna Amalia 7. November 1800) wollte darin allerdings mehr eine Darstellung dessen sehen, was Goethe früher war; dem jetzigen Leser scheint es, als ob Goethe der Neuzeit, der er lockendere Töne gab, auch größeren Reiz zuzuschreiben suchte.

Die neue und die alte Zeit, wegen ihrer verschiedenen Bestimmung mit einander entzweit, einander feindlich gesinnt auch wegen ihrer Begleiter: Gelbschnabel und Naseweis für die neue, Griesgram und Haberecht für die alte Zeit, vereinigen sich, nachdem sie diese Begleiter weggeschickt, und wechseln Rosen und Eichenkränze: die Rosen der jungen Frau sollen den alten Mann daran erinnern, daß ihm im Lebensgarten noch manche holden Zierden blühen; die Eichen des Alten sollen die Jugendliche an die Anstrengung gemahnen, mit der dieser Schmuck verdient werden müsse. So feiern alte und neue Zeit ihre Versöhnung. In dieser friedlichen Gesinnung, die das Gute aus der alten mit dem frisch Aufstrebenden der neuen Zeit vermählen wollte, ging Goethe ins neue Jahrhundert.

Schiller feierte das Ereigniß durch seine Ode „der Eintritt des neuen Jahrhunderts“ (zuerst erschienen im Taschenbuch für Damen 1802, historisch-kritische Ausgabe Bd. 11, S. 333fg.). In ernster Weise ließ er vor seinem Blick die schwere Zeit, den Weltkrieg zwischen England und Frankreich vorüber ziehen. Der Dichter der Freiheit vermißte ein Land der Ruhe, wo „der Menschheit schöne Jugend blühe“, und da er in der Welt keinen Raum für die Glücklichen erspähte, so rief er den nach Glück und Freiheit Verlangenden zu

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“

In anderer Weise gestaltete Herder seine Jahrhundertsfeier. Sein Aeon und Aeonis,*) ein Drama oder Allegorie

*) Ursprünglich gedruckt Adrastea I, S. 151—168, dann separat München 1802, jetzt in Suphan's Herder-Ausgabe 28, S. 247—269. Die

— doch nur eine schwache Nachbildung des Goethe'schen Stücks — sollte, wie Schiller meinte, ein Widerspruch gegen die Schiller-Goethe'sche Richtung sein und auch in der Kunst nur den Sittlichkeitsstandpunkt als gerechtfertigt anerkennen.

Aeon, auf einer dürftigen Kiste und einem klapprigen Stuhl sitzend, empfängt von seinen Dienern, „Herkommen" und „Ansehen", die Meldung, daß das Volk sie beide verspotte, „die blinde Meinung", die Frau des Ersteren verlache, den Letzteren als Baron von Ansehen und ohne Einsehen höhne, und daß es einer neuen Herrschaft sich entgegensehne. Diese Herrschaft soll angetreten werden von Aeonis, die von ihrer Mutter Arete (Tugend) im Stillen erzogen sich zur Regierung vorbereitet hat. Während „Allwissenschaft" und „Egoismus" das Aufhören des alten Reiches verkündigen, kommt Aeonis von zwei Knaben „guter Wille" und „guter Ausgang" geleitet, und bereitet sich durch ein Gebet am Altar würdig vor auf den Antritt ihrer friedlichen und segensreichen Herrschaft. Diese kann sie antreten, da der Vater stirbt, nicht so weit mit ihr versöhnt, daß er sie segnet, aber doch so weit, daß er sie auffordert, sein Werk zu vollenden. Trotz aller Trauer, die sie über seinen Tod empfindet, beginnt sie ihr Regiment. Nicht als Aeonis will sie walten, sondern als Agape (Liebe), mit dem Namen, den sie gleichfalls von ihrer Mutter erhalten. Als ihre Mitarbeiter begrüßt sie „Recht" und „Wahrheit" beim Antritt der neuen Herrschaft; als vierte Weltregiererin erscheint die Mutter, die Tugend selbst und beschließt den Kreis der Huldgöttinnen, die eine bessere Zukunft heraufbringen wollen.

In gleichem Sinne war Herder's A d r a s t e a gedacht, deren erstes Heft mit einem Gedichte Knebel's „Dem Jahre 1801" erschien. Auch in den „Säcularischen Hoffnungen" (Adrastea, V. Stück) gab Herder seiner resignirten Stimmung gegenüber dem enthusiastischen Geschrei Mancher lebhaften Ausdruck. Aehn-

übrigen hier angezogenen Stellen sind im 14. Theil der Hempel'schen Ausgabe von Herder's Werken zusammengestellt.

lich enthielt die Aurora, die ursprünglich am Anfang des Jahrhunderts erscheinen sollte und nur durch die Adrastea verdrängt ward, geschichtliche Betrachtungen unfroher Natur und Mahnungen an die Deutschen, „an sich zu denken, für sich zu arbeiten und sich ihrer Kraft, ihres Charakters und Landes zu erfreuen in allen Ständen".

Neben den Größten, von denen eigentlich nur Wieland völlig schwieg, kamen auch die Schriftsteller niedrigeren Ranges zum Wort.

Einer von ihnen, Leo von Seckendorf (1775—1809), seit 1798 in Weimar in genauem Verkehr mit den Großen und der Hofgesellschaft, faßte nicht so, wie man erwarten sollte, in seinem Neujahr und Oster-Taschenbuch auf das Jahr 1801*) Weimarer Stimmen zusammen. Denn außer dem schon erwähnten Goethischen Schauspiel, das hier zum ersten Male ohne jede Andeutung seiner tieferen Bedeutung gedruckt wurde, enthielt es nur in der zweiten Abtheilung ein anderes, nicht das bereits erwähnte Knebel'sche Gedicht, das gleichfalls auf die Jahrhundertsfeier sich bezog.

Während dieses kurzlebige Taschenbuch trotz seines Titels nur wenig Säcularisches enthielt, brachte eine der damaligen Weimarer Zeitschriften, der „Neue Teutsche Merkur", verschiedene Säcular-Gedichte. Diese Zeitschrift trug zwar noch Wieland's Namen, wurde aber im Wesentlichen von K. A. Böttiger, nicht

---

*) Genaue Angabe des Titels bei Hirzel, Verzeichniß sub 1801. Eine neue — wohl nur Titel- — Ausgabe des Taschenbuchs, also auch des Goethischen Stücks, erfolgte mit einer Vorrede der Verleger unter dem Titel: „Kleine Schriften, größtentheils von Weimarischen Gelehrten, aus dem ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, 2 Bändchen (folgen die Namen der Beitragenden, alphabetisch geordnet), Weimar, Gebr. Gädicke. (Ex. in der Berl. Bibl.) Die gleichfalls dort befindlichen, bisher wenig oder gar nicht benutzten „Briefe eines ehrlichen Mannes bey einem wiederholten Aufenthalt in Weimar, Deutschland 1800" bieten nichts Charakteristisches für das Jahrhundert-Ende. Sie stammen, wie Aeußerungen über die Xenien, Iffland's Gastspiel u. A. darthun, aus dem Jahre 1796.

ohne Mitwirkung des vielseitig thätigen, auch schriftstellerisch nicht unbegabten Verlegers F. J. Bertuch redigirt.

Der erste, der zu Worte kam, war Seume. In seiner Ode „An das scheidende Jahrhundert" (Merkur 1799, Bd. II, S. 207 bis 211), zu der er durch Matthisson's „Basrelief am Sarkophag des Jahrhunderts" angeregt worden war, beklagte er in heftigen Worten den Tod der Freiheit, die trüben Aussichten für die Zukunft. Mochte er auch nicht ganz die Hoffnung auf eine gedeihliche Entwickelung aufgeben, so klang seine Frage verzweifelt genug:

Vernunft, wann wirst du einst die wahre Freiheit setzen,
Vor welcher Recht und Ordnung geht?
Die kein Tribun, kein Fürst, kein Bonze zu verletzen
Sich frevelnd untersteht?

Kraftloser bezeichnete Werthes (1800, I, 3—5) als „letzten Willen des abscheidenden 18. Jahrhunderts" diesen, den „falschen Schmuck" zu vernichten und wies dem kommenden die Aufgabe zu, Vernunft und Menschlichkeit wieder zu bringen, den tollen Bruderhaß zu vertreiben, Wahrheit und Recht als göttliche Gaben ewig bestehen zu lassen. Den „Frieden" als „Feiergewand des neuen Jahrhunderts" pries H. . . . (1800, III, 3—6; Kotzebue's Prolog zu seinem possenhaften Säcular-Stück das. I, 154—156 entbehrt jeder Bedeutung) in gekünstelten Versen, die einem Chorgesang aus der Hekuba des Euripides nachgeahmt waren und verkündete als Hauptwunsch:

Barbarei in den Staub! Mit Donnern
Brich den Riesenarm du, der auf der Welt lag;
Aber brach er, dann wende
Deine Menschen mit Wohllaut!

Dieses Gefühl des Unmuths und der Unzufriedenheit theilte auch ein alter Freund Klopstock's (Schmidt?) in seinem „Lied beim Schluß des 18. Jahrhunderts" (1801, I, 81—86), in dem Bruderliebe, Menschenwohl, Sittsamkeit, Freude als Gabe der neuen Zeit erfleht wurden. Auch Friderike Brun's „Trauergesang am Grabe des Jahrhunderts" (1801, I, 86—92) unter-

scheidet sich in seiner Stimmung wenig von den früheren Gedichten, nur daß er besonders Frömmigkeit predigt und den Glauben an Unsterblichkeit als Rettung aus der Noth der Zeit verkündigt. Selbst der alte Gleim, der auch bei dieser Gelegenheit seinen Namen wieder unter einen „verfluchten Reim" setzte (1801, I, 163 ff.), schmähte auf das vergangene Säculum und wünschte für das kommende, bei dessen Erwähnung er ein Löbchen auf die schöne Königin (Louise) nicht unterdrücken konnte, einen „Schreiber", der nur die edelsten Thaten zu melden hätte. Am schlimmsten aber verfuhr mit der abgelebten Epoche Hinsberg aus Günzburg (etwa ders. wie Goedeke a. Ausg. III, 129, wo falsch: Hünzburg?), der an ihr gar nichts Gutes fand und sie mit kindlichem Zorne als ganz „verwünschungswerth" erklärte.

Böttiger, der Hauptredacteur des „Merkur", empfing von allen Seiten Briefe und bei solchen Gelegenheiten auch Gedichte. Von zwei solchen mag hier kurz die Rede sein, weil ihre Verfasser mit Weimar enge und langdauernde Beziehungen unterhielten. J. J. Freih. v. Gerning,*) der Dichter des einen, war gewiß kein Poet, aber er war ein den Weimaranern, Großen und Kleinen, treu ergebener Mensch, der sich durch literarische

*) Die Zusammenstellung bei Goedeke V, 458 ist nicht vollständig; es fehlt gerade das für diesen Zusammenhang wichtige: Das 18. Jahrhundert. Säcularischer Gesang. Grimma 1801. (Ex. in der Dresd. Bibl.) Näher darauf einzugehen ist an dieser Stelle nicht nöthig. Nur ein Passus aus einem Briefe an Böttiger mag mitgetheilt werden, weil er die Erregung des in seiner Dichterthätigkeit gekränkten guten Gerning bekundet. „Aber der Hr. Corrector Seume hat sich hie und da Verhunzungen erlaubt, die mir die Freude daran verbittern. Er zeigt dadurch, daß er eben keinen lyrischen Geist hat. Die Strophe von Wieland hieß:

Charitinnen bildeten ihren Liebling
Wieland; am kastalischen Quell erzogen
Sang er in Ausoniens zarten Tönen
Attische Weisheit."

Vgl. auch die Notizen bei Düntzer, Z. Lit. u. Gesch. Nürnb. 1838, II, S. 16 u. A. Ueber Gerning vgl. die eben erschienenen Mittheilungen Heuer's nebst Briefen Goethe's an G. in der Festschrift zur Eröffnung des Goethe-Museums in Frankfurt, 20. Juni 1897.

und materielle Gaben gern in Erinnerung brachte und mit mäßiger Anerkennung zufrieden war. Außer seinem in Buchform erschienenen „Säcularischen Gesang" schickte er auch ein gutgemeintes „Jubellied zum neuen Jahrhundert", von dem wenigstens die ersten drei Strophen hier folgen mögen.

Auf und trinkt o trauten Brüder!
Seyd von Herzen heut vereint.
Singet hohe Jubellieder,
Denn das Jubelfest erscheint.
Laßt die Gläser heller klingen,
Klingen auf der Menschheit Glück.
Was wir heute noch besingen,
Kehre Morgen froh zurück.

Wallet fort auf Euren Wegen,
Grüßt das Morgenlicht der Zeit;
Streuet Blumen ihr entgegen,
Denn sie bringt was uns erfreut.
Und mit jedem neuen Jahre,
Wird sie neue Lust verleih'n;
Laßt des alten Todenbahre
Noch mit Blumen uns bestreu'n.

Jeder Menschenfreund soll leben,
Der es treu und redlich meynt!
Mit begeistrungsvollem Streben
Sey er stolz des Freundes Freund!
Leben sollen unsre Brüder,
Die der Krieg gefesselt hält;
Bald auch jubeln ihre Lieder,
Von des Friedens Stral erhellt!

Ernster zu nehmen als Gerning, sowohl als Mensch wie als Dichter, war Fr. Jacobs. Er war ein großer Gelehrter und ein reiner Mensch. Einzelne seiner philologischen Arbeiten haben ihn überdauert, und manche seiner Dichtungen riefen zur Zeit ihres Erscheinens großes Aufsehen hervor. Den allergrößten Theil seines langen Lebens (1764—1847), eigentlich nur mit einer dreijährigen Unterbrechung, wo er in München weilte, brachte er in Gotha zu und stand mit Weimar, das er gelegentlich betrat, in mannigfacher Verbindung. Auch ihm

war, wie manchen seiner critischen und schriftstellerischen Genossen, wider Verdienst in den Xenien begegnet worden;*) er aber nahm keine kleinliche Rache, billigte auch nicht die von Anderen geübte Selbstvertheidigung, sondern ließ sich im Genuß der Meisterwerke der Großen und im freudigen Mitleben mit ihren Geistesverwandten nicht stören. Diese Freude am Dasein, diese Theilnahme an Anderen, selbst Fremden, wird auch durch sein an Böttiger handschriftlich gesendetes (ob auch gedrucktes?) Säcularlied bekundet, das schon dieser Gesinnung wegen eine Mittheilung verdient. Es lautet:

Der Freude sey dieß Glas geweiht!
Die alles bindet, alles einet,
Des Lebens Pfad mit Blumen streut,
Und wenn der Arme trostlos weinet
In holden Träumen ihm erscheinet,
Und auch in Träumen ihn erfreut;
Der Freude sey u. s. w.

Der Liebe sey dieß Glas geweiht!
Die aus des Himmels lichten Sphären,
Dem Wilden Menschlichkeit zu lehren
Ihm der Begeistrung Schaale beut.
Des Daseyns süße Lust zu mehren,
Wo ist ein Gott, wie sie, bereit?
Der Liebe u. s. w.

Dem Weibe sey dieß Glas geweiht!
Das hold durch Anmuth uns erfreut.
Des Mannes Sinn durch Sanftmuth zähmet.
Durch Demuth seinen Stolz beschämet
Und nie den Bund der Zärtlichkeit
Durch eiteln Unbestand entweiht.
Dem Weibe u. s. w.

Dem Fürsten sey dies Glas geweiht!
Den jeder guter Bürger ehret,
Der Edelmuth und Biederkeit
Und Mäßigung durch Beyspiel lehret,
Mit sanfter Hand dem Unrecht wehret,

*) Vgl. die schönen Nachweise in Schmidt und Suphan: Xenien (8. Schrift der Goethe-Ges.) S. 122 fg. — Dazu kommt jetzt der Brief von Jacobs an Böttiger, GJ XVIII, 116 fg.

Und seltner strafet, als erfreut;
Dem Fürsten u. s. w.

Den Enkeln sey dies Glas geweiht!
Für die sich dieses Fest erneut.
Wenn sie es einst beym Saft der Reben
Und frohen Mahl wie wir begehn,
Und unsre Geister ungesehn
Mit leichten Schwingen sie umschweben,
Erhebt wohl einer sich entzückt
Und läßt die biedern Väter leben,
Die längst des Grabes Bürde drückt.
Heil sey dem künftigen Geschlechte,
Das seiner Väter sich erfreut;
Den Kindern einer bessern Zeit,
Den Enkeln u. s. w.

Den Todten sey dies Glas geweiht,
Die einst, mit uns durch süße Banden
Vereint, an unsrer Seite standen.
Sie freun sich unsrer Fröhlichkeit,
Den Todten sey dies Glas geweiht!

Außer den Werken der großen Meister und der friedlichen Jünger ist eines zu erwähnen, das sich satirisch mit ihnen beschäftigt. Es führt den Titel: „Der Thurm zu Babel oder die Nacht vor dem neuen Jahrhundert. Lustspiel, das Göthe krönen wird". Germanien 1801. (Titel erwähnt bei Goedeke V, 552, Nr. 34. Ein Exemplar in der Königl. Bibliothek in Berlin. Mit einem Motto aus Aristoteles.) Der auf die Krönung anspielende Zusatz auf dem Titel bezieht sich auf ein dramatisches Preisausschreiben, das im letzten Propyläenstück 1800 abgedruckt war. Das Lustspiel ist der am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts sehr üblichen Art satirischer Stücke zuzurechnen, die den im Gebiete der Literatur herrschenden Gegensätzen gewidmet waren. Während in diesen meist Kotzebue eine Rolle spielte, fehlt Letzterer hier merkwürdiger Weise; das Stück bezieht sich ausschließlich auf Weimarer und Jenenser Verhältnisse und Persönlichkeiten.

Das Theater „stellt einen ungeheuern Thurm vor, der sich

in die Wolken verliert", das Stück spielt vor dem Thurm, auf seiner Plattform, doch ist diese Bühnenanweisung sehr wenig gewahrt. Den Prolog spricht „der Reine und Holde", d. h. der Philosoph Reinhold, dessen mannigfache Wandlungen: Klosterleben, Zugehörigkeit zu Kant, dann zu Fichte ganz lustig verspottet werden und dessen Rede mit den Versen schließt:

Jetzt kehr' ich denn, verlohrner Sohn,
Von neuem zur Religion.
Der Kreislauf ist mit Gott vollbracht,
Ich sage dem Wissen gute Nacht,
Wenn mich nicht noch Einer chikanirt
Und wieder ein neues System docirt.
Da steh' ich zum Glauben fix und fertig
Und der neuen Offenbarung gewärtig.

Der Prolog hat mit dem Drama nicht das Mindeste zu thun; weder Reinhold's Philosophie noch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Wieland, seinem Schwiegervater, noch seine freundschaftlichen zu Schiller werden irgendwie erwähnt.

Eine Plattform des Thurmes wird sichtbar; auf einer hohen Kuppel sitzt Goethe, zu seinen beiden Seiten auf hohen Maulwurfshügeln die Brüder Schlegel. Nachdem ein „Chor unsichtbarer Sänger" die Genossen zum Stürmen des Olymps aufgerufen, mahnt Goethe zur Ruhe und hält eine lange Rede. Sie wird nur unterbrochen durch begeisterte Zurufe der Brüder Schlegel, die seine Aussprüche ins Athenäum eintragen, seine „göttliche Grobheit", seine „poetische Poesie" loben, sich seiner Huld empfehlen, die sie auch durch kleine Dienstleistungen zu erringen streben.

Goethe's Rede ist eine eitle Selbstverherrlichung, gerichtet theils gegen Mitstrebende, wie Wieland, theils gegen seine Widersacher. Sie rühmt den Werther, Faust, Tasso, spielt auf die Propyläen an und geht auf Wilhelm Meister mit folgenden Versen ein:

Mein Wilhelm Meister ist mein wahres reines Ich.
Da zeig' ich in puris naturalibus mich.

Der ist rein ennuyant, der reine dumme Junge,
Doch steigt er auf das Seil, so ist er bald im Schwunge.
Er weiß nicht viel zu sagen von bürgerlicher Ehre,
Drum lernt von Adlichen er große Charaktere,
Von den Abbees die allgemeine Weltinformation,
Und von Betschwestern die Religion.

Im Gegensatz zu dem stolz thronenden Goethe, der sich freilich zum Schluß ziemlich bescheiden äußert, ist Schiller, der nach ihm erscheint, in kläglicher Stimmung. Vergeblich fleht er Aeschylos und Sophokles an, ihm ein einziges Trauerspiel zu schenken. Er bedauert (durch seine bekannte, schon aus dem Jahre 1791 stammende Recension) den ehrlichen Bürger todtgeschlagen zu haben. Er klammert sich an seinen Wallenstein und an seine Ideale, obwohl er bekennen muß, sehr unidealisch zu sein. Er gesteht, daß er die Xenien „aus Jen'scher Ordenspflicht" geschrieben und entschuldigt sich:

Was kann ich dafür, daß ich mich dabey besoff
Und Vers und Muse von den Folgen troff?

Er winselt:

Zeigt einen Weg, ihr Sterne, roth und blau . . .
Sonst geh' ich 'nein und frage meine Frau.

Und als Alles nichts hilft, geht er ab, nachdem er declamirt hat:

Lebt wohl! — Und ihr, ihr Engel, schreit vor Gott!
Denn Deutschlands größt' Genie macht heute bankerott!!

Nachdem er abgegangen, kommen Wieland und (Clemens) Brentano. Der Alte muß von dem Jungen hören, daß die Generation ihn für keinen Dichter halte und nimmt, nicht ohne Selbstlob, von der Poesie Abschied. Brentano höhnt ihn, indem er ihn trösten will, er sei zu gelehrt, um Dichter zu sein, und habe im Gegensatz zu Goethe, dessen Protektion der Redner für sich erhofft, kein Genie. Das Wesen des Dichters aber beschreibt er so:

Ein Dichter, sehen Sie, muß werden geboren,
Und hat es immer minder im Kopf als hinter den Ohren.
Rothhaarig muß der Bube den rußigen Schulen entlaufen,
Sich auf Academieen mit Rappieren wenigstens raufen,

In die Guitarre klimpern, ein Gassenhauerchen schnarren,
Zudem sich halten lassen von allen Weibern zum Narren.
Besonders muß er nur leis' und nonchalant auftreten,
Kein Stoßgebet zur Mus' in Angst des Herzens beten;
Muß immer ahnen lassen, als könnt' er nöthigen Falles
A(u)ch Iliaden dichten und Klopstocks Oden und alles;
Von ferne vorüber schweben, nur thun als wollt' er nicht,
Und will man ihn näher beleuchten, wie ein Geist auslöschen das Licht.

Nun erscheint Jean Paul „in einer Jacke, aus illuminirten Bücherkupfern zusammengeschneidert", empfiehlt zum Dichten „halb englisch dünnes Bier" zu trinken, wie er, „Deutschlands Sterne" es thue, sich auf den Kopf zu stellen und von dort aus Alles anzusehen, mit „unzähligen Papieren" die Rührung der Herzen vorzunehmen. Er wird von weiblichen Stimmen „im Alpenhörnertone" angeliebelt, rühmt sich, „bereits von tausend Weibern Biographien zu haben", wird aber von Goethe mit ziemlicher Strenge abgefertigt.

Darauf erschallt ein Wechselgesang von Falk und Tieck. Während jener beklagt, in das satirische Fahrwasser gerathen zu sein, freut sich dieser seiner Märchen- und romantischen Poesie, bedauert nur seine Verbindung mit den Brüdern Schlegel, „den Don Quixoten", die ihn „fade" machten und bis zu den Hottentotten schleiften.

Nach einer kurzen Episode, in der Gries dem Meister Schlegel ein „neues Sonettchen" übergibt, aber angeranzt wird, kommt Böttiger, dem es, trotz aller Schmeicheleien, bei Goethe noch schlimmer geht, denn es will ihm nicht gelingen, die Gunst des Herrschers zu gewinnen. Eine noch üblere Behandlung erfährt der von ihm zu Hülfe gerufene Merkel, — auf den „verdammtes Ferkel" reimt, durch Schlegel den Jüngeren —; überall erhält er Stöße und Prügel und entfernt sich, nachdem er den Anwesenden mit baldiger Vernichtung gedroht hat.

Noch einmal erscheint Böttiger und kann ungestört eine lange Rede zu seinem Lobe und Weimars Ruhme halten:

Weimar ist der Musen plaisantester Ruheort,
Und Jena der Gelehrten neutralster letzter Port.

Er rühmt in ironischem Tone Goethe, preist Meyer als „großen Maler“, verkündet, daß Wieland ihm den Merkur übertragen habe, daß Voß wie ein „unüberwindlicher Schneidergeselle“ schimpfe, und lobt Herder, daß er „mit Männerstolz vorm Thron der Königsberger Majestät“ (Kant) spreche. Er weist auf die Weimarischen Dichterinnen hin (Amalie von Imhof)

Die Schillern im l'Hombre die Verskunst abgewinnen

und freut sich, daß die Literatur-Zeitung, die noch immer von der „genialischen Matrone“ Schütz geleitet werde, jetzt baare achtzehn Thaler zahle. Er schließt mit den Versen:

Unser ganzer Thurm steht fester als nie,
Denn ihn stützt die auch in England bekannte Philosophie.
Wir erspeien uns noch vor unendlicher Gedankenfülle,
Und mir wird übel . . . und ich . . . bin . . . stille,

worauf er erschöpft und athemlos niedersinkt.

Wie trügerisch seine Hoffnung war, zeigt sich bald. Goethe erblaßt, da ihm durch Aeschylos' und Shakespeare's Schatten der Sturz des Prometheus angedeutet wird. Der Thurm fängt an zu wanken durch das Baumeln der beiden Schlegel, die, nachdem sie den Shakespeare „ausübersetzt“ und die Dichter aller Nationen „kunstphilosophisch zerfetzt“ haben, nicht mehr wissen, was sie thun sollen. Ein „kurzes Ballet im Finstern, um den gähnenden Goethe zu amüsiren“, stellt „die deutsche Literatur im Todtenreich“ dar. Es wird dadurch beendet, daß die Zeit erscheint und alle Schemen verscheucht. Darauf folgt eine Scene, in der Simon Oswald und Schelling aus dem Thurm, dessen vordere Wand sie eingeschlagen haben, herausbrechen. Simon Oswald, „der junge Bayer“, rühmt sich im Vergleiche mit Tycho und Kepler seiner astronomischen Kenntnisse, Schelling, der im Thurme so viel herumhämmert, daß er von Goethe gewarnt wird, beruhigt diesen mit den Worten:

Ich acceptir' auch gern, vorher las niemand sie,
O Dichter der Natur, deine Farbentheorie.

Darauf erfolgt „eine furchtbare Stille. Es schlägt Zwölfe. Der Thurm wankt, steht auf der Grenze der Haltung, stürzt. Mit ihm Tempelchen, Häuserchen, Schlegels, Consorten in lächerlichen Windungen. Goethe allein fällt mit Anstand wie Caesar. Aus dem Schutt erhebt sich der Geist des künftigen Jahrhunderts" und spricht:

> Du ewge Wiederschöpferin Natur,
> Wenn du gebeutst, so düngt auch Schutt die Flur,
> Nimm auf in dein Grab die deutsche Litteratur.

Die meisten Personen des seltsamen Stückes, Weimarer, Jenenser, Romantiker und ihre Gegner sind literarisch gebildeten Lesern bekannt; der einzige Unbekannte dürfte „Simon Oswald" sein, über den ich in den mir zugänglichen bio- und bibliographischen Hülfsmitteln als einzige Angabe die Notiz entnehme: Simon Oswald in Bayern (Aufenthaltsort und Geburtsjahr werden nicht angegeben): Entwurf eines ganz neuen physikalischen Lehrgebäudes für Liebhaber der Metaphysik, Physik, Chemie und Astronomie, verfaßt von Simon Oswald, einem jungen Baier. München und Augsburg 1799. Auf Kosten des Verfassers und in Komission der Klett- und Frankischen Buchhandlung. (X und 86 S.) 8°.

K. von Reinhardstöttner, der nach dem Exemplar der Königlichen Staatsbibliothek in München mir den genauen Titel mitgetheilt hat, fügt hinzu: Das Büchlein ist dem Grafen Joseph Ferdinand zu Rheinstein und Tattenbach wegen seiner „großmüthigsten Verwendung zu meinem Ziel und Glücke" gewidmet. Von München aus, wo Simon Oswald am Färbergraben 115 im zweiten Stocke wohnte, erließ er unterm 12. Juni 1799 ein Flugblatt von acht Seiten „Ankündigung einer ganz neuen Naturwissenschaft, von Simon Oswald"; er kündet mittelst desselben ein Buch von dreißig Bogen und vier Kupfertafeln an, das wohl nicht gedruckt wurde. Auch die Vorrede beginnt: „Im Jahre 1798 verfaßt' ich ein ganz neues physikalisches Werk."

Es muß dahingestellt bleiben, ob etwa in den Kreisen dieses sonst Unbekannten der Autor zu suchen ist. Für Kotzebue, dessen Nichtvorkommen auffällig genug ist, da er ja gerade damals in die bekannten Streitigkeiten mit Schlegel verwickelt war, und bei seiner sehr exponirten Stellung in den meisten literarischen Libellen jener Tage eine Rolle spielt, oder für einen der Seinen, ist das Stück, trotz seiner Derbheiten, nicht obscön genug, während auf ihn oder einen Gesinnungsgenossen die rücksichtslose, verwegene Grobheit recht wohl passen würde, mit der ohne Schonung Schläge nach rechts und links ausgetheilt werden. Wie dem auch sei, das Stückchen gibt einen Ausschnitt aus der damaligen Literaturbewegung und zeichnet, wenn auch flüchtig und ungerecht, gewisse Stimmungen, wie sie in Weimar am Anfange des Jahrhunderts herrschten.

Zweites Capitel.

Wieland an seinen Sohn Ludwig.

(1802.)

Die Großen in Weimar erlebten an ihren Söhnen keine ungetrübte Vaterfreude. Schiller starb zu jung, um die Entwickelung seiner Söhne, welche kaum mehr als tüchtige Fachleute wurden, mit anzuschauen. Herder durfte sich nur eines unbedingt tüchtigen Sohnes erfreuen, erlebte aber zu seinem Glück nicht das schlimme, großentheils selbstverschuldete Geschick einiger anderer Söhne; Goethe genoß kein volles Glück an seinem August trotz mancher trefflicher Eigenschaften, die dies einzige am Leben gebliebene Kind seiner Christiane besaß und entwickelte. Am schlimmsten aber war Wieland daran, denn schlimmer als ein großer Schmerz sind die dauernden kleinen Unannehmlichkeiten, die durch getäuschte Erwartungen und verschiedenes Naturell hervorgerufen werden. Solche Widerwärtigkeiten hatte Wieland durch seinen Sohn Ludwig zu erdulden. Dieser war kein schlechter Mensch, aber er paßte zum Vater nicht; und gerade dadurch, daß er diesem nie eine rechte Freude bereitete, verschärfte er dessen Seelenschmerz.

Vater Wieland erscheint in den letzten Jahrzehnten seines Lebens als der würdige Patriarch. Man stellt sich ihn gern vor in dem Kreise der Seinen als trefflichen Gatten, als liebenden und geliebten Vater. Einige Töchter waren glücklich nach auswärts verheirathet; doch blieben immer Kinder genug übrig, um

einen behaglichen Familienkreis zu gestalten. „In seiner ganzen Liebenswürdigkeit", sagt Goethe in seiner dem „edlen Dichter, Bruder und Freunde" gewidmeten Rede, erschien er als Haus- und Familienvater, „als Freund und Gatte".

Dieses harmonische, „wohlgeführte, stille" Leben, „ein Kreis von Mäßigungen", wie es an einer anderen Stelle Goethe's heißt, war gerade 1802 durch manchen widrigen Zwischenfall gestört. Wieland wurzelte in dem Kreise der Herzogin Anna Amalia, hatte sich aber diesem Cirkel, der seine wahre Lebensluft war, 1797 durch seine Uebersiedelung nach dem zwar Weimar nahegelegenen, aber in Folge der schlechten Verkehrsmittel schwer erreichbaren Gute Osmannstädt entzogen; die anfängliche Begeisterung für diesen ländlichen Aufenthalt hatte sich bald genug in Unlust verkehrt. Dazu kamen ökonomische Sorgen, die zum Theil durch jenen Ankauf hervorgerufen, den alten Mann, der seinem 70. Lebensjahre unmittelbar entgegenging, für seinen Lebensabend besorgt machten. Solche Kümmernisse wogen um so schwerer, als gerade damals der Tod der treuen Lebensgefährtin, die in den materiellen Sorgen zu rathen und Hülfe zu schaffen gewußt hatte, am 8. November 1801 eingetreten war; „sie, die treue Gefährtin meines Lebens", so klagte der gebeugte Gatte, „die 36 Jahre lang nur für mich und meine Kinder lebte und für deren Werth ich keine Worte habe". Die Vereinsamung, in die der greise Dichter durch den Verlust seiner Gattin gerieth, wurde von ihm noch schmerzlicher empfunden, da er auch von anderen Enttäuschungen getroffen und politisch und literarisch ein Einsamer geworden war. Die Enttäuschungen waren ihm auch auf politischem Gebiete zu Theil geworden: er hatte in der französischen Revolution einen neuen Völkerfrühling gesehen und mußte sich, wenn auch nicht erbittert wie manche seiner Genossen, so doch ernüchtert von ihr abwenden. Literarisch stand er allein: das alte Geschlecht, mit dem er jung gewesen, ging dahin; bei dem Tode seiner Altersgenossen mochte er wohl, wie Schiller spottete (an Goethe 18. Dec. 1798), ausrufen: „Wieder

einer aus dem goldenen Zeitalter der Literatur weniger". Denn eine wirkliche Vertrautheit mit den wahrhaft Großen in Weimar unterhielt er nicht; das manchmal gerissene, dann wieder geflickte Verhältniß mit Goethe hatte wenige Monate vor unserm Briefe (Januar 1802) einen harten Riß bekommen — in Folge des Böttiger'schen für das Journal des Luxus und der Moden bestimmten Artikels, von dem im nächsten Capitel zu reden ist.

In trüber Erinnerung an die Vergangenheit, leidend unter den schmerzlichen Ereignissen der Gegenwart, sah Wieland, als er seines Sohnes Ludwig gedachte, einer nicht rosigen Zukunft entgegen.

Ludwig F. A. Wieland*) wurde am 26. October 1777 in Weimar geboren. Dort besuchte er das Gymnasium. Im Juli 1795, nachdem er seine Schulzeit absolvirt hatte, ging er in Begleitung Baggesen's zu seinem Schwager Reinhold nach Kiel; der Alte freute sich, durch seinen Schwiegersohn „die gute Meinung, die ich von diesem adulescentulo schon von langem her gefaßt habe", bestätigt zu sehen. Wieland wünschte, daß Ludwig ein volles Quinquennium auf Akademien zubringen und daß er neben seinem Hauptfach (Cameralwissenschaften) Mathematik und Physik eifrig studiren solle. Wie weit der Sohn dies ausgeführt hat, ist mir nicht bekannt; jedenfalls schrieb der Vater an denselben Reinhold (5./6. Juli 1798), also lange bevor das beabsichtigte Quinquennium zu Ende war: „Was aus Louis werden soll oder kann, scheint mir noch ziemlich ungewiß; auf alle Fälle mag er, da er zu keinem in Deutschland für ihn offen stehenden

*) Außer Goedeke VI, 104fg., A. D. B., sind besonders benutzt: Gruber, Wieland's Leben, 4 Bde., Leipzig 1837. — R. Keil, Wieland und Reinhold, Leipzig 1885. — Wieland's ausgewählte Briefe, herausg. von Ludwig W., 2 Bde., Wien 1815. — Zolling, H. v. Kleist in der Schweiz, Stuttgart 1882. — Die Schriften des jungen Wieland (Ex. der K. Bibl. Berlin), erschienen Leipzig und Zürich, 2 Bde, 1803. — Die Goethe-Wieland'schen Briefe vom 13. 14. Jan. 1802 sind G. J. VI, 11 ff. gedruckt; vergl. die übrigen dort angeführten Stellen.

Fach Lust hat, künftig sein Heil bei der großen Nazion versuchen".

Doch ging der junge Wieland damals nicht nach Frankreich. Vielmehr reiste er zwei Jahre später 1800 nach Bern zu seinem Schwager Heinrich Geßner (seit 1795 mit Charlotte Wieland vermählt), eine Reise, welche der Vater schon seit 1797 seinen Schweizer Kindern in Aussicht gestellt hatte. Ludwig ging mit dem Plan um (an Geßner 26. September 1800), bei seinem Schwager die Buchhandlung zu erlernen, um später als dessen Vertreter in Deutschland thätig zu sein; der Vater, der den Sohn so charakterisirte: „Er hat sehr viel Kopf, Anlagen und Charakter, und, seiner anscheinenden Kälte ungeachtet, kann ich für die Güte und Redlichkeit seines Herzens stehn", wünschte, daß der Sohn in Bern oder sonst in der Schweiz eine öffentliche Anstellung erlangte. Deutlicher wurde der Vater gegen den Schwiegersohn in einem während Ludwig's Reise (Januar 1801) geschriebenen Briefe, in dem er „von diesem nicht zum Trost seines Alters geborenen Sohn" sprechend den Schwiegersohn ermahnt, Jenem eine bestimmte Thätigkeit anzuweisen, die Summe von 3—400 fl. für das Aeußerste erklärt, das er ihm zuwenden könne, von seinem bisher unheilbaren Leichtsinn und von der unverantwortlichen Weise spricht, mit der der Sohn des Vaters Nachsicht und Güte gemißbraucht habe. Auch in den späteren Briefen an Tochter und Schwiegersohn, sowie an Ludwig selbst dringt der Vater darauf, daß jener sich um eine öffentliche Stellung bemühe und schickt Empfehlungen an die „Vollziehenden Räthe", von deren Bedeutsamkeit er weniger überzeugt war, als sein Schwiegersohn. (2. März 1801.)

Des Alten Anschauungen waren wohl die richtigen. Denn wenn man auch einen Brief des Vaters an die Tochter Charlotte (13. December 1801) weniger auf ein Fehlschlagen dieser Anstellungshoffnungen als auf finanzielle Stockungen bei Geßner bezieht, so klingt der Ton dieses und eines fernern Briefs (am 20. März 1802) an dieselbe sehr resignirt. Gegen eine etwaige

Rückkehr des Sohnes nach Osmanstädt hatte der Vater nichts Bestimmtes einzuwenden, nur sollte dieser Aufenthalt ein Uebergang zu einer neuen Bewerbung sein, die der Vater in Deutschland für beschwerlich genug hielt.

Auch an den Sohn schrieb der Vater direct: zwei dieser Briefe sind erhalten, deren letzterer wenige Monate vor den gleich mitzutheilenden fällt (10. Juni 1802). Wiederum gab der Vater dem dringenden Wunsche Ausdruck, der Sohn möge in der Schweiz bleiben und sich dort eine Stellung suchen, obwohl er keineswegs abgeneigt schien ihn wiederzusehen und nicht ohne Hoffnung war, mit ihm in ein gutes Verhältniß zu kommen. Er äußerte auch die Begierde, von Ludwig's Freunde Heinrich von Kleist näheres zu erfahren. Ueber seine Osmanstädter Pläne und über das Schicksal des Merkur sprach er ähnlich wie in dem gleich mitzutheilenden Briefe.

Auf dieses väterliche, ernste, aber nicht kühle Schreiben, das in seinem Schlußabsatz den Passus enthielt: „Sei versichert, daß itzt Niemand meinem Herzen näher ist als Du" muß Ludwig leichtfertig geantwortet haben. Dies entnimmt man aus folgender Stelle des Briefes, den Vater Wieland am 20. September 1802 an seine Tochter Charlotte schrieb, um den „bittern Ton" seiner langen Epistel — eben der unsrigen — zu erklären. „Dieser fatale Schein von Leichtsinn, den er sich in seinem vorletzten Briefe gab, chocquirte mich deßwegen so sehr, weil er auf einmahl eine Menge Erinnerungen in mir aufweckte, die ich so gern ewig schlafen lassen möchte. Ich kann und mag hierüber in kein détail gehen; er selbst weiß recht gut, was mir ehemals an ihm das anstößigste war. Ich hatte geglaubt, daß er gänzlich davon zurückgekommen sey. Der leidige Brief, von dem die Rede ist, schien mir zu sagen, daß ich mich hierin betrogen hätte. Zum Unglück erhielt ich ihn in einem Zeitpunkt, wo viele Umstände zusammengekommen waren, mich mißmüthig, verdrossen und unruhig zu machen. Denke Dir dann noch hinzu, daß ich Deine Mutter und mit ihr die treue Theilnehmerin an

allen was mir zustößt, eine Freundin, bei der ich immer eine unfehlbare ressource in allen Verlegenheiten, Wiederwärtigkeiten und desagrements des Lebens fand, kurz, daß ich mit ihr Alles, Alles, was mich glücklich und mit meiner Lage zufrieden machte, verloren habe — so wirst Du um so leichter begreifen können, daß ich mich in einem Zustand von Reizbarkeit befinde, der gar sehr geschont werden muß und worin ich manches nicht ertragen kann, was ich ehemals in einem mildern Lichte gesehen hätte".

Alles das muß man bedenken, um den Ton des nun folgenden Briefes zu begreifen. Einer Entschuldigung aber bedarf er gewiß nicht. Vielmehr kann der Herausgeber, der in der glücklichen Lage ist, ein solches Aktenstück herauszugeben, mit freudigem Stolz auf dessen hohe Bedeutung hinweisen. Ein alter Weiser spricht hier, der gekämpft und gelitten, entbehrt und unermüdlich weiter gestrebt hat. Er verzweifelt trotz Allem, was das Leben ihm nicht gehalten, nicht an dem Siege des echten Strebens, aber er will nicht leichten Einsatz für hohes Spiel. Er ist müde und sieht, wie der Leidende thut, trübe, doch auch den Rest seiner Kraft will er zum Kämpfen benutzen. Aber Mäßigung, die er im langen Lebensstreite gelernt hat, empfiehlt er dringend. Bei allem Ernst und aller Strenge des Richters läßt sich doch die Stimme des liebenden Vaters nicht verkennen, und der Strafende wartet nur auf eine Gelegenheit, sich in den Segnenden zu verwandeln.

Das bedeutsame Aktenstück — vier Octavbogen, von denen 15 Seiten eng beschrieben sind — folgt hier in buchstäblichem Abdruck. (Die mannigfachen Aenderungen, übergeschriebenen Worte ꝛc. sind nicht weiter bemerkt.) Der Brief lautet:

Tiefurt, angefangen den 9. August 1802.

Am obbemerkten Tage habe ich einen aus Bern, (nach Deiner alten Gewohnheit ohne Datum) von Dir, mein Sohn, an mich erlassenen Brief erhalten, dessen Inhalt mich zwar, da

ich von der Geßnerin schon ziemlich darauf vorbereitet war, nicht überrascht hat, aber mich, in mancherley Rücksichten und hauptsächlich um Dein Selbst willen, sehr bekümmert. Du bist also fest entschlossen die Schweitz auf immer zu verlassen, d. i. das einzige Land in Europa, wo es nicht nur möglich war, sondern wo es in der That nur von Dir und Deinem Benehmen abhing, ein sichres Unterkommen, und mit der Zeit, (vielleicht selbst in kurzer Zeit,) ein anständiges établissement auf Dein ganzes Leben, zu finden. Da Du längst berichtet bist, daß Du selbst faber fortunae tuae seyn mußt; da Du weißt daß ich für Dich nichts mehr thun kann, daß ich alt und seit dem Tode Deiner Mutter, mit welcher alle meine Lebensfreude begraben wurde, lebenssatt genug bin, um ihr bald zu folgen, und Du nach meinem Tode so viel als Nichts zu erben hast; da, sage, ich alle diese Umstände Dir bekannt waren, so ließ sich von Dir, als einem vernünftigen und besonnenen Menschen erwarten, Du würdest, da Du bereits im 24st Jahre stehst, die dringende Nothwendigkeit einsehen, Dir je bälder je lieber ein (wenigstens für den Anfang) nothdürftiges aber sicheres Unterkommen zu verschaffen. Daß dies in dem dermahligen Helvetien möglich gewesen wäre, wofern Du Dich nur zu den Mitteln oder Bedingungen, ohne welche es freylich nicht möglich wäre, hättest bequemen wollen, wußte ich nicht nur von Deiner Schwester, sondern Du selbst hast es mir in mehr als Einem Briefe gestanden, und gestehst es noch sogar in Deinem letzten. Warum also willst Du nicht? Was bestimmt Dich einen Weg zu verlassen, der Dich (im allerschlechtesten Fall) wenigstens dahin geführt haben würde, nicht für Nahrung und Kleidung sorgen und kümmern zu müssen? — Denn, merke wohl, mein l. Ludwig, es ist hier nicht um Glücklichleben, sondern um leben zu thun. Animum aequum (das einzige was wirklich glücklich macht, oder doch nie ganz unglücklich werden läßt) tibi ipse parabis. Das müßtest Du unter jeden Umständen thun, auch wenn Du des Herzogs von Bedford „Erbe

gewesen wärest". Soviel ich aus Deinem Brief entnehme, laufen Deine Bestimmungsgründe zum Nichtwollen auf zweyerley hinaus. Auf der einen Seite ist die Helvetische Nazion und Republik nicht nach Deinem Sinn; auf der andern stehen Dir die Bedingungen nicht an, ohne welche Du in der neuen Republik keine Stelle erhalten könntest. Laß uns jeden dieser Punkte etwas genauer in die Augen fassen. Alles was Du gegen die Schweitz einzuwenden hast, möchte sich aus dem Munde eines Menschen, der wenigstens ein Paar 1000 Thaler sichere Renten hätte, so ziemlich hören lassen. Aber in Deiner Lage hält es die Probe nicht. Wer in der Welt leben will, muß sie nehmen wie sie ist; und wer nur dadurch, daß er sich andern Menschen angenehm, nützlich und nothwendig macht, leben kann, muß sich gar vieles gefallen lassen, was er gern anders hätte. Du sagst selbst, „alles gewinne einen treflichen Anschein" und daß Du sogleich hinzusetzest: „nur glauben die Meisten es sey nur Schein, und der Teufel werde doch am Ende die Republik holen" — dies ist, mit Deiner Erlaubniß, junger Herr, nichts als ein sanskülottisches Gerede. Was Du von der innern Untüchtigkeit der Schweitzer erwähnst, von ihren Partheyen ohne Partheymänner, von dem Mangel an ausgezeichnet großen, oder wenigstens vortrefflichen Männern, von ihrer gänzlichen Geistlosigkeit — hält, wenn gleich etwas wahres daran ist, genauer beleuchtet, auch nicht Stich; ich habe aber weder Zeit noch Lust hierüber ins Besondere zu gehen. Nur soviel will ich sagen: Die Schweitzer haben nun eine von ihnen selbst angenommene und von Frankreich genehmigte Verfassung; ob die bestmöglichste, soll und kann nie die Frage seyn; es wird ewig bey der bekannten Antwort bleiben, die der alte Solon auf eine solche Frage gab. Genug also, die jetzige Constituzion scheint immer für die Schweitzer gut genug, und nahe zu die Beste zu seyn, deren sie dermahlen fähig sind. Damit sie es aber seyn können, müssen die Partheyen nun nach und nach verschwinden, wie die Kreise

auf einem durch einen Steinwurf bewegten Wasser. Es giebt izt für alle Vernünftige und ehrliche Leute in der Schweitz nur Eine Parthey: das ist, die Parthey der Konstituzion, und bloß dadurch daß sich alle, die es wohl meinen, um sie her versammeln, und sich fest an sie anschließen, wird nach und nach alles sich wieder setzen und in soviel Ordnung kommen, als zur Ruhe des Staats nöthig ist. Es ist nicht darum zu thun, große Dinge, sondern nur Gutes zu thun p. p.

Der leichtsinnige, witzelnde und herzlose Ton, worin Du auf der ersten Seite Deines Briefes fortfährst von diesem Gegenstand zu reden, besonders das epiphonema — „kurz ich sehe dem allmähligen Erlöschen und kläglichen Hinscheiden der Helvetischen Freyheit mit Wehmut entgegen" et ce qui suit, ist die Sprache eines revolutzionären Schwindelkopfs, und Deiner ganz unwürdig. Was Du an der dermahligen Schweitzerrepublik aussetzest, gilt von allen großen und kleinen Staaten in der Welt; es ist immer so gewesen und wird immer so bleiben. Die menschliche Welt wird nun einmahl durch ein minimum von Weisheit und Tugend regiert, und kann sogar dabey bestehen. Aber auch dieses minimum würde ihr fehlen, wenn alle verständige und wohlgesinnte Leute sich den Geschäften aus den von Dir angeführten Gründen entziehen wollten. Ich kenne die Männer nicht, die izt an der Spitze der Helv. Rep. stehen; und Du, mein Sohn, siehst augenscheinlich diese Leute und alles was die Schweitz betrift, durch ein gefärbtes Glas oder aus gelbsüchtigen Augen. Daß unter ihnen allen kein Mann von gesundem Kopf und Herzen seyn sollte, ist schwer zu glauben; wenigstens thut ihnen das bey mir keinen Schaden, daß Moderazion ihr großes Losungswort (wie Du es nennest) ist. „Man lockt damit keinen Hund aus dem Ofen", sagst Du; auch daran das Sprüchwort im buchstäblichen Verstand genommen zweifle ich sehr; aber was ich gewiß weiß, ist, daß Moderazion das einzige ist, was die Welt noch in einem leidlichen Zustand erhält; und wenn es je möglich ist, daß die Schweitz wieder in

einen solchen Zustand komme, so muß es durch Mäßigung und gemäßigte Menschen geschehen. — Sed surdo fabulam narro. Dies würde auch der Fall seyn, wenn ich mich in das einlassen wollte, was Du gegen die Mittel einzuwenden hast, die Du einschlagen müßtest, um zu einer Stelle zu gelangen. Von jeher gab es ordentlicher Weise nur zwey Wege, worauf ein ehrlicher Mann ohne Vermögen emporkommen konnte: entweder außerordentliche oder doch sehr ausgezeichnete Verdienste (solltest Du Dir etwa solcher bewusst seyn?) oder, bey hinlänglicher Brauchbarkeit, die Gabe und Kunst sich angenehm und beliebt zu machen, in der Gesellschaft überhaupt, und vornehmlich bey denen, die am Ruder sitzen. Opfre den Grazien, sagte Plato zu seinem immer ernsten, sauertöpfischen und ungeselligen jungen Freund Xenokrates. Er würde es auch Dir gesagt haben, dem es (wie ich gewiß weiß) an nichts weniger als an der Gabe Dich angenehm zu machen, aber wohl an dem Willen, sie recht zu gebrauchen, fehlt. Mit einem harten ungeschmeidigen Kopf, mit satirischen Launen, mit beißend tadelndem und spottendem Witz, mit strengen Forderungen an Andre bey großer Nachsicht gegen sich selbst, mit überspannten Begriffen und Grundsätzen, mit großer Einbildung von sich und geringer Meinung von andern, kommt niemand durch die Welt, geschweige, wer in Deiner Lage ist. Doch genug hiervon!

„Der einzige Nahrungszweig, der mir, wie jedem, offen steht (sagst Du mir, als das Resultat Deiner Überlegung dessen was für Dich übrig bleibe) ist Schriftstellerey, und diesem mich ausschließlich zu widmen, ist auch mein Entschluß." — Das lautet ungefähr so, als wenn ein hübsches junges Mädchen ohne Vermögen, sagen wollte: Der einzige Nahrungszweig, der mir, wie jeder, offen steht, ist die Hurerey, und diesem p. p. — Es ist traurig, einen Menschen, wie Du bist, oder doch seyn könntest und solltest, so etwas sagen zu hören. Weißt Du auch was Schriftstellerey, als Nahrungszweig getrieben an sich selbst,

und besonders heut zu Tag in Deutschland ist? Es ist das elendeste, ungewissßte und verächtlichste Handwerk, das ein Mensch treiben kann — der sicherste Weg im Hospital zu sterben. Das Betlerhandwerk nährt seinen Mann besser und ist kaum schmählicher. Hast Du Dich geprüft? Kannst Du in einem Dachstübchen des Winters frieren, des Sommers dorren? Kannst Du von Salz und Brodt und Kartoffeln leben, so oft Du Dich nicht etwa bey andern, die ein besseres ordinaire haben, zu Gaste bittest? Jene magere Kost und alle 5 Jahre ein neuer Kaputrock von Görlitzer Tuch, ist alles, wozu ich Dir bey der Schriftstellerey, wie Du es nennst, Hoffnung machen kann, wofern Du nicht etwa, als Corrector in Druckereyen oder durch irgend einen andern modum acquirendi dieser Art, Mittel findest, Dein Einkommen zu verbessern. — Und mit was für Zweigen Deines neuen Gewerbes denkst Du Dich zu nähren? Mit Übersetzen waren sonst ein Paar Thaler per Bogen zu verdienen; aber diese Innung ist so fürchterlich übersetzt, daß die Arbeit das Salz und den Lausewenzel nicht mehr abwirft, den diese Ehrenmänner, um den Hunger dadurch abzutödten, rauchen müssen. Auf jede neue Brochure, die in Frankr. u. Engl. herauskommt, warten 10 Übersetzer mit weitofnen Mäulern, der Buchhändler, dessen Profit bey dergl. Sachen gewöhnlich auch sehr gering ist, giebt das Buch dem wohlfeilsten Arbeiter, und dieser muß sich zu Schanden abschächern, wenn er tägl. soviel als ein Holzhacker verdienen will. Ich weiß was Du mir sagen wirst — Romane, Schauspiele, Zeitschriften, Taschenbücher — u. die Beispiele von Göthe, Schiller, Richter, Kotzebue, La Fontaine. — In der That machen diese fünf eine Ausnahme; aber was sind 5 gegen mehr als 6000 Buchmacher, die es izt giebt? Zudem leben die beiden ersten nicht bloß von der Schriftstellerey, und der filius albae gallinae Kotzebue hat durch seine Frauen und von Kays. Pauls Freygebigkeit über 6000 rth. jährl. Einkommen. Übrigens mußten Schiller und Richter, zumahl der letztere, sich viele Jahre schmal behelfen, bis sie es endlich so

weit brachten, daß unsre Buchhändler sich mit schwerem Geld um die Ehre drängen, mit den Abschnitzeln, die von den Schreibtischen dieser Günstlinge des Publikums fallen, ihre Taschenbücher und Almanache zu zieren. Lassen wir aber diese Personen, und sprechen von der Sache selbst. Der Buchhandel liegt in einem so tiefen Verfall und wird mit jeder Messe so viel schlechter, daß selbst angesehene Buchhändler erschrecken, wenn ihnen ein Mscpt., das nicht einen schon berühmten Nahmen zum Garant hat, angeboten wird. Die Buchläden sind mit Romanen und Theaterstücken aller Art dermaßen überschwemmt, daß ihnen jeder Thaler zu viel ist, den sie für ein Schauspiel das nicht von Kotzebue oder Schiller, oder einen Roman, der nicht von Richter, La Fontaine, oder Huber kommt, geben sollen. Aus den allgemeinen und mit jeder Messe zunehmenden Klagen der Sosier sehe ich die Zeit kommen, da sogar die eben genannten Modeautoren der Zeit Mühe haben werden, so freygebige Verleger zu finden wie bisher. Mit Journalen ist vollends gar nichts mehr zu verdienen; es stechen zwar alle Jahre etliche Dutzend neue, wie Pilze aus sumpfichtem Boden, aus den schwammichten Wasserköpfen unsrer litterarischen Jugend hervor; aber es sind Sterblinge, die meistens das 2te Quartal nicht überleben. Die alten Journale sind bisher immer noch die dauerhaftesten gewesen; aber auch diese nehmen mit jedem Jahrgange ab, und der teutsche Merkur, der sich dreißig Jahre erhalten hat, wird, allem Anscheine nach, mit diesem Jahre seine corvée beschließen. Mit dem Att. Museum hat es dieselbe Bewandtniß. Göthe oder vielmehr sein Verleger, hat sich genöthigt gesehen, die Propyläen, so wie vormahls die Horen, aufzugeben. Die Zeitung für die elegante Welt und das Moden-Journal sind beynahe die einzigen, die einen starken Abgang haben, weil sie auf die Eitelkeit, Frivolität und Anekdotensucht unsres Publikums fundiert sind. Aber welcher Mann von Gefühl und Ehre wird von den Lastern und Thorheiten seines Zeitalters leben wollen?

Ich gestehe gern, daß alles, was ich von der misere der Schriftstellerey, als modus acquirendi betrachtet, gesagt habe, einige Modifikazion erleiden möchte, wenn die Rede von einem jungen Manne wäre, der sich aus Drang eines inneren Berufs, mit dem Bewußtseyn großer und ungemeiner Geisteskräfte und Talente, folglich mit einer vorgefühlten Gewißheit, Sensazion in unsrer geschmacklosen, erschlafften und am liebsten von den excrementen hirnloser Köpfe sich nährenden Lesewelt zu machen, zur Schriftstellerey entschließen wollte. Ich weiß nicht, ob Du dieser junge Mann bist, wiewohl ich einige Ursache habe, sehr daran zu zweifeln. Prüfe Dich indessen selbst, aber sey auch ehrlich gegen Dich selbst und täusche Dich nicht vorsetzlich. In te descende, et noris quam sit tibi curta supellex. Du glaubst Talent für die ächte Komödie zu haben! Es mag seyn, daß Du Anlage dazu hast; aber damit reichst Du nicht aus: es gehört noch ein großer Fond von Welt und Menschen-Kenntniß, aus Erfahrung und Umgang mit allen Arten von Menschen und allen Ständen und Klassen geschöpft, dazu, den Du Dir unmöglich schon erworben haben kannst; es gehören Studien dazu, die Du nicht gemacht hast, und eine Fertigkeit und Gewandtheit des Stils, wovon ich noch keine Probe von Dir gesehen habe. Doch, auf alles das läßt sich am Ende eine Antwort geben, die allem Streit ein Ende macht. Schreibe eine Komödie, die in Deutschland wirklich Sensazion macht, die zu Berlin, Wien, Frankfurt, etc. zehnmal hintereinander gegeben wird, die jeder Theaterdirektor haben will, — und ich verstumme. Nur ein einziges solches Stück, und Du hast Dir einen Nahmen gemacht; und bist Du dann im Stande, nach und nach ein Dutzend dergleichen aufzustellen, so bist Du geborgen. Wie es scheint, existieren schon 2 Stücke von Dir im Druck. Wie kommt es, daß Du nicht für gut gefunden hast, mir ein Exemplar davon zu schicken? Zwar mit dem neuesten, das Du dem guten Geßner aufgehängt hast, bist Du selbst nicht wohl zufrieden; es ist weder komisch noch spashaft, und hat also in Deinen

Augen keinen Werth, sagst Du. Warum ließest Du es also drucken? Was soll dieser kavalierische Ton? Wenn Du was gutes machen kannst, warum thust Du es nicht?

Ich habe Dir nun, mein lieber Louis, über Deinen Entschluß die Schweiz zu verlassen und die Schriftstellerey, als angeblich einzigen Dir übrigbleibenden Nahrungszweig, zu treiben, meine Gedanken mit der freyen Offenheit eröffnet, die einem Vater gegen seinen Sohn Pflicht ist, wiewohl Du sie, aus mir wohl bekannten Ursachen, nicht von mir begehrt hast. Bevor ich Dir aber den verlangten Rath ertheilen kann, muß ich Dir vor allen Dingen entdecken, in was für einer Lage ich selbst bin. Seit dem Tode Deiner guten Mutter haben sich die Umstände sehr verändert. Ich kann und werde nicht länger zu Oßmanstätt leben, sondern werde, sobald als möglich wieder in die Stadt ziehen. Den größten Theil der Sommerszeit habe ich in Tiefurt bey der Herzogin zugebracht, und gehe, nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen im Schooß meiner Familie, morgen wieder dahin zurück. Ich bin im Begriff das mir äußerst lästig gewordene Oßmanstättische Gut zu verkaufen, um mich von den Schulden, in die es mich gesteckt hat, frey zu machen, und den Rest meiner Tage ohne Sorge und Kummer zu verleben. Ich behalte bloß Haus und Garten in Oßmanstätt, weil Deiner Mutter Grab darin ist und ich selbst neben ihr begraben seyn will. Vielleicht bringe ich noch den Winter zum letztenmahl in O. zu; gewiß ist es aber noch nicht. Nach Vorausschickung dieser praemissen ist folgendes der beste Rath, den ich Dir geben kann:

1) Wenn Dein Entschluß, die Schweiz zu verlassen, nicht bereits auf eine solche Weise éclatiert ist, die eine Aenderung in Deiner Politischen Lage unmöglich macht, so besinne Dich eines Bessern, und entschließe Dich nicht eher, von der Schriftstellerey zu leben, bis Du moralement gewiß bist, daß Du im Helvetischen Staat kein Unterkommen finden kannst.

2) In diesem Falle retiriere Dich in irgend einen ruhigen Winkel in der Schweitz, oder in Schwaben, und arbeite die beiden Stücke aus, wozu Du einen guten und neuen Plan gemacht zu haben versicherst. Wende alles, was Du vermagst, darauf, und sobald Du fertig und mit Dir selbst zufrieden bist, so laß eine saubere, lesliche Abschrift davon machen, und schicke sie mir. Ich will sie dann, unter einem selbstbeliebigen Nahmen, den Du annehmen kannst, das eine nach Wien, das andere an Iffland nach Berlin schicken, und zwar auf Bedingungen, wodurch Du immer Eigenthümer dieser Stücke bleibst — so wie Schiller und Kotzebue es mit den ihrigen zu machen pflegen. Reussieren sie, so wird sich dann alles Weitere von selbst geben.

3. Bevor dies geschehen seyn wird, rathe ich Dir, nicht nach Deutschland zurückzukommen, am allerwenigsten zu mir. Da Du, wie mir itzt nur allzuklar ist, in Deine vorige Art zu denken und zu seyn (von welcher ich Dich, vor einiger Zeit, auf immer geheilt glaubte) zurückgetreten bist, so würdest Du Dich nicht lange mit mir vertragen können, zumahl da ich selbst reizbarer als jemahls bin und es wahrscheinlich noch weniger in die Länge mit Dir aushalten könnte als Du mit mir. Du bist in allen Stücken zu sehr mein Antipode, als daß es rathsam wäre, uns unter Einem Dache aufzuhalten, und aus Einer Schüssel zu essen. Als ich Dir, im Nothfall, ein asyl zu O. anbot, hielt ich Dich für das Opfer einer heillosen Parthey; alle Umstände waren damahls anders als itzt, und ich wußte gar vieles nicht oder täuschte mich selbst über manches, worüber mir Dein letzter Brief die Augen geöfnet hat. Der litterarische Sanskülotism. und Revolutionsgeist ist mir noch widerlicher und verhaßter als der Politische. Überdies könntest Du, so wie Deine Sachen itzt stehen, Dich in Weimar nicht sehen lassen, ohne Dich und mich zum Gegenstand eines allgemeinen Naserümpfens, Maulaufreißens und Gespöttes zu machen, womit ich billig verschont zu bleiben wünsche.

4) Diesem füge ich noch etwas bey, das Du wohl zu Herzen nehmen wollest! Laß Dir ja nicht beygehen, ohne meinen Willen, nach Jena oder Leipzig zu kommen, falls Herr von Kleist etwa auf den Gedanken käme, Dich mit sich zu nehmen. Du könntest mir keinen größeren Verdruß anthun als diesen, und ich könnte es nicht anders aufnehmen, als daß Du Dich auf immer von mir lossagen wolltest. Verachtest Du diesen meinen Willen (zu welchem ich sehr gute Ursachen habe) so wirst Du wohl thun, auch meinen Nahmen abzulegen und Dich nirgends zu zeigen, wo man Dich bereits kennt.

Bevor ich schließe, wiederhohle ich meine ernstliche Bitte, alles aus allen Gesichtspunkten und von allen Seiten wohl zu überlegen und zu berechnen, ehe Du einen unwiederbringlichen Schritt thust. Besonders ermahne ich Dich, nicht in den Wind zu schlagen was ich Dir von den miserien der Schriftstellerey als Nahrungszweig, geschrieben habe. Noch einmahl, fühlst Du Dich geschickt und aufgelegt, durch die Denkart und Lebensweise eines Cynikers, im eigentlichen Sinn, so wie ihn Lucian in seinem Cyniskus dargestellt hat, glücklich zu sein; kannst Du, mit der Verachtung der Welt beladen, von Puffbohnen und Kartoffeln leben, so thue was Du nicht lassen kannst. Jean Paul hat es mehrere Jahre lang, und bis ihn die meisterhafte, wiewohl übermäßige Empfehlung seines Hesperus in der Allgem. Litt. Zeit. in Reputazion setzte, nicht viel besser gehabt; und wer weiß, ob es nicht auch Dir, nach einigen überstandenen Hungerjahren, gelingt, ut te quoque possis tollere humo. Es ist wie die Würfel fallen: Cervantes, Milton und der Dichter des Hudibras lebten kümmerlich und armselig mit den größten Talenten und trotz der unsterblichen Werke, deren Schöpfer sie waren; Kotzebue hat sich, trotz der seinigen, ein Einkommen von mehr als 8000 Thaler zu verschaffen gewußt. Das wahrscheinlichste und sicherste ist indessen für die litterarischen Tagwerker und Galeriens — das Spital.

Es ist ein äußerst trauriger Gedanke für Deinen Vater,

mein Sohn, daß nun auch die 20 Monate, die Du in der Schweitz gelebt hast, Dich nicht weiter gebracht haben, als Du vorher warst. Ich hoffte immer, Du würdest wenigstens Fertigkeit im französisch sprechen zur Ausbeute davon tragen; aber, wie ich höre, hast du auch dies vernachlässigt und aus dem nicht zu entschuldigenden Grund, weil Du die Franzosen nicht leiden kannst. Die bloße Erwerbung einer gewissen Fertigkeit französisch zu reden und zu schreiben würde ein großer Schritt zu Deinem Fortkommen in der Welt gewesen seyn.

Ich muß Dir nun überlassen, was Du zu Deinem eigenen Besten thun willst. Es ist hohe Zeit, daß Du Deiner bisherigen Wankelköpfigkeit und Veränderlichkeit ein Ende machest. Überlege reiflich eh Du Dich entschließest, aber beharre bey dem wozu Du Dich entschlossen hast und unterwirf Dich allen Folgen mit Gleichmuth.

Geßner hat mir seit Jahr und Tag nicht geschrieben, und seit mehreren Jahren keine Abrechnung mit mir gepflogen. Ich weiß daher auch nicht, wie wir gegen einander stehen, und wie viel ich ihm, Deines Aufenthalts in seinem Hause wegen, schuldig seyn mag. Du thätest wohl ihn zu etwas mehr Ordnung in seinen Sachen zu überreden.

Die Freude, die Du mir in der ersten Periode Deines Schweitzerischen Lebens zu machen anfingst, hat sich, gewiß nicht ohne Deine Schuld, in Kummer und Sorge verwandelt. Es steht bei Dir, mir diese abzunehmen und mir bessere Aussichten in Deine Zukunft zu verschaffen. Ich werde nur mit meinem Leben aufhören Theil an Dir zu nehmen, wiewohl guter Rath und gute Wünsche alles sind womit Dein so oft schon in seinen Hoffnungen getäuschter Vater Dir dienen kann.

Oßmanstätt den 16. August 1802.

C. M. Wieland,

Mit einem Commentar soll dieser Brief nicht beschwert werden. Nur zwei kurze Hinweise auf die berührte politische

Lage der Schweiz und die literarischen Verhältnisse Deutschlands mögen hier folgen.

Was die Schweiz und speciell Bern betrifft, so genügt es, auf Folgendes hinzuweisen: Das große Ereigniß der Schweizer Republik war der Staatsstreich vom 17. April 1802, der Sturz der föderalistischen Partei, welche am 28. October 1801 den Sieg erlangt hatte. Durch diesen wurden die zur Einführung einer allgemeinen helvetischen Verfassung angeordneten Maßregeln eingestellt, 47 Notabeln einberufen (auf den 18. April), die über den Verfassungsentwurf vom 29. Mai 1801 berathen hatten. Der Geschichtschreiber der helvetischen Republik (A. v. Tillier) charakterisirt diese Staatsveränderung so: „Der Sieg und die Herrschaft der von Frankreich wenigstens für den Augenblick begünstigten Einheitsfreunde schien unbedingt und ihre Uebermacht ohne Schranken und dennoch zeigte der Erfolg, . . . daß gerade am 17. April, an dem man den glänzendsten und unbedingtesten Sieg über die Gegner davongetragen und ihre Personen gänzlich beseitigt zu haben glaubte, das eigene System untergraben und die Sache der Einheit in der Schweiz vielleicht auf immer auf das Spiel gesetzt wurde".

Für unseren Zusammenhang viel wichtiger sind die literarischen Verhältnisse. Das Bild, das Wieland von Schriftstellernoth und Elend macht, ist gewiß nicht übertrieben. Auch daß er von sich als einem nicht sonderlich bezahlten Autor redet, beruht auf Wahrheit. Nur muß man freilich bedenken, daß Wieland's Schriftsteller-Honorare bald nach dem Schreiben unseres Briefes durch Cotta u. A. bessere wurden, sowie seine Ausgaben sich nach Verkauf des Osmanstädter Gutes wesentlich verminderten. In der Mittheilung über die beliebten und vielgelesenen Schriftsteller dürfte die Aufnahme des Namens Huber Manchen auffällig sein. Gemeint ist F. L. Huber, Schiller's Jugendfreund, aber man weiß jetzt, daß sich unter diesem Namen die hochbegabte Gattin jenes Schriftstellers, Therese Huber geb. Heyne, verbarg.

Vielleicht erklärt sich die stark zum Ausdruck kommende Antipathie des Vaters gegen den Sohn auch aus des Letzteren, dem Vater wohl bekannter literarischen Gesinnung. H. Zschokke, Eine Selbstschau, Aarau 1842, S. 204, der damals viel mit L. Wieland und Kleist zusammen war, berichtet nämlich: „Ludwig Wieland gefiel mir durch Humor und sarkastischen Witz, den ein Mienenspiel begleitete, welches auch Milzsüchtige zum Lachen getrieben hätte.“ Er und Kleist schätzten in erster Linie Goethe, in zweiter Schlegel und Tieck und konnten Z.'s Liebe für Schiller nicht begreifen. „Wieland wollte sogar den Sänger des Oberon, seinen Vater, nicht mehr Dichter heißen.“ Auch in Briefen der Frau Reinhard wird, wie Erich Schmidt mich belehrt, diese fast komisch zur Schau getragene Hinneigung L. Wieland's zu den Romantikern berichtet. (Vgl. auch oben S. 13 fg.)

Welchen Erfolg unser Brief auf Ludwig Wieland geübt hat, kann man aus dem über ihn Gesagten leicht entnehmen: Er that gerade das, was der Vater ihm auszureden versucht hatte: er verließ die Schweiz und wurde Schriftsteller. Er hatte die Absicht, im September 1802 aus Bern fortzugehen, und gedachte nicht nach Weimar zu kommen. Er ging, wie es scheint, auf Umwegen nach Wien, wo er mehrere Jahre zubrachte, nicht ohne gelegentlich z. B. 1805/6, nicht gerade zur Freude des Vaters (Zolling S. 170), in Weimar zu erscheinen. Auch 1809 sprach der Vater von dem leichtsinnigen Ludwig (Zolling S. 178).

Seine Schriftstellerei entwickelte sich jedoch günstiger als der Vater gemeint hatte. Ludwig war, wie erwähnt, in Bern mit H. Zschokke und H. v. Kleist, auf den durch ihn der Vater aufmerksam wurde, bekannt und durch die jungen Genossen vielleicht mehr als durch Hinblick auf den Vater zur Erkenntniß und Entfaltung seiner Anlagen geführt worden. Diese Anlagen schätzte der Vater, nachdem er einige Proben gesehen, ziemlich hoch. (Vgl. Gruber IV, 342. 358.) Er schrieb dem Sohne „einen ungewöhnlichen Grad von Reife“ zu und hoffte, „er werde sich unter den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts eine

ehrenvolle Stelle erringen". Er selbst gab „Erzählungen und Dialogen" des Sohnes heraus, von denen der erste Band bei Göschen, der zweite, nach der kurzen Entzweiung des Vaters mit seinem langjährigen Freunde (Zolling S. 168) bei Geßner erschien.

Für Weimar, wo er erst seit 1813 dauernd lebte, gewann Ludwig später als politisch freisinniger Schriftsteller eine gewisse Bedeutung.

Drittes Capitel.

K. A. Böttiger's Weggang von Weimar.

(1804.)*)

„Herr Hofrath Böttiger ist endlich vor 14 Tagen nach Dresden als dem nunmehrigen Ort seines Aufenthalts abgegangen und hat dadurch ein vacuum bey uns, besonders auch bey mir verursacht, welches so leicht nicht zu erfüllen seyn wird." So schrieb Wieland 1804.

Es war wirklich eine Lücke für Viele, die lange nicht ausgefüllt wurde. Denn K. A. Böttiger (1760—1835, von 1791 bis 1804 in Weimar) war ein Gelehrter, dessen man bei der Erwähnung Alt-Weimars mit Ehren gedenken kann und muß. Er hatte seine Fehler und Schwächen. Er war ein plumper Geselle,

*) Die erste Stelle des Capitels bei Zolling S. 108; vgl. dazu eine ähnliche Aeußerung Knebel's bei Düntzer, Z. d. dtsch. Lit. u. Gesch., Nürnberg 1858, II, S. 52. Außer den schon oben (A. zu S. 21) erwähnten Goethe-Wieland-Briefen sind besonders K. A. Böttiger's Lit. Zustände und Zeitgenossen, 2 Bändchen, hgg. von K. W. Böttiger, Leipzig 1838, und von dems.: K. A. B., eine biogr. Skizze, Leipzig 1837, zu beachten. — Benutzt, nur ganz bruchstücksweise abgedruckt ist meine Studie: B.'s Berufung nach Berlin, Euphorion I, 350—365, und die Nachträge in der Vierteljschr. f. Litgesch. XI, S. 195fg. — Die hierher gehörigen Briefe Goethe's an Bertuch sind GJ. II gedruckt, woselbst auch (S. 252) weitere Literatur angegeben ist. Ferner die von O. Francke gegebenen archivalischen Mittheilungen: K. A. Böttiger, seine Anstellung als Gymnasialdirektor in Weimar und seine Berufungen, Euphorion III, 53—64, 408—422; ders.: Goethe-Briefe in Sachen Böttiger's, GJ. XVI, S. 80—83. — H. Schmidt, Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen, Leipzig 1856, S. 24—26.

dessen Häßlichkeit Manchem widerwärtig sein konnte. Er war ein geschworener Lobredner und schmeichelte unmännlich den Hohen der Erde und den Großen des Geistes. Den Freuden der Tafel war er mehr hold, als einem Geisteskämpen zukam. Auch war er zudringlich und ein Wichtigthuer, gern spielte er den Geheimnißvollen und liebte den Klatsch. Auch krumme Wege ging er wohl, insbesondere bei wirklichen oder vermeintlichen Berufungen, um in den Augen Anderer seine Bedeutung zu steigern und seine Unentbehrlichkeit darzuthun. Seinen Fehlern und Schwächen aber standen bedeutende Vorzüge gegenüber. Er war ein Gelehrter von weit umfassendem Wissen, dessen philologische und archäologische Arbeiten, Aufsätze, Editionen, kritische Forschungen und darstellende Werke hochberühmt waren und noch heute geschätzt sind. Mit tiefeindringender Gelehrsamkeit verband er weiten Blick und die Gabe anmuthender Darstellung. Als Publicist und Kritiker wirkte er Jahrzehnte lang anregend und nützlich, wenn er sich auch die Grenzen, zum Schaden seiner gelehrten Thätigkeit, zu weit steckte und aus niedrigen Rücksichten Unbedeutendes lobte. In seiner Dienstwilligkeit und Hülfsbereitschaft kannte er keine Grenzen: Bücher zu besorgen, Anfragen zu beantworten, Empfehlungen zu verschaffen, Stellen zu vermitteln, schien das Lebenswerk des Mannes zu sein, der daneben eine ganze Bibliothek zusammenschrieb und sein Leben lang, bis zum Erlöschen seiner Kraft, ein pflichteifriger Beamter war. Deß sind Zeugen die zahlreichen Danksagungen ehemaliger Schüler in Briefen oder Widmungen. Wer aber diese, als dem Lebenden dargebracht und vielleicht dazu bestimmt, seine Dienstfertigkeit anzustacheln, als interessirt verwerfen möchte, der lese folgende, Jahrzehnte nach Böttiger's Tode zuerst gedruckte Huldigung:

„Und nun werde noch mit dem innigsten Danke des Mannes gedacht, dem wir so viel, ja Alles zu verdanken haben, der um den damaligen Flor des weimarischen Gymnasiums sich die größten Verdienste erworben hat, der, von der Natur zum Lehrer berufen, dazu wie geschaffen war: Böttigers. Nicht

bloß daß er der alten Sprachen bis zum tiefsten Eindringen in den Geist derselben, besonders der griechischen und lateinischen Sprache vollkommen und bis zum Auffinden ganz neuer bewährter Ansichten und Regeln kundig war, wußte er jeden Autor ganz nach dessen Eigenheiten und Charakter so zu behandeln und darüber vorzutragen, daß dessen Vorzüge auch dem Stumpfsinnigsten nicht bloß klar, sondern Antheil und Liebe dafür erweckt wurden. Ja, wir verdanken ihm ein höchstes, für das ganze Leben Entscheidendes, daß nämlich in jedem Moment unserer Erdenwallfahrt zwei Welten in uns thätig leben, die einander tragen, heben, erklären, heiligen: die antike und die moderne. Nur wer den Kenntnißreichthum, den tiefsten Ernst, die in gewähltester Sprache überfluthende Begeisterung dieses Mannes auf dem Katheder kennen gelernt hat, wird ganz begreifen, was hier gemeint ist, und kann mit Hamlet ausrufen: Wie ekel, schal und abgeschmackt ist mir das Treiben dieser Welt, könnt' ich sie nicht mit der antiken vergleichen, durch sie erklären und ergänzen. Seine Mittheilungen, die sich bis auf das kleinste, einzelnste Detail auch im Lebensverkehr selbst erstreckten, führten dazu; doch bedarf es hier nicht bloß des Wissens, ja nicht bloß des lebendigen, immer gegenwärtigen Wissens, nein! es muß ein Theil unseres ganzen inneren Wesens werden, das mit uns denkt, empfindet, handelt; dies nur verdanken wir diesem Manne, diesem Lehrer, Böttiger mit Namen!"

Auch manche andere gewichtige, erst unmittelbar vor oder lange nach dem Tode Böttigers bekannt gewordene Aeußerungen lassen sich anführen. Auf die eine — die in Weimar bei dem Gymnasialjubiläum 1829 gehaltene Rede Peucer's — (gedruckt Peucer, Weimarische Blätter, Leipzig 1834) habe ich im G. J. XVIII, 302 hingewiesen. Dort heißt es über B.: „Denn unser ist er, ob er auch schon seit geraumen Jahren von uns geschieden ist. Er ist unser, durch eine fast dreizehnjährige ruhmvolle Amtsführung als Director dieses Gymnasiums; unser, durch eine Menge gelehrter Arbeiten, die er hier begann oder

vollendete; unser, durch so viele tüchtige Schüler, die er hier bildete und zum Nutzen des In- und Auslandes, zur Ehre des Staats- und Kirchendienstes, wie der Literatur heranzog; unser, durch seine noch fortwährend seinem ehemaligen Weimar und uns Allen gewidmete treue Gesinnung und Anhänglichkeit". Die Verehrung der Schüler wird mit den Worten bezeugt: „die einst mit mir unter seinem Lehrstuhl saßen, einst jahrelang, mit mir, an seinem Munde hingen, an dem reichen Gastmahl seiner Gelehrsamkeit sich sättigten, seines tief eingehenden, weit umfassenden, kräftig aufregenden, und dabey immer heitern, immer blühenden Unterrichts ebenso freudig als dankvoll genossen".

Eine andere Stelle in G. H. v. Schubert's Selbstbiographie 1854, I, 259 lautet: „Am meisten unter allen Lehrern an der Schule hatte ich Böttiger zu danken. Er hatte mich zuerst mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen und großer Nachsicht zum Fleiß geweckt und als dieser erwacht war, ihn ermuntert und gekräftigt. Von meinem Eintritt bis zu meinem Abgang aus der Schule hatte er mir Beweise einer liebevollen Theilnahme an meinem innern wie äußern Wohlergehn gegeben, die ich nie vergessen werde".

Solche Stellen, die von unverwerflichen Zeugen verschiedenster Art herrühren, muß man sich gegenwärtig halten, um an ihnen die Verunglimpfungen zu messen, mit denen man meist auf Grund der einseitigen Aeußerungen Schiller's und Goethe's Böttiger's Namen zu begleiten pflegt.

Der also Gepriesene und Gescholtene lebte dauernd mit Wieland in enger Gemeinschaft, wurde von Herder weniger durch seine als durch Herder's Schuld getrennt, von Schiller aber gehöhnt und von Goethe verflucht. Zu solcher Beurtheilung hatten die Heroen, die anfänglich mit Böttiger in einer gewissen Vertrautheit gelebt hatten, keinen zureichenden Grund. Alle die Bosheiten, die er gegen sie äußerte und, seiner Manier nach, überallhin verbreitete, waren nicht Ursache, sondern Folge ihres Grolls. Die eigentliche Ursache war ein gewisses Unbehagen,

das Jenes Natur der ihrigen erregte: erfüllt von dieser Empfindung und voll von dem Bewußtsein, aus ihren Kreisen Uneingeweihte fortweisen zu dürfen, entfernten sie Böttiger. Dies war ihr Recht; die Gründe aber, die sie vorgaben, und das Verfahren, das sie einschlugen, waren nicht gerechtfertigt. Denn die angebliche Veruntreuung des Wallenstein-Manuscripts, die Schiller ihm vorwarf, war zwar, da sie ohne Schiller's Wissen, ja gegen seinen ausgesprochenen Willen geschah, gewiß moralisch unerlaubt, aber sie war eine im Ganzen höchst unschädliche Handlung, da sie Böttiger keinen Gewinn, dagegen einem Schiller engverbundenen Kreise einen köstlichen Vorgenuß verschaffte, der in jener Epoche literarischer Feinschmeckerei allerorten sehnsüchtig begehrt wurde. Was aber Goethe betrifft, so handelte er in der Erregung als Donnerer Zeus und nahm einen kleinen Anlaß wahr, um einen großen Zorn ausbrechen zu lassen.

Am 2. Januar 1802 war zum ersten Mal (am 4. anstandshalber wiederholt, um dann für Weimar wenigstens auf Nimmerwiedersehn zu verschwinden) Schlegel's Jon auf dem Weimarer Theater aufgeführt worden. Doch lassen wir lieber Böttiger seinem Freunde Rochlitz darüber berichten und hören, wie dieser, der gewiß ein getreuer Anhänger Goethe's war, darauf antwortet.*)

---

*) Als Anmerkung mag wenigstens die folgende Stelle aus einem Briefe Böttiger's an Rochlitz, 25. Juni 1804 mitgetheilt werden, die, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, als ein Beitrag zur Vorgeschichte des Jon-Streites wichtig ist.

„Sehr neugierig bin ich auf Ihr Urtheil über die hochgefeierte Unzelmann. Die Natur und der höchste Sinn hinter dem Unterröckchen hatte sie sicherlich nur zu einer vollendeten Soubrette bestimmt. Allein Toiletten- und Gardinenkünste, feinbenutzter Umgang mit Kennern und die Hauptstadt hat sie zu einem theatralischen Proteus gemacht, der doch seine Grundnatur nie mehr als halb ausziehn kann. Als ich dies in Absicht auf ihre Heldenrollen besonders andeutete und im Modejournal drucken ließ, schmiß ich sie den goldenen und fleischenen Kälbern des Volkes Israels in die Augen und bereitete mir den Bannstrahl vor, der dann wegen des Jon wirklich auf mich geschleudert wurde“.

Böttiger an Rochlitz. 21. Januar 1802.

(Über Schlegels Jon.) Gereizt von jenem Unsinn, vielleicht auch von prickelndem Krankheitsstoff schrieb ich fürs Modenjournal eine Kritik desselben mit der möglichsten Schonung unserer Theaterdirektion, mit der ich um alles in der Welt in keinen öffentlichen Krieg gerathen wollte. Goethe erhält indeß, noch ehe das Stück die Druckerei verließ, Nachricht davon und fulminirt so fürchterlich auf mich und schreibt so drohende Billete an Bertuch, daß dieser die Unheilsbogen sogleich cassirte, ob er gleich Censurfreiheit hatte und ganz anders hätte verfahren können. Doch Goethe drohte sogleich seine Demission von der Theaterdirektion zu geben, wenn es geschähe. Die Sache machte hier Aufsehn und indignirte Jeden, der kein Sclave der Schlegelschen Clique ist. Wahrscheinlich wird auch auswärts manches davon erzählt. Ich theile Ihnen hier im strengsten Vertrauen die für mich zurückbehaltenen Aushängebogen mit, bitte sie mir aber zurück, weil ich sie selbst nicht weiter habe und bitte zugleich sie durchaus Niemandem mitzutheilen oder überhaupt davon eher zu reden als bis Andere anfangen. Urtheilen Sie, ob etwas gegen Goethe Achtungswidriges darin ist und ob nicht Alles vielmehr nur zuviel gelobt scheint. Auf jeden Fall macht dies meine hiesigen Verhältnisse noch unangenehmer. Sei es! Ich will furchtlos und meiner Überzeugung gemäß handeln.*)

R. an B. 24. Januar 1802.**)

Ihr Aufsatz ist gründlich, anständig und so, daß das Abscheuliche jenes literarischen Despotismus recht lebhaft ins Auge

*) Die Recension ist erst nach Böttiger's Tode in seinen „Kleinen Schriften" 1837, I, S. 328 ff. gedruckt worden.

**) Ob sich Böttiger bei der von Goethe befohlenen Streichung nicht beruhigte und an den Herzog wandte? In Voigt's Briefen an B. findet sich folgender Zettel (27. Jan. 1802), den man auf die Sache beziehen möchte: „Nach einem aus der Beilage genommenen Extracte habe ich das Original, auf des Herzogs Befehl an Ew. Wohlgeb. zu remittiren und vielleicht wird noch in dieser Woche ein Mehreres über die Sache zu vernehmen sein".

springt. Seien Sie also ruhig, mein lieber Freund, und bleiben Sie sich treu, wie Sie am Schluß Ihres Briefes selbst sagen: furchtlos der Überzeugung gemäß handeln. Ich würde an Ihrer Stelle schon längst — nicht etwa Goethe die Spitze geboten, aber ihn vermieden und durchaus nicht mich bemüht haben, ihm gefällig zu werden.

B. an R. 26. Januar 1802.

Dank auch für diese Liebe, mein guter Rochlitz. Ihr Urtheil, daß mein Aufsatz unsträflich sei, ist mir sehr troſtreich, denn ich möchte um Alles für keinen Frondeur gehalten werden. Zu meiner Freude finde ich, daß auch hier alle Unbefangenen meine Partei nehmen.*)

Die Sache selbst kann hier nicht weiter verfolgt werden. Die Unbefangenen auch der folgenden Zeit gaben Böttiger Recht. Das Schlegel'sche Stück verdiente die schärfste Verurtheilung. Ein Theaterdirector, selbst wenn er Goethe, und zufällig auch Minister ist, muß Tadel anhören können. Ein Mann wie Böttiger, ein großer Gelehrter, Gymnasialdirector, Herausgeber einer das Theatralische häufig behandelnden Zeitschrift durfte den Anspruch erheben, über eine der Antike gewidmete Tragödie unangefochten seine Meinung zu sagen. Goethe jedoch behielt Recht. Dabei allein blieb es nicht. Die Gewaltmaßregel hatte Böttiger's Ansehn untergraben. Der Ausschluß aus den Cirkeln, in denen Goethe und Schiller herrschten, beschränkten seinen Umgangskreis. Daher mochte er sich aus Weimar heraussehnen, das ihn ehemals so gelockt hatte und das, wie er häufig versicherte, seine zweite Heimath geworden war.

Ein höchst ehrenvoller und glänzender Ruf, gleichmäßig lockend durch die materiellen Bedingungen, wie durch die Art der Thätigkeit, hätte Böttiger nach Berlin führen müssen. Böttiger war, nachdem die ihm zugedachte Berufung zum Director des Gymnasiums zum grauen Kloster einem Andern

*) Der vorhergehende Theil des Briefes ist GJ. I, 329 gedruckt.

zu Theil geworden war, zum Oberschul= und Konsistorialrath, besonders zur Beaufsichtigung der höheren Schulen ernannt worden.

In Weimar hatte man natürlich von dieser Berufung Notiz genommen und wünschte Böttiger zu halten. Mit dem Herzog suchte und erlangte Böttiger durch Kirms und die Jagemann directe Beziehung. Aber zunächst wurde auf amtlichem Wege vorgegangen. Der Minister Voigt schrieb an B. am 7. December 1803, er möge „Vorschläge thun, inwiefern sich ein Aus=gleichungsmittel für die ihm in Berlin gebotenen Vortheile finden ließe". Böttiger forderte Entbindung von dem Directorate, einen Gehalt von 1000 Thalern und die Aufsicht über das sämmtliche Schulwesen des Landes. Ehe er das Schreiben mit diesen Forderungen abschickte, gab er es seinem Freunde Kirms zur Begutachtung. Dieser billigte zwar die Geldforderung, widerrieth aber entschieden die Bitte, vom Directorate befreit zu werden, weil dann der Herzog einen andern berufen und be=zahlen müßte, was er nicht könnte. Außerdem bemängelte er zwei Stellen des Böttiger'schen Briefes. Dieser hatte nämlich geschrieben: „Die Stelle in Berlin giebt ihrer Natur nach adligen Rang", und ferner „nie werde ich vergessen, mit wieviel Huld und Gnade ich während meines 12jährigen Aufenthalts in Weimar behandelt worden bin, und bin ich hier und da mit unversöhnlicher Härte zurückgestoßen worden, so wird die Folge=zeit über die Ursache dieses Betragens lauten Aufschluß geben". Kirms bemerkte darauf: „Den Adel lassen Sie weg und die Drohung. Ersteres wird Ihnen als Hochmuth angerechnet und Letzteres verhärtet den Herzog, wie ich ihn kenne". Kirms' Rath wurde befolgt und diese beiden Stellen, die letztere, von den Worten „und bin ich hier" an in Böttiger's Briefe gestrichen. Die wichtigeren Stellen dieses Briefes lauten: „Da der Berliner Ruf nicht sowohl durch die ansehnlichen pecuniären Vortheile als durch den weitern und zugleich gemüthlichern Wirkungskreis, für mich ein entschiedneres Uebergewicht hat, so könnte, wenn die

Rede von Compensation seyn sollte, auch hier die Erhöhung des Gehalts weit weniger als der veränderte und erweiterte Geschäftskreis in die Wagschaale gelegt werden. Nach einem 25jährigen Schulleben ist es erlaubt, sich nach einem geruhigern Posten umzusehen, die Berliner Stelle bietet nicht allein völlige Befreiung von allen lästigen Schulgeschäften, sondern auch die Oberaufsicht über alle Gymnasien rc. mit den ehrenvollsten bürgerlichen Verhältnissen an. Wollte ich nun auch sagen, ich würde bei 1000 Thaler baarem Gehalt und der Aufsicht über das sämmtliche Schulwesen im Lande mit Resignation meines Directorats die glänzendsten Anträge gern der Ueberzeugung opfern, daß ich unter einem Fürsten, den die deutsche Cultur- und Literaturgeschichte stets mit Ehrfurcht nennen wird, hier der Intention nach eben so viel Gutes stiften können, als dort der Entorsion nach: so würde ich Gefahr laufen, etwas ungereimtes gefordert zu haben und darnach ist es die einzige mögliche Antwort auf die gnädigste Anfrage Seiner Herzogl. Durchlaucht."

Gleichzeitig wurde von ihm ein Urlaubsgesuch für eine Reise nach Berlin eingereicht und dieser Urlaub auch bewilligt. Die Reise führte jedoch nicht nach Berlin, sondern nach Dresden. Bedenken wegen der Theurung in der preußischen Hauptstadt und der dort zu erwartenden Feindseligkeiten, Mahnungen der Frau und Mutter, die in Dresden bleiben wollten, gaben für Dresden, obwohl die dort gebotene Stellung zunächst eine ziemlich untergeordnete war, den Ausschlag. Daher erbat Böttiger, nun für Dresden, am 3. Januar 1804 seine Entlassung mit höflichen Worten und zeigte seine Aufgabe der Stelle am 7. und 20. Januar dem Stadtrath und Oberconsistorium zu Weimar an.

Am 23. März 1804 hielt Böttiger seine Abschiedsrede. Zwei Stellen daraus gaben zu mehrfachen Bedenken u. A. auch des Jenaer Censors Veranlassung: die eine, welche eine Klage enthielt, etwa des Inhalts, daß der Schulbau hinter dem Schloßbau hätte zurückstehen müssen, die andere, in der des Mißverhältnisses mit Herder gedacht wurde. Die erstere Stelle

mußte, trotz des Widerstrebens Böttiger's, ganz, bei der letzteren nur ein Satz gestrichen werden. Wenn Goethe auch die stehengebliebene Stelle bemängelte und ihretwegen B. „bösartig und unklug" nannte, so muß dem gegenüber betont werden, nicht nur daß Fräulein von Göchhausen die Ansicht Derer, die an der Rede etwas anstößig fanden, zurückwies, sondern daß Caroline Herder dem Redner aus innerster Seele dankte, weil er ihrem Manne Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Voigt, der als Minister für die Streichung besonders der den Herzog angehenden Stelle gestimmt hatte, vertheidigte in einem an B. gerichteten Briefe sein Votum außer durch die Angabe, daß die Stelle sachlich ungerechtfertigt sei, hauptsächlich damit, daß man B. vorwerfen würde, erst beim Abscheiden eine Anklage auszusprechen, die er vorher zu äußern nicht gewagt hätte.

Ueber die unmittelbar und einige Jahre später besonders am Gymnasium herrschenden Zustände, mögen zwei Briefe, des Ministers Voigt und des Conrectors Schwabe, hier folgen.

Voigt an B. 1804.

„Wegen EW. Nachfolger im Directorat ruhet noch Alles. Der neue Generalsuperintendent soll mit zugezogen und alsdann auch die letzte Hand an eine verbesserte Schuleinrichtung gelegt werden. Es sind 14 gelehrte Schulmänner in Vorschlag, wovon etwa 3 eligibiles scheinen. Inzwischen macht der junge Voß seine Sachen ganz vortrefflich; seine liebenswürdige und kluge Zutraulichkeit zieht alles junge Volk an sich und mir thut es leid, daß auch an diesem Mann die reichen Herren in Würzburg arbeiten, so daß wir ihn wahrscheinlich verlieren werden. Sie bieten diesem jungen Mann von 23 Jahren eine ord. Professur mit 1800 fl. Gehalt. Es ist in der That eine ordentliche Versteigerung der Gelehrten, die jetzt vorwaltet; der Meistbietende bekommt sie, weil die Vortheile, die nicht baare sind, gegen die baaren noch nicht recht in Verhältniß gesetzt worden sind. Der Artikel über die Professor-Wanderungen in der Cottaschen Zeitung ist sehr klug und wahr geschrieben; dem Freund Loder ist etwas

zu viel zugelegt, im Verhältniß mit Ackermann, der ihn, selbst im mündlichen Vortrage, übertreffen soll."

Schwabe an Böttiger. 5. August 1804.

Verehrungswürdiger Freund!

Die Nachricht von Ihrer glücklichen und angenehmen Reise, von Ihrer Heimholung nach Dresden durch die Ihrigen und der bequemen und ruhigen Lage gleich beym Eintritt in die Hauptstadt habe ich und wir alle mit der größten Theilnahme gelesen. Wie sehr muß Ihnen dies alles behagt haben, nach den Tagen der Unruhe, der Zerstreuung und der mancherley sich durchkreuzenden Gefühle beym Hinscheiden von der hiesigen Welt! Ich denke noch mit Erschütterung an die Scenen des letzten Abends, dergleichen ich mich entsinne nicht viele erlebt zu haben, und indem ich Ihnen und den liebenswürdigen Ihrigen nochmals für alle Freundschaft, Dienste und Gefälligkeiten, womit ich von Ihnen während Ihres hiesigen Aufenthalts überhäuft worden bin, gehorsamst danke; so wünsche ich zugleich nichts sehnlicher, als daß Sie in Dresden einer blühenden Gesundheit genießen und lauter frohe und glückliche Tage zählen mögen!

Vorigen Donnerstag hat der Prof. Voß seine Stunden im Gymnasio angefangen, nachdem er Montags vorher, nach dem Wilhelmstage von den beyden O. Cons. Räthen, von welchen Wahl den Vortrag hatte, brevi manu war eingewiesen worden. Die 3 obersten Klassen waren im großen Auditorio versammelt, und der primus jeder Klasse gab den Handschlag. Nach dem Rescript, welches ich gehalten habe, soll er in der Griechischen Sprache, und in dem classischen Alterthum vorzüglich gebraucht werden, daher habe ich ihm bey der provisorischen Vertheilung der Stunden 4 griechische in prima, 2 dgl. in secunda, 4 dgl. in tertia zugetheilt. Hiernächst hat er in prima griech. Alterthümer, den Horaz und die Geographie übernommen, wöchentlich also 10 Stunden; in secunda habe ich den Stroth und die alte Geschichte; Kaestner die chrestom. poët. und die Geographie

abgetreten. Ich behalte blos 1 griech. Stunde über das N. T. verbunden mit Interpretation, in prima; u. 1 dgl. in secunda. Hier lese ich historica, dort moralische Schriften. Hr. Voß stehet also im Griech. ganz allein vor den Riß. Er will es so u. kan nicht satt kriegen. Herr Dein Wille geschehe! Ich habe vor der Hand 2 Stunden in prima Stylübungen; 2 Stunden Reden des Cicero; 1 Stunde antiquit. Romanor. forenses; 1 St. N. T., wöchentlich also 6. Der Subconrector giebt 2 St., in der philos. Historie in prima außer dem Hebräischen, und 4 Stunden in secunda, Hebräisch und Justin. Er verlangte die Encyklopädie; ich behauptete aber, diese müsse dem Director bleiben; ich wenigstens würde wenn ich Director wär, sie mir nicht nehmen lassen. Nun schlug ich ihm das N. T. mit Exegesen vor; er übernahm es, kündigte es aber den andern Tag wieder auf, und ich übertrug ihm die Philos. Historie, vor der Hand der Griechen und Römer. Er übernimmt diese Lection, verlangt aber den dritten Tag wieder das N. T. Hier sprach ich unwillig; es bleibt bey der philos. Historie. Ich habe ihm das Hebräische wegen der fehlerhaften Methode ungern gegeben; ich konnte es aber nicht ändern. Diese Einrichtung mag bis gegen Michaelis so bleiben. Interim aliquid fit. Doch habe ich für gewiß gehört, daß Voigt vor dem Dec. nicht kommen würde. Aus dem tiefen Schweigen, welches in Ansehung des Directors noch immer beobachtet wird, wollen Leute, die an den Quellen sitzen, behaupten, daß kein auswärtiger werde gerufen werden. Ich werde indessen nicht tiefer in das Wasser gehen als ich den Grund sehe und bin übrigens bey der Sache sehr gleichgültig. Die Stunden werden jetzt, wie sonst, vollständig gegeben. Der alte Voß hat mir einen Besuch gemacht. Ich war den Sonntag vor Himmelfahrt in Jena bey ihm, wo er mich mit Tokayer tractirte. Er soll von mir sehr vortheilhaft gesprochen haben. Ich habe es an nichts fehlen lassen und auch dem Geh. Rath Göthe meine Cour gemacht, den ich da in meinem Leben zum ersten mal gesehen habe. Er empfieng mich mit ausgezeichneter

Höflichkeit. Doch dies Wesen kennt man schon. Haben Sie ihn gesprochen?

Derselbe an dens. 5. December 1806.

Vor kurzem ist der Prof. Voß als 2ter Prof. der Philologie mit 1100 Gulden Besoldung nach Heidelberg abgegangen. Er liest über die Dichter, da Creuzer die Prosaiker erklärt. Bey allen schönen Kenntnissen und bey aller Vortrefflichkeit des Charakters, wodurch sich dieser Mann auszeichnete, hat er doch dem Gymnasio wenig genützt. Theils setzte er, da er noch gesund war, öfters aus, theils war er in dem letzten Jahre unaufhörlich an der Lippe krank, und konnte in allen nur wenige Stunden halten. Das Vicariren ging auch nach Ankunft des Directors unaufhörlich fort. Noch ist seine Lippe nicht geheilt, und er wird dieses Übel schwerlich los werden. Ob die Stelle bey gegenwärtigen Umständen besetzt werden wird, ist noch nicht entschieden. Man erwartet die Rückkunft des Herzogs, indessen haben sich dazu gemeldet die Doctoren Danz, De Wette und Güldenapfel von Jena. De Wetten hat Griesbach sehr empfohlen. Für Güldenapfeln hat Eichstädt gesprochen. Meineke hat Messerschmieden, geht nach Altenburg an Mörlins Stelle, aus der Schulpforte sehr empfohlen. Die mir zugedachte Erleichterung in Ansehung der Lehrstunden ist blos ein süßer Traum gewesen und ich habe wieder wie sonst, 21 Stunden wöchentlich zu halten, muß auch alte Geschichte wieder lehren, so lästig mir auch diese Lection bei Abnahme des Gedächtnisses, nach zurückgelegten 60sten Jahre ist. Die Aussicht Besoldungszulage zu erhalten, ist verschwunden, die auch erfolgt seyn würde, wären die Unruhen nicht dazwischen gekommen. Rechnet man dazu die erlittenen Unglücksfälle und daß ein Mann wie Lenz, 100 Thlr. mehr, als Sie einst, empfängt, so kostet's große Überwindung nicht zu murren. Der Mann hat schon seine mannichfaltige Noth gehabt, und es sind manche Auftritte passirt, die ihm gewiß seinen Directorsposten sehr verleidet haben müssen. Was habe ich nicht schon über das letzte Programm für Urtheile ge-

hört! Ich habe mich über seine Verschlossenheit schon oft gewundert, noch mehr aber darüber, daß er sich auf nichts einläßet. Voß hat es mehrmals darauf angelegt ihn zur Einlassung zu zwingen, aber vergebens. Blos in Fällen wo er meines Raths bedarf, zeigt er Zutrauen. Arbeiten in prima habe ich mir absolut nicht aufbürden lassen. An einen zusammenhängenden Schulplan, auf den ich in dem Berichte über die Schulgebrechen und in den Conferenzen gedrungen, auch privatim den Director aufmerksam gemacht habe, ist nicht mehr zu denken.

Gewiß sind diese Stimmungsbilder allein nicht genügend, die Stellung, die Böttiger einnahm, und die Lücke, die sein Scheiden hinterließ, zu zeigen. Aber war wirklich, wie Schiller meinte, Weimar zu seinem Weggang zu gratuliren? So schwer auch das Urtheil Schillers und Goethes wiegt, ihre Meinung wurde von den Zeitgenossen nicht getheilt. Wielands traurige Stimmung ist schon durch eine Aeußerung (oben S. 39 f.) dargethan. Diese Trauer aber war so ziemlich die allgemeine. Denn man darf nicht glauben, daß etwa bloß die Frondeurs, als deren Sprecherin Fräulein von Göchhausen gelten mag, weiter an Böttiger hingen. Seine früheren Collegen, wie der schon genannte Schwabe, hielten fest an ihm, obgleich sie nichts mehr von ihm zu erwarten hatten. Viele seiner ehemaligen Schüler, die in Weimar zu Amt und Würden kamen, selbst solche, die sehr hohe Posten errangen, wie Peucer, blieben intim mit ihm verbunden. Meint man aber, daß nur die Goethefernen sich an ihn anklammerten, die Mitglieder des Goethekreises sich von ihm zurückzogen, so befindet man sich in schwerem Irrthum. Vielmehr waren gerade Böttiger's Vertrauteste die, welche amtlich oder literarisch viel mit Goethe zu thun hatten, z. B. Kirms, Weyland, Fernow, ja selbst diejenigen, welche unter Goethe's Intimen hervorragende, wenn nicht erste Plätze

einnahmen, J. H. Meyer, Minister v. Voigt, Kanzler v. Müller.*) Wer namentlich die Briefe Voigt's und Meyer's — Briefbände, welche Jahrzehnte umfassen — auch nur durchgeblättert hat, erkennt, daß sie den fern von Weimar Weilenden noch immer als Weimaraner betrachteten, daß sie ihn zu sich oder sich zu ihm sehnten, daß sie keineswegs bloß sein Wissen bewunderten, sondern auch seinen Charakter ehrten. Angesichts solcher Zeugnisse wird man sich kaum der Ansicht verschließen können, daß jenes Wort, man müsse Weimar zu Böttigers Weggang Glück wünschen, den Thatsachen und Stimmungen nicht entspricht.

*) In einer Anmerkung mag wenigstens Folgendes erwähnt werden. Voigt suchte, wie später noch zu zeigen ist, Goethe zu veranlassen, über eine Veröffentlichung B.'s sich auszusprechen. Peucer (der Goethe 1813 nach Dresden begleitete?) plante einen ganz ernstlichen Versöhnungsversuch zwischen den beiden feindlichen Mächten. 1815 (vgl. seinen Brief an B. vom 30. Dec.) dachte Bertuch an eine Berufung Böttiger's entweder in seine alte Stelle zu Weimar oder in die eines professor eloquentiae in Jena. Die letzteren Versuche lehnte B. ab, noch ehe sie irgend welche feste Gestalt angenommen hatten. — Nachträgliche Bemerkung zu oben, S. 39 f.: Auch ein Brief B. Constants an Böttiger, 15. August 1804, (Dresdener k. Bibl., Böttiger-Sammlung, Band 25,) ist in diesem Zusammenhang anzuführen, in dem es heißt: J'ai reçu plusieurs lettres de Weymar, et toutes me disent que l'on vous y regrette beaucoup. Cela me paraît très naturel: et le séjour que j'ai fait dans cette ville m'en a rendu assez citoyen pour que je partage ces regrets. Cependant je me console dans l'attente du grand ouvrage, que le loisir de votre nouvelle situation vous permettra sans doute d'entreprendre maintenant et d'achever.

Viertes Capitel.

Die ersten Zeiten der Maria Paulowna.*)

(1804 ff.)

Aus dem trüben Dunstkreis literarischer Polemik führt eine jugendliche, liebende und geliebte Fürstin in den Zauberbann echter heilspendender Menschlichkeit.

Es war ein in jeder Beziehung freudiges Ereigniß, als sich der Weimarische Erbprinz, Carl Friedrich (geb. 2. Februar 1783, gest. 8. Juli 1853) mit Maria Paulowna (geb. 15. Februar 1786), der Schwester des russischen Kaisers Alexander vermählte. Carl August hatte durch seine militärische und diplomatische

*) Biographische Literatur über die Fürstin soll hier nicht angegeben werden. Die Briefe, welche den bei weitem größten Theil des Capitels ausmachen, sind der Dresdner Bibliothek entnommen. Die am Anfange angeführten Aeußerungen Goethe's in Briefen, W. A. Bd. 17, „Philipp Hackert" 1811 (Goethe's Widmung der Schrift). Schiller's Briefe ed. Jonas Bd. VII. — Vgl. einige Aeußerungen bei L. v. Gizycki, Deutsche Fürstinnen, Berlin 1893, S. 193. Wieland's Worte ursprünglich gedruckt, Hist. Taschenb. X, 444. — Damals erschien im Druck (Weim. Bibl.): Taschenbuch für Weimar aufs Jahr 1805. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. (Diese, im Ganzen 13, erschienen in einem Quer-Folio-Atlas, ohne besonderen Titel. Als Künstler ist überall A. Weise (Jena 1804) angegeben; unter dem ersten Blatt heißt es: den Contour in Aqua Tinta bemalt von J. Höffel. Es sind Zeichnungen, zum Theil farbige, der Triumphthore, Ehrenpforten, Obelisken in und bei Weimar, Personen des Festspiels und Festzugs; ein Blatt stellt dar: „Die Russen in Weimar".) S. 43—150: Gedichte. Die Ehrenpforte und die übrigen zum Empfang erbauten Bögen ꝛc. sind entweder mit C M = Carl Maria oder C F M P = Carl Friedrich, Maria Paulowna bezeichnet.

Tüchtigkeit sich unter den Fürsten Deutschlands eine Stellung erworben; die Vereinigung der Chorführer der Literatur hatte der kleinen Stadt weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Bedeutung verschafft; was der Stadt fehlte, das war eine Auffrischung durch Jugend, äußern Glanz und Reichthum. Noch lebten zwei fürstliche Frauen, die, von den Zeitgenossen geliebt und verehrt, das Glück ganzer Generationen gebildet hatten; aber Anna Amalia spürte, daß ihre Zeit „unter der Erde lag", daß sie in ein Geschlecht hineinragte, das ihr nichts mehr war und dem sie nicht mehr viel sein konnte und die regierende Herzogin Louise, dies vollendete Muster edler Weiblichkeit, die damals mit ihren 46 Jahren sich noch durchaus nicht zu den Alten rechnen konnte, war in der stillen Ruhe, aus der sie ungern heraustrat, gern geneigt, einer jüngern Vertreterin das Feld zu räumen. In den unruhigen Zeiten, denen man, wie selbst der Kurzsichtige bemerkte, entgegenging, mußte der gefürchtete Name Rußlands doppelt erwünscht sein; in den knappen Verhältnissen, in denen man bisher mit Anstand und fürstlicher Würde gelebt hatte, glänzte nordisches Gold noch heller.*)

Aber mehr als Jugend, Name und Gold glänzten der Fürstin Anmuth und echte Weiblichkeit. Ueber ihr Erscheinen und den Eindruck, den sie hervorrief, haben die drei größten Dichter Weimars geurtheilt. Wieland, der sich trotz seiner siebzig Jahre noch enthusiasmiren konnte, schrieb (an Böttiger, 22. November 1804):

„Nun, liebster Freund, soll ich Ihnen billig auch etwas von

*) Den Philistern imponirte der Reichthum am meisten. So berichtete Kirms (an B. 4. Oct. 1804), daß der Trousseau mit 80 Wagen und 130 Pferden nach Weimar gebracht sei. In Erstaunen setzten ihn ein Spiegel von 15 Fuß Länge, ein Zobelpelz im Werth von 3000 Rubeln, kostbares Porcellan für 80 Personen, silbernes Theeservice, goldene Toilette-Gefäße. Auch die russischen Begleiter dieser Schätze machten in Weimar Aufsehen. Derselbe Kirms berichtete: „2000 Menschen strömten nach Belvedere, um diese Kinder in orientalischer Tracht und mit großen Bärten essen und tanzen zu sehen".

unserer neu angelangten Erbprinzessin schreiben; aber das Unbeschreibliche muß, wie Sokrates sagt, selbst gesehen werden. Alles, was ich Ihnen vor der Hand von ihr sagen kann, ist, daß unter allen Erdentöchtern ihres Alters schwerlich Eine lebt, die mit ihr zu vergleichen wäre. Sie ist über allen Ausdruck liebenswürdig. Es scheint unmöglich mehr angeborene Majestät mit einer vollkommenern Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit und mit allem Anstand, aller Feinheit und Schicklichkeit im Betragen gegen alle Arten Menschen, kurz mit dem πρέπον, das nur die größte Welt geben kann, eine reinere Unschuld der Seele, Herzensgüte und Holdseligkeit zu vereinigen. Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem 72. Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalia vor mehr als 40 Jahren angefangen hat".

Dieses Bewußtsein, daß mit dem Erscheinen der jugendlichen Fürstin eine neue Epoche für Weimar beginne, erfüllte auch Goethe und Schiller. „Das neue Leben, das uns durch das fürstliche junge Ehepaar gebracht wird", schrieb Goethe; als „ein Wunder der Anmuth und Artigkeit" bezeichnete er die Neuerschienene. Schon in seinen Aeußerungen frappirt ein Wort, das in den Mittheilungen anderer Berichterstatter noch oft begegnen wird: „Wir haben jetzt eine schöne junge Heilige bei uns, zu der es wohl zu wallfahrten der Mühe werth ist". Goethe hat später in seinem Hause die Fürstin begrüßt (zuerst 29. November 1804, dann 10. Januar 1805), in den folgenden Jahren sie mehrfach poetisch gefeiert; zu ihrem Empfang bot er nichts Poetisches, obwohl er oft von der großen Beschäftigung sprach, welche die Ankunft mit sich bringe, schrieb aber an Schiller: „Wenn unsre junge Fürstin an dem, was wir mittheilen können, Freude hat, so sind alle unsere Wünsche erfüllt. Unser einer

kann ohnehin nur immer mit dem Apostel sagen: Gold und Silber habe ich nicht, aber was ich habe, gebe ich im Namen des Herrn".

Ausführlicher äußerte sich Schiller, der durch seinen Schwager Wilhelm v. Wolzogen, den Unterhändler bei der russischen Heirath, über Personen und Zustände aufs Genaueste unterrichtet war. „Der neue Stern aus Morgenlande" wird die Fürstin einmal genannt; „sie ist sehr liebenswürdig und erhält und erwidert die allgemeine Verehrung" heißt es ein anderes Mal. Die ausführliche Schilderung, die Schiller seinem Körner entwarf, rührte noch nach Jahrzehnten einen alten Weimaraner.*) Auch er äußert den Gedanken, daß mit Marien's Erscheinen eine neue Epoche für Weimar anhebe und charakterisirt sie so: „Mit unserer neuen Prinzessin ist wirklich ein guter Engel bei uns eingezogen. Sie ist im höchsten Grade liebenswürdig, verständig und gebildet, sie zeigt einen festen Charakter und weiß die Dignität ihres Standes mit dem verbindlichsten Wesen zu vereinbaren. Kurz, sie ist so, daß, wenn wir die Wahl gehabt hätten, uns eine Fürstin zu verschreiben, wir sie gerade so wie sie ist und nicht anders bestellt haben würden. Ich verspreche mir eine schöne Epoche für unser Weimar, wenn sie nur erst bei uns einheimisch wird geworden sein".

Eine wahrhaft poetische Gabe wurde dem jungen Paar nur von Schiller gereicht. Freilich an eine lyrische Bewillkommnung: „Der Zug des Bacchus aus Indien", von der Cotta in seiner schwäbischen Heimath gehört hatte, dachte Schiller nicht und

*) Kanzler von Müller schreibt an Varnhagen v. Ense 10. Dec. 1847 (Kön. Bibl. Berlin), daß er sich den Schiller-Körner'schen Briefwechsel III. und IV. Band vorlesen lasse und fährt fort: „Am Schlusse des 4. Bandes steht ein sehr schöner Brief von Schiller, worin er den Einzug unserer damaligen Erbprinzessin und ihr damaliges Auftreten beschreibt. Da ich Augenzeuge war, so mußte mich dieser Brief um so mächtiger anziehen, ja er rührte mich doppelt, als eine Stimme vom Grabe her: über unsere teure Fürstin, deren zarte Gesundheit damals kaum hoffen ließ, daß wir sie nach 43 Jahren in voller Lebenskraft und Geistesfrische, besitzen würden".

fügte dieser Meldung (an Cotta 16. October 1804) die Worte hinzu: „Überhaupt möchte ich mich bei dieser Veranlassung, wo sich so viele schlechte Federn in Bewegung setzen, am allerwenigsten rühren".

In solcher Charakteristik der Festgedichte ist gewiß viel Wahrheit; die 148 Seiten (in dem Weimarischen Kalender 1805) gereimter Huldigungen bei der Vermählung und der Ankunft des hohen Paares, anonym, oder von wackern Leuten, Peucer, K. Musäus, J. G. Wehl, auch der bekannten Dichterin Frau Bohl unterschrieben, von den einzelnen Städten des Fürstenthums, Beamten, Vereinen überreicht, sind herzlich schwach und verdienen ein näheres Eingehen nicht.

Schiller aber entschloß sich, nach einer von oben her gegebenen Anregung am 4. November, eine Dichtung zum Empfang der Erwarteten zu schreiben; am 8. November war die von ihm als „Prolog" bezeichnete „Huldigung der Künste" fertig; am 12. gelangte sie zur Aufführung. Es ist eine sinnige Allegorie. Landleute pflanzen einen mit Orangen beladenen Baum in die Erde und erflehen sein Gedeihen; der Genius und die mit ihm erscheinenden sieben Künste segnen dies Beginnen: sie, die sich als Sendboten der kaiserlichen Mutter einführen, wollen das Band zwischen Heimath und Fremde knüpfen und in dem neugewonnenen Land die wahre Heimath gestalten. Zwei schöne Gedanken, der eine, daß man die Stätte, wo man Beglückte schaffe, sich zur Heimath wandle, der andere, daß der erhabene Sinn das Große erst in das Leben lege, nicht darin suche, rührten die Fürstin damals und blieben ihr Führerinnen für ihr Denken und Wirken.

Am 9. November 1804 zog das fürstliche Paar in Weimar ein. Dieser Einzug war das erste große Ereigniß, das sich seit Böttiger's Weggang in Weimar ereignet hatte. Kein Wunder, daß die Weimarer Correspondenten ihn, der, wenn er noch in Weimar gelebt, alle Welt mit Nachrichten versorgt hätte, nun über alle Einzelheiten unterrichteten. Die nun folgenden chrono-

logisch geordneten Briefe (1804—1807) von Voigt, Kirms, Karl Bertuch (dem Jüngeren) — alle bisher ungedruckt bis auf zwei kleine Stellen in Kürschner's Schiller-Ausgabe VI, 316 — geben ein vortreffliches Stimmungsbild aus den ersten Jahren der Maria Paulowna.

Voigt an B. November 1804.

Ihre letzte freundliche Zuschrift hat mir so manchen Beweis Ihrer fortdauernden Neigung für das Glück und den Wohlstand des kleinen Imperii Vinariensis gegeben, daß ich, unsere persönlichen Verhältnisse ungeachtet, einen Beruf zu dem Vergnügen empfinde, das mir selbst dieses Blatt verleiht, während es Ihnen selbst nicht freudenlos erscheinen kann.

Eigentlich fehlen mir die Worte, die Ihnen den Eindruck schildern könnten, welchen der Einzug von Maria Paulowna und Karl Friedrich hier gemacht hat.

Diese himmlische Prinzessin übertrifft die gespanntesten und zwar die hochgespanntesten Erwartungen so ungeheuer (wenn ich mich dieses crassen Wortes bedienen darf), daß von den Höchsten bis zu den Niedrigsten alles in Anbetung ist.

Die imponirende Feierlichkeit des Einzugs war für den ersten Antritt immer das Wenigste. Aber schon die erste Stunde von Unterhaltung und Repräsentation! Wir müssen bei solcher Cultur, bei solchem Verstand und solcher Klugheit, solchem Gemüth und solcher Geistesgegenwart — wir müssen alle uns erst zu cultiviren anfangen!

Und die Anmuth der Person! Das anspruchslose Niedersehen der schönsten Augen, der himmlische Aufblick, die Grazie des beredten Mundes, die hohe Würde mit der holdesten Demuth verbunden, die alles belebende holde Vergnügsamkeit! Ich möchte fast mit dem altdeutschen Dichter sagen: Sie ist nicht sterblich,
nein, ach nein!
Eine Göttin muß sie sein.

Theuerster Freund! Sie mögen es mir nachempfinden,

welche Wonne des Tages mein Herz bewegte, welche Gemüthsbewegungen auf mir lagen und welche Gewalt ich über mich ausüben mußte, während ich doch 3 Tage in Gegenwart der hohen Person am Hofe mit feiern mußte. Nun hatte ich eine Idee des Gefühls, das einen Feldherrn nach einem Siege beseelen muß. Und welch anderer Sieg ist dieser, welchen der Herzog, Sein fürstl. Haus, Sein Land erlebt haben. Die Majestät des Standes, der kaiserliche Reichthum, der politische Gewinn in diesen bedenklichen Zeitläuften, die Vortrefflichkeit des Persönlichen, das Band wahrer Liebe! Welche Heirath eines Fürsten hat je das alles in so hohem Grade verbunden!

Ich habe mich erst nach einigen Tagen erholt. Besser wäre es für Geschäftsführer, kein Gemüth zu haben. Und doch, o Gott, womit möchte ich dieses Gefühl vertauschen! Alle Handlungen, die zur Zeit von der edlen Großfürstin vorgekommen sind, dienen zu Belegen Ihrer Klugheit, Humanität, Liberalität und Ihres vortrefflichen Gefühls. — Der Erbprinz genießt sein so außerordentliches Glück mit Ruhe, Mäßigung und innerer Freude. Und was muß in Seinem guten Herzen vorgehen, wenn die Großfürstin sagt: „Alles gefällt mir hier, wenn ich eben nur Allen gefalle". Schon in diesen wenigen Tagen hat Sie durch so viele Aufmerksamkeiten, humane und verstandsvolle Güte, die immer mit so großer Würde verbunden war, alle Herzen gewonnen. Auf der Straße von Auerstedt bis Weimar übte Sie so viele Beweise Ihrer Eigenschaften, daß der Ruf davon vor Ihr herging.

Ach was können die Großen sein, wenn Sie nur wollen. Freilich muß man wissen, daß gleich wie die biblische heilige Maria in der christl. Kirche soviel durch das Ideal der Grazie wirkte, also auch unsere Maria Pauloides durch Ihre persönliche hohe Anmuth mächtiger und sanfter einwirkt. Aber es ist doch bewundernswürdig, in diesem Alter soviel zu sein. Die große Catharina ist gerechtfertigt, daß dieses Kind Ihr Liebling war. Das lebende kaiserl. Haus und das Volk zu Petersburg ist ge-

rechtfertigt, daß ihm der Verlust so schmerzlich war! Ich sage Ihnen nichts von Feiern des Tages, Einzug, wundervoll und glänzend arrangirt, Poesie in Menge (nur aus dem Wochenblatt lege ich ein prosaisches Wort hinzu),*) Theater, Feuerwerk, Ball, Redoute, Aufzüge schöner Mädchen ꝛc., denn dies verschwindet nur alles gegen den herrlichsten Gegenstand, Maria.

Eine ehrenvolle Freude ist mir durch Ihre Ankunft geworden. Kaiser Alexander, der immer kaiserlich handelt, hat mir Seinen St. Annen-Ritterorden ertheilt. Die für mich individuell sprechende gnädigste Zuschrift ist mir unschätzbar. Der Orden wurde mir von dem Herzog feierlichst angehangen. Dieses Adelsdiplom durfte ich nicht in's Bureau verschließen. —

So viel Gutes und Schönes heißt uns mit Zittern, uns zu freuen. Omnis amor timet. Gott wolle uns Sein kostbares Geschenk erhalten!

Kirms. 13. November 1804.

Es ist unbegreiflich, wie die Großfürstin alle Menschen zu sich hinreißt. Sie ist lieblich, und mit Klugheit bezaubernd höflich. Vom ersten bis zum geringsten Stande ist alles von ihr hingerissen. Sie und ihr Gefolge ist von der Einrichtung des hiesigen Schlosses sehr zufrieden und sie sagen: der Taueische Pallast käme demselben an Geschmack nicht bey. — Sie hat den Herzog so bezaubert, daß ob er gleich in der Absicht ihr entgegen ging, um sie nach Berlin zu bringen, er doch ohne darüber beleidigt zu seyn, sich hat abbringen lassen. . . .

. . . . Der Einzug gelang sehr schön. Am Ende der Auerstetter Chaussée war die erste Ehren-Pforte. Acht Ober-Forstmeister und Jagd-Junker nebst dem gut berittenen Theil der Jägerey dort, ingl. 2 Postmeister mit 16 blasenden Postillions und unsere Husaren. Acht Hermelin mit neuem Zeug, und noch 6 braune wurden von den beyden Stallmeistern überbracht und

*) Ankündigung des Werkes: „Die Feierlichkeiten" u. s. w. Vergl. oben S. 54 Anm.

dort vor die Wagen gespannt. Bey Umpferstädt stand der übrige Theil der Jägerei. Die Husaren, die Postillions ritten durch die daselbst befindliche Ehrenpforte, worauf ein Theil unserer Kaufmannschaft und Artisten in hübschen gestickten Uniforms mit der Rudolstädter Janitscharen-Musik zu Pferde, welche auf der jenaischen Chaussée postirt waren, sodann die jenaische Kaufmannschaft mit Musik folgte. Nach diesen zeigte sich die junge Mannschaft aus den Ämtern größtentheils in blauen Jacken mit rothen Aufschlägen; dann kam ein Pot pourri von allerley Reitern und endlich die hiesigen Schützen mit Musik und Uniform, endlich die sämtliche Jägerey: die beyden Stallmeister neben dem Wagen. Der Herzog mit preußischen Offiziers und andern, ingl. dem Prinzen Bernhard empfingen sie in Auerstedt. Die Bürgerschaft mit ihren Fahnen standen von der am Kegel-Plaz postirten Ehrenpforte längs der Brücke und der Altenburg hinauf. Das Glocken-Geläute hörte auf, wie die Musik-Chöre sich näherten. Der Magistrat empfing sie vor der Ehren-Pforte, die in einem schönen architectonischen Styl geordnet und mit Basreliefs versehen war. Die Inschrift war: Den sehnlich Erwarteten der Rath und die Bürgerschaft der Stadt Weimar. Auf derselben dampften Räucherpfannen im griechischen Geschmack. Der Zug ging in schöner vorgeschriebener Ordnung. Es war wie ein römischer Triumphzug, als die 8 Hermelin mit dem Wagen aus der hohen Ehrenpforte herauskamen. Vierzig Mann besetzten die Brücke und niemand ist dabey verunglückt. Der Hof und die Herzogin empfing sie an der Treppe, die Herzogin Mutter oben an der Treppe. Sie küßte ihr kindlich die Hand und dann den Mund. Nachdem die Präsentation der Herren geschehen, ging sie aus ihren Zimmern auf den Balcon, wo sie sich verbeugte und ein kräftiges Vivat empfing. Sie neigte sich vor jeder Klasse der abziehenden Reiter und Fußgänger, welche zusammen 12 Musikchöre hatten. Nachher war kleine Tafel. Alles eilte nun in das Theater, wo Tages vorher das Mädchen von Orleans, am Tage der Ankunft aber

eine Oper war. Auf dem Stadthause war für die Kaufleute, Artisten und deren Gäste eine Tafel von 250 Couverts, mit Tanz und Musik. Am 2ten Tag war größere Tafel, nachher Vorstellung der Dames und Theater. Sonntag Kirchgang und Antrittspredigt des Hr. Superintendents, der eine hörbare Stimme und faßliche Methode, aber nicht Herders Noblesse hat. Mehr als 6000 Menschen füllten die Kirche, in welcher hübsche Musik mit doppelten Chören auf der Orgel und vor dem Altar gegeben wurde. Mittags waren drey Tafeln von 80, 60 und 30 Couverts, Abends Cour. Montag der erste Eintritt in das Theater.

Frau Kirms an Frau Böttiger.

Weimar d. 13. November 1804.

Wir sahen im untern Theil des Schlosses den Einzug an, wo wir zugleich die Aussicht auf die Altenburg hatten, der ganze Berg war mit Menschen bedeckt, so auch der Kegel Plaz, wo nicht weit von der Zinserling, und dem ehemaligen Thore, der schöne Triumphbogen stand, hier erwartete der Stadtrath die Prinzessin, wie sie anfingen die Glocken zu läuten, so erhob sich ein freudiges Gemurmel unter den Menschen, doch keins wich von seiner Stelle, es war eine Reihe Soldaten, biß zum Schloß, die alle Unordnung verhüten mußten, wie der Wagen auf die Brücke kam, so stiegen Rauchopfer von dem Altan des Triumphbogens in die Höhe, ich glaube, daß wenig Menschen waren, die nicht bey diesem feyerlichen Einzug geweint hätten.

Die Erbprinzeß übertrifft unser aller Erwartung, sie ist die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit selbst, bey ihrem Einzug wollte sie an der Ehrenpforte den Wagen selbst aufmachen, um dem Stadtrath zu danken, der Herzog aber, der ihr biß über Auerstedt entgegen geritten war, hielt sie davon zurück, sie machte während des Zugs immer Complimente aus dem Wagen, der Zug von Reutern bildete im Schloß Hof ein Viereck, die Handwerker mit ihren Fahnen standen nebst dem Stadtrath vor dem Balkon, sobald sie ausgestiegen waren, erschienen sie gleich auf

dem Balkon, und dankten unter vielen Verbeugungen der Volksmenge, weil aber die Innungen noch nicht da waren, so gingen sie wieder zurück um die Vorstellung der Hofdienerschaft und auch der bürgerlichen Räthe anzunehmen, dann kamen sie wieder herauß, um ihr Vivat anzuhören und blieben so lange da, bis Alles vom Schloß Hof abgezogen war.

Ich fühle es daß ich eine sehr schlechte Erzählerin bin, doch ich will fortfahren, und zugleich bei meiner verworrnen Erzählung auf Ihre Geduld rechnen. Der Herzog reiste ihr doch biß über Cüstrin entgegen vermuthlich um sie nach Berlin zu begleiten (daß ging aber nicht) und kam den Tag vorher zurück, wo er äußerte er hätte doch schon viele Frauenzimmer kennen lernen, er hätte aber noch keine getroffen, die mann doch lieben müßte, wenn sie auch einem etwaß abschlüge.

Die Herzogin reiste mit unserer Prinzes den Tag vorher nach Naumburg zum Empfang, die Erbprinzeß ließ unsere aber nicht von sich, sondern bat um ihre Begleitung beym Einzug. Diese beyden sind jetzt unzertrennlich, sie läßt sich von niemand zur Tafel führen, sondern nimmt unsere Prinzeß untern Arm und geht mit ihr zur Tafel.

Es war alle Abend Comödie, sie wurde aber abgehalten bis Montag Abend, wo sie zum erstenmal erschien, es wurde ein kleines Vorspiel von Schiller (wo auch die Jagemann mitspielte) ihr zu Ehren aufgeführt, sie schien sehr davon gerührt zu sein. Sie sehen aus allem diesen, daß sie die Höflichkeit selbst ist, es ist aber durch ihr zuvorkommendes Benehmen ein solcher Enthusiasmus vor sie unter allen Ständen entstanden, daß niemand ohne Freudenthränen von ihr sprechen kann.

Dann Sonnabend Abend brachte die Bürgerschaft eine Abendmusik, den Sonntag hielt der Superintendent seine Anzugs Predigt, wo sie sich auch einfand. 24 Marschälle die aus Kaufleuten bestanden eröffneten den Zug, und auf beyden Seiten, vom Schloß bis an die Kirche, stand die Bürgerschaft mit ihren Fahnen, eine allgemeine Freude zeigte sich auf den Gesichtern

der Menschen, wie sie den Herzog zu Fuß ankommen sahen, er stellte sich vor den Fürstenstuhl, und erwartete sie, es hat ihr die Predigt und daß Ganze in der Kirche so wohl gefallen, daß sie versichert hat, sie würde sehr oft dahin kommen. Der Hr. Conrektor und die beyden Professoren wurden nebst einigen von den obersten Schülern ihr vorgestellt (ersteren Plaz würde Ihr Herr Gemahl besser ausgefüllt haben) wo sie ihren Glückwunsch den Voß gemacht hat, überreichten, doch dieses wird Ihnen schon der Hr. Schwabe selbst weitläufig beschreiben. Es wurden ihr auch 18 erwachsene Mädgen vorgestellt, worunter sich auch Milgen befand; sie überreichten ihr ein Band und Blumen, sie umarmte die junge Klauer, welche die Anrede von Wieland verfertigt, an sie hielt und entließ sie alle äußerst glücklich.

Kirms. Weimar den 19. Nov. 1804.

Goethe und Schiller hatten nichts gethan, um die Groß Fürstin im Theater gehörig zu empfangen. Neun Tage vorher disputirte ich dem Goethe alle Trug Schlüsse weg und so versprach er mir, wenn Schiller nicht wolle, daß er noch einen Prolog liefern wolle. Casu sprach ich auch die Fr. von Wolzogen, welche ich auch anging, um Schillern zu Leibe zu gehen. Schiller lieferte in 6 Tagen ein Vorspiel, das auch kein Mensch tadelte, sondern alle Menschen hinriß. Ich hatte einen der schlankesten Orangenbäume von Belvedere mit vieler Mühe auf das Theater gebracht, ihn mit Orangen und Blüten geziert. Er stand in der mittelsten Versenkung, so daß er schien in den Boden gepflanzt zu seyn. Wolf, ein junger Bauer, hatte noch den Spaten in der Hand; Malkolmi, und neben und um ihn Landleute, sagte viel Herzliches von der Verpflanzung dieses schlanken schönen Baumes aus fernen Zonen in unser Land. Hierauf kam Oels als Genius in Begleitung der Künste. Eine jede der Künste sagte die feinste Schmeichelen, und der Genius sagte ohngefähr: Sie die Großfürstin sey hier nicht fremd, nicht allein; ihr folgten die Künste und Wissenschaften von Ihrer Mutter gesendet.

Schiller nahm das Vorspiel gleich wieder an sich, daher ich Ihnen keine Excerpte liefern kann: ich denke aber doch, daß davon etwas alio modo entschlüpft seyn wird, welches man vielleicht öffentlich lesen wird. Das Schönste, soviel ich mich erinnere, sagten ihr die Dichtkunst, welche Unzelmann, und die Malerey mit der Palette, welche die Beckerin vorstellten. Die Großfürstin weinte, und hat eine Abschrift davon sich ausgebeten und an ihre Mutter gesendet. — Sie ist sehr vergnügt, lebt mit dem Prinz im schönsten Einklange, coquetirt wie die Henkel zum Spaß ihr sagte, um aller Menschen Herzen; hat den Herzog ganz umgeschaffen, gehet ihm sehr um den Bart herum und macht in allem Ernst das Glück der Mutter und der Großmutter aus. Von gestern an bezahlt die prinzl. Oekonomie den Aufwand, der ihret wegen gemacht wird. Da sie sich indessen nicht gerne von der Familie, an die sie sich schon zu sehr gewöhnt hat, trennen mag und gewünscht hat, mit derselben zu speisen, so erklärte gestern der Herzog: wenn meine Kinder mit den 2 Dames und dem Herrn von Pappenheim an meiner Tafel vorlieb nehmen wollen, so sind sie mir lieb und bezahlen nichts dafür. Speisen sie aber zuweilen bey sich, so wird der Betrag aus ihrer Casse entrichtet. Der Trousseau kann immer ein Paar Millionen gekostet haben. Ihre Scatoulle enthielt, als sie ankam 130,000 Stück Ducaten. Sie läßt sich nicht an Tafel führen, sondern gehet Arm in Arm mit unserer Prinzessin dahin. An jedem feyerlichen Tage siehet man einen neuen Schmuck an ihr. Heute Mittag ging sie mit dem Prinz und der Hof Dame von Berg ganz allein spazieren. Cämmermann ist ihr Friseur worden. Der gemeine Mann läßt Leib und Leben für sie, und wenn er von ihr spricht, so kann er vor Rührung nicht sprechen.

Voigt. 25. November 1804.

Von Ew. Wohlg. konnte ich die Gesinnung und die Aussprechung derselben erwarten, die mir Ihre gütige Zuschrift zusichert und zuruft. Alles bestätigt sich immerfort auf das herrlichste, was ich Ihnen von unserer himmlischen Maria ge-

schrieben habe. Könnte ich schriftlich davon Beweise und Beispiele geben, so dürfte Ihr gefühlvolles Herz nicht ohne Bewegung bleiben. — Es ist allerdings wahr, daß Sie Ihren ersten Ausgang zur Kirche gehen ließ, wie Ihr Ausgang in Petersburg aus der Kirche war. Und dieses ist bei Ihr nicht Staatsform, sondern bewegliche Anbetung der Gottheit. Erst heute noch, da meine Frau eine Stunde bei Ihr zu sein das Glück hatte, sind mir neue Seiten dieses Genius bekannt geworden. — Ihr Hauptgeschäft sei, sagt Sie, Liebe zu erwerben und es verdienen geliebt zu sein; ob Sie auch wirklich geliebt sei, das nur sei ein Zweifel, der Sie beunruhigen könnte. So entschuldigt Sie selbst alle Mängel, die Sie in der kleinen Residenz finden könnte. Sie gibt sich Mühe zu zeigen, wie vergnügt und glücklich Sie hier sei; Sie ist hochbeseeligt, wenn man den Prinzen lobt und Seiner Redlichkeit, Sittenreinheit und Güte Recht widerfahren läßt.

Unsere Etikette bleibt die vorige. Ew. Wohlg. wissen wie zuvorkommend höflich man gegen Fremde ist und Sie werden überdies nie als ganz fremd angesehen werden. Die vortreffliche Großfürstin hat hierin die Gesinnungen von Großheit, die der Erziehung einer Catharina würdig sind. Hiervon könnte ich manche Beispiele erzählen.

Auch wird nie unser Aufwands- und Finanzwesen durch Sie genirt werden. Man kann sagen dem, der es nur hören will, daß unsere Cammern keine Schulden haben, daß unsere obgleich etwas gesteigerten Etats gedeckt sind, daß wir auf dem Wege sind, die Activa und Baarschaften wiederherzustellen, die wir auf einige Operationen wenden mußten, wegen der wir uns ruhig der Geschichte und der Nachwelt überlassen. Ich meine: unser Schloßbau, unsere Petersburger fortune, unsere Akademie.

Da ich jetzt so ganz allein auf die Spitze unseres Finanzwesens verschlagen bin, so hoffe ich Glauben zu verdienen, den unsere Nachbarn nicht immer gönnen wollen. Wenn ich wenigstens noch bis Ostern lebe, wo sodann alles Obige im Klaren sein

wird: wahrhaftig alsdann kann ich gerne sterben, ohne Schande nach mir zu lassen, denn das zu leisten und die nordische Eroberung zu machen, —

war ein großer Gedanke
War des Schweißes der Edeln werth.

Carl Bertuch. Weimar 29. November 1804.

Über die Großfürstin Marie kann ich Ihnen nicht Gutes genug schreiben. An ihr haben wir Weimaraner einen neuen Schutzgeist für Kunst, Wissenschaft und Denkfreiheit erhalten. Ohne schön zu sein, scheint ihr Äußeres aus Grazie gewebt zu sein. Mit feiner Klugheit hatte sie sich vor ihrem Einzug schon über alle Verhältnisse des Landes erkundigt, sprach mit allen Deputationen, ob es ihr gleich noch Mühe macht, deutsch, und bezauberte Alles, in ununterbrochener Stufenfolge, von der kleinen heitern unbefangenen Schaar der Mädchen bis zu dem würdigen, bedächtigen Prälaten Griesbach. Mit der Leichtigkeit der Kaisertochter, die vertraut mit den größten Formen der Repräsentation und Etikette ist, weiß sie oft die pedantischen Fesseln hier zu zerschneiden. So bat sie beim ersten Staatsdiner, wo die ganze gelernte Jägerei des Landes im Saale aufmarschirt war, den Herzog, der neben ihr saß, den ältesten der Jäger zu ihr kommen zu lassen: sie wolle ihm etwas sagen. Ein alter braver Jäger nähert sich ehrfurchtsvoll. Die Großfürstin nahm ein Glas Champagner: Ich trinke Ihre und Ihres Corps Gesundheit; sagen Sie dies Ihren Collegen und sagen Sie Ihnen auch zugleich, wie sehr mich ihre Attention und Liebe gefreut hat. Freudenthränen stürzten dem alten treuen Diener über die Backen und gerne hätte er ein Vivat mitten im Saale angestimmt.

Gestern ließ sich die Großfürstin den Vater (F. J. Bertuch) durch Wolzogen vorstellen. Vater war anfangs in der bescheidenen Entfernung eines Privatmannes geblieben; sie selbst hatte das bemerkt und durch Wolzogen äußern lassen, sie wünsche ihn kennen zu lernen. Der Vater war über ihre holde Grazie und Güte ganz entzückt. Unter ihre Talente gehört, daß sie fertig

Italienisch und Englisch spricht (denn Französisch ist natürlich ihre zweite Muttersprache), Fortepiano und Harfe spielt und sehr artig Figuren und Köpfe zeichnet. Sie hat es hier schon bei Professor Meyer fortzusetzen angefangen.*)

Kirms. Weimar den 10. Dec. 1804.

Tischbein ist hier und mahlt die Großfürstin, welches Bild der Bürgerschaft auf das Stadthaus verehrt werden soll. Zu gleicher Zeit büstirt sie Tik. Noch immer ist alles voll Enthusiasmus für die Großfürstin. Heute überbrachte Jung und Alt aus dem Amte Dornburg ein silbernes Füllhorn mit Gedichten: sie unterhielt sich eine ganze Stunde lang mit diesen Leuten. Eben fuhr sie spatzieren — (sie fährt alle Tage ein wenig und es wird lauter, daß sie schwanger sey) bei der Glätte des Weges an der Altenburg kam, als sie herunterfuhr das Hintertheil des Wagens im Schurrn nach den Pferden zu zu stehen. Die Soldaten aus der Thorwache fuhren zu, hielten den Wagen damit die Pferde nicht scheu wurden und sie stieg aus. Als sie herein waren ließ sie sogleich den Stallmeister Müller kommen, erzählte ihm die Geschichte; versicherte, daß die Kutscher unschuldig wären und bat ihn den Leuten deshalb nichts zu Leide zu thun. Einem Soldaten, der sich ein wenig beschunden und sie es gemerkt hatte, hat sie gleich Geld gesendet. Herr von Pappenheim wird wohl nicht bleiben. Er soll marschallirender Cavalier seyn, aber unter Herr von Wolzogen stehen, welches

*) In einer Anmerkung wenigstens soll eine Stelle von Kirms (2. Nov. 1804) abgedruckt werden, in welcher der Philister in seiner ganzen Glorie erscheint: „Nächsten Sonnabend wird hier Tell gegeben. Der letzte Act bleibt weg, auch wird soviel gestrichen, daß die Vorstellung halb neun geendet sein kann. Ich denke, die Herren werden nun nicht mehr so lange Stücke schreiben. — Die Großfürstin war heute bei Goethe. Sie war nun dreimal hinter einander im Theater. Das bewirkte ich durch die Herzogin. Sie muß daran gewöhnt werden, sonst schafft sie sich andere Plaisirs zum Nachtheil des Theaters. Jetzt kommt das Licht zum Sieg.“ Das „zum Sieg kommende Licht“ war in den Augen des Schreibers wohl der Schreiber selbst.

er nicht mag. Die Gräfin Henkel sagte am Donnerstage bey der Herzogin Frau Mutter: sie habe viel teutsche Theater gesehen, allein so ein ensemble wie beym hiesigen habe sie nicht angetroffen. Sie ist meistens allemahl, wenigstens aber zwey mal in der Woche im Theater. Sie hat am Sonnabend den Götz ausgehalten, welcher doch bis $^{3}/_{4}$ auf 10 Uhr dauerte. Sie hat lieber Conversations Stücke, als Trauerspiele in höhern Styl, jedoch versäumt sie sie nicht. Mit den Opern haben wir an uns gehalten, weil sie gute Stimmen von dorther gewohnt ist, besonders weil Dem. Jagemann zeither keine Rolle (sic); künftigen Sonnabend wird sie aber im Wasserträger spielen, welche Oper ihr noch nicht bekannt ist. Die jüngere Jagemann tritt nun auch zur Oper. Dem Destouches hat sie für die componirte Morgen Musik eine goldne Dose und den Capellisten 50 Ducaten verehrt. Der Herr Hofmarschall hat einen schönen Ring und ich — wenn ich es nicht schon geschrieben — eine schöne Tabatiere erhalten. Ich hatte nichts erwartet. Noch hat sie keine Gesellschaften in ihrem Zimmer, und ihre Abend Tafeln erstrecken sich nicht über 7 Personen. Nur ein einziges Mahl hat sie Dejeuner gegeben. Groß wird wandern müssen, vielleicht bekommt er eine Gouverneur Stelle in Sibirien: doch Spaß bey Seite! Sie will gerne Belvedere zum Sommeraufenthalt machen. Sie hat Göthen besucht; Schillern noch nicht. Tell ist hier verkürzt und der letzte Act (s. S. 69 Anm.) weg gelassen worden. Ifflands Hausfriede hat der Großfürstin sehr gefallen.

Voigt. 15. December 1804.

. . . Daß ich in den „freimüthigen" Nachrichten aus Berlin einige Urtheile finde, die meine eigensten gewesen sind, befremdet mich nicht, ja es erfreut mich die Allgemeinheit der Wahrheit und ihre Nachempfindung. Sie können sich auf das Sorglosefte darauf verlassen, daß Alles, was über Maria Paulowna gesagt worden, alles unter dem Original ist und von ihr unendlich übertroffen wird. Ich habe bei manchen Arrangements den treffenden Verstand, die schöne Klugheit nicht genug bewundern

können, und Sie wissen ja, daß das bei einem alten Geschäftsmann, der oft zuviel Werth auf seine mühsamen Erfahrungen legt, am meisten bewundert wird. An die Grazie will ich gar nicht denken, die freilich auch die Alten bestechen kann. Doch habe ich mich immer gehütet, mir von dieser Seite nicht imponiren zu lassen. So manche schönen Supplikantinnen besuchten auch mich; nur ihre Sachen galten mir, nicht ihre Persönlichkeit. Es möchten Beispiele des Gegentheils vorhanden sein — ich habe keins gegeben.

Die Briefe des Petersburger Hofes, unsere hiesigen Verhältnisse betreffend, lauten sehr günstig. Man ist mit unseren guten Herzen zufrieden, man nimmt es gnädigst auf, daß Maria Paulowna bei uns gebieten soll und daß Alles, Alles sich nur nach ihr der Holdesten richten wird. Freiheit ist ja das Einzige, was wir ihr geben können.

Voigt. 6. Februar 1805.

EW. haben mich durch des verehrungswürdigen Reinhard schöne Kanzelrede recht erfreut. Ja wenn man vor allen unseren politischen Verhandlungen solch einen Redner hören könnte. Unsere Gewissen bedürfen hin und wieder solcher Erregungsmittel. Die alte gestrenge Methode der Fegfeuer und Hölle schlägt nicht mehr an, die Erhebung des Verstandes mag wohl immer der Bestimmung des Willens vorausgehen müssen. . . .

Von der guten Großfürstin hegt das Publikum allerlei gute Erwartungen und diese sind dann sehr möglich und wahrscheinlich. Ich weiß nichts Schöneres über sie zu sagen und müßte nur die zarten Zeilen wiederholen: Illam quidquid agit etc. Tieck hat eine Büste voller Wahrheit von ihr genommen. Tischbein arbeitet noch, sein Bild ist sehr kenntlich (wenn man nicht, wie mir geschah, das Original daneben sieht), aber ihr Charakter ist ganz verfehlt. Dieses würdige zierliche Emportragen, die feste Miene und Gestalt. Hr. Tischbein hat davor das Köpfchen hängen lassen.

Voigt. 16. Mai 1805.

EW. werden hoffentlich von guter Gesundheit unterstützt worden sein, um die Reise nach Leipzig machen zu können und daselbst auch unsere Fürstl. Personen gesehen haben. Da sich die Frau Erbprinzessin ein paar Tage dort nicht recht wol befunden hat und die jetzigen persönlichen Verhältnisse ein Abwechseln des Befindens veranlassen, so sollte es mir leid thun, wenn EW. dieser himmlischen Frau nicht zu einer heitern Stunde praesentirt worden sein sollten. Indeß schreibt man mir doch von Leipzig, daß dort alles von dem Ruhme Ihrer Humanität und Verstandeslebhaftigkeit erschalle und die neugierige Menge Ihres Anschauens nicht müde geworden sei. Es hat Ihrer Hoheit auch sehr wohl dort gefallen; Sie hat eine Madonna von Moratti gekauft, ein ziemlich erhaltenes Stück, bis auf einige neuere Nachhilfen wie es scheint . . .

Schiller's Verlust hat die gütige Großfürstin bei Ihrer Rückkehr sehr gerührt. Sie hat sich gleich erklärt, die 2 Söhne in Ihre Versorgung zu nehmen. Sie hatte in der Messe eben Schillers neuestes Produkt erhalten.

Unsere deutsche Dichtkunst verliert viel mit einem Mann, dessen Talent immer höher sich aufschwang, statt daß unsere berühmtesten Dichter ausgebeutelt sind. Ich hoffe, daß Herr Merkel in Berlin sorgen wird, diesen Verlust zu ersetzen. Daß Schiller sich nicht überlebt hat, wird seinen Ruhm dauerhafter machen. Hr. von Goethe ist wieder sehr wohl und munter; ich fürchtete einen fatalen Eindruck von Schillers Tod, aber das contra audentior ito scheint eingetreten zu sein und frischer Muth ist schon Lebensstärke.

Voigt. Eisenach, 10. Juli 1805.

Über Schiller möchte ich viel schreiben; man wird ihn in der theatralischen Wasserwelt sehr, sehr vermissen trotz aller Einwendungen der Kritiker. Und was würde er nicht noch erst haben werden können. Und ein so guter Mensch . . . Der Hof

ist in Wilhelmsthal; ich muß einen um den andern Tag dorthin zum Vortrag fahren. Die gewöhnlichen Landessachen, die Fabriken und Wollengeschäfte, die unbegreifliche Theurung fordern Nachsinnen und Energie. Bis dahin ging hier und in Weimar alles gut. Der Herzog verkauft dem Publikum wohlfeiles Korn, unsere Vorräthe und die Zufuhren aus Franken setzen uns über Mangel hinaus und noch ist nicht ein einziges mündliches oder schriftliches Hungerlamentationswesen erschienen. Man kam mit Sorge zuvor ehe sie angerufen wurde, das Publikum vertraut und ruft nur stumm um Hülfe und was wir vermögen geschieht. Zu dieser Stimmung des hiesigen sonst groben Volkes hat die Güte der über alles Lob erhabenen Maria Paulowna viel gewirkt. Das Volk betet sie an, da es ihrer stillen Einwirkung versichert ist und ich begreife nun erst recht, was eine Maria im katholischen Religionsbegriff sein kann. Der Weg nach Wilhelmsthal ist ein Plauischer Grund, künftig heißt dieses Thal das Marienthal. Es werden zum Eingang und zum Ausgang große goldene Buchstaben bearbeitet, um den Namen Marienthal an den Felsen zu befestigen.

Voigt. Weimar, 26. September 1805.

Ja wohl ging dem kleinen Weimar wieder ein Stern auf. Ein Kind wurde uns geboren, ein Sohn Marien gegeben. — Um $1/2$ 10 gestern Abend befahl mir der Herzog, alle Glocken läuten zu lassen. Das geschah von 10—12 Uhr. Den Stadtjubel kann ich nicht beschreiben. Chore blasender Instrumente mit jubelnden Massen zogen einher; alles erleuchtet, alles ließ leben und die Wein- und Punschgläser flogen weit umher.

Früh besuchte ich den Neugeborenen. Was das für ein Saxo-Russe ist! Die angebetete Maria hat allen Muth und Kraft anwenden müssen, ihn mobil zu machen. Starke hat mit Ehre und Glück sein Amt verwaltet.

Die Freude der Eltern und Großeltern können Sie sich

leicht vorstellen. Die Naivité und Aufrichtigkeit des jungen Vaters war herzlich und liebenswürdig.

Mutter und Kind sind gesund, Herzog Friedrich von Oels ist hier und würzet die Freude durch seine Genialität. Die Herzogin Mutter, die sich zur Urgroßmutter erhoben sieht, da sie doch selbst noch so blüht, war höchst fröhlich. Frl. v. Göchhausen sagte mir, daß der Tag des Einzugs und dieser der Geburt die glücklichsten ihres Lebens gewesen wären.

Kirms. Den 26. Sept. 1805.

Gestern Abend nach 9 Uhr erfolgte die Entbindung. Niemand durfte zugegen seyn, als die Herzogin und Stark. Vor Mittag zeigten sich starke Spuren der Entbindung, die sie ermatteten: man mußte ihr etwas Wein geben und sich durch Schlaf erhohlen lassen. Jedermann glaubte, die Natur werde die Wehen verschlafen, allein nach 4 Uhr erwachte sie gestärkt, und die Entbindung geschahe nach 9 Uhr mit nicht geringer Unannehmlichkeit. Der Prinz ist sehr groß und seine Arme sind fleischiger, als manchen Kindes von 2 Jahren. Die Herzogin hat ohne Prunk sich würklich mütterlich betragen. Sie allein, weder Dame, Cammerfrau oder Kindfrau hat ihr Dienste geleistet. Als das Kind gebadet und — in einen Schlepprock — gekleidet ward, wurde der Herzog und der Gemahl eingelassen, dem sie schön that; dann wurde der Courier gehohlt, welcher das Kind auf seine Arme legen mußte. Sie schrieb noch ein Paar Worte an ihre Mutter, dann drollte sich derselbe nach Rußland ab. Halb 12 Uhr bis um 12 Uhr wurden alle Glocken geläutet. Noch ehe dies geschahe um 10 Uhr tranken sich die Leute auf dem Coffeehauß halb tod, schafften Musik und warfen Gläser und Bouteillen zum Fenster hinaus. Der Magistrat placirte sogleich auf beyde Stadthäuser 2 Chöre Musik. Im Erbprinz versammelte sich eine Gesellschaft — man konnte keine Musik bekommen, stellte also ein halbes Dutzend anwesende Postillions vor das Haus. Da ging es am wildesten her, denn

man trank dem russischen Courier entsetzlich zu und die Champagner-Bowlen flogen endlich durch die Scheiben. Auf der Straße, aus allen Fenstern erscholl Vivat Paulowna. Der Herzog wollte erst am Morgen die Glocken läuten lassen, allein die Großfürstin, welche das Vivat mochte gehört haben, ließ den Herzog ersuchen, diesen Abend es noch geschehen zu lassen. Die Läuter waren schon in den Betten, und ehe diese herbey kamen, strömten Soldaten auf den Thurm, und die große Glocke allein gab zuerst das Signal, sie konnten aber mit diesem Coloß nicht continuiren. Das Stadt- und Jacobs-Geläute fing dann an, und nun folgte das schöne Schloß-Geläute. Es war sehr rührend. Um 12 Uhr hörte es erst auf: unter dessen, so breit die Gasse war, strömten die Vorstädter herein, das Chor sang vor der Kirche; der Stadt-Musicus machte einen Teufel-Spectakel vom Stadt-Thurm, und nun als er hinunter kahm, mußte er sich theilen, und so ging es bis um 2 Uhr durch alle Straßen mit Musik und unter beständigen Vivat-Rufen. Wenn ein Paar Tausend Menschen vorbey waren, kahm wieder ein anderer Trupp mit Musik. Die Gasthäuser blieben bis 6 Uhr gestopft voll. Verzeihen Sie meine Schmiererey, ich muß eilen. Genug hiervon. Die Großfürstin, nachdem sie ihrer Mutter geschrieben, ließ den Geistlichen hohlen und betete mit ihm. Sie hat das Kind gut genährt, hat daher viel aushalten müssen; sie befindet sich demohngeachtet nebst dem Kind jetzt sehr wohl. In 4 Wochen erst soll Kind-Taufe seyn. Es sollen viele Gevattern und gewiß Ihr Chur-Fürst vor allen darunter mit seyn. Der Herzog von Braunschweig-Oels ist schon hier und wird es abwarten.

Carl Bertuch. 10. April 1806.

Unser lieber kleiner Prinz Alexander ist leider nicht mehr. Er starb diesen Morgen am Zahnfieber, nachdem er mehrere Tage an heftigsten Convulsionen gelitten hatte. Sie können sich die schmerzliche Trauer, die dieses unerwartete Ereigniß allgemein verbreitet, wohl denken. Unsere theure Großfürstin leidet un-

endlich, die Welt scheint ihr mit diesem theuren Pfand ausgestorben zu sein. Mit treuer Mutterzärtlichkeit hat sie den Kleinen Tag und Nacht nicht verlassen und mit namenloser Zärtlichkeit seiner gepflegt.

Voigt. 12. April 1806.

Vorgestern früh 10 Uhr verloren wir den lieben kleinen Prinz Alexander an den immer wiederkehrenden Zahnkrämpfen, die so manchem kleinen Menschen tödtlich werden. EW. nehmen gewiß Theil an diesem betrübten Falle. Die Mutter, die holde und fromme Maria ist sehr, sehr contristirt, doch auch verstandsvoll gefaßt, mehr beinahe als die sonst standhafte Großmutter. Die Zeit allein ist Mittel gegen solche Schmerzen.

21. April 1806.

Maria Paulowna befindet sich wohl, die tägliche Thränenstunde abgerechnet; die Zeit muß der Hilfsgott sein.

Carl Bertuch. 13. September 1807.

Die Langersehnten sind endlich gestern um $4^1/_2$ angekommen. Die Begleitung kam früher. Dann folgte in einem sechsspännigen Wagen der Erbprinz mit seiner Gemahlin unter Vorreitung der Husaren, des Postpersonals, der Schützengesellschaft und einer großen Menge von Volontärs. 80 junge Frauenzimmer, alle weiß und grün gekleidet, erwarteten die Gefeierten mit Eichenguirlanden vor dem Erfurter Thore. Der Wagen hielt und Dlle. Weber hielt eine passende Rede, die die gerührte Großfürstin mit Herzlichkeit erwiderte. Hierauf umgaben die jugendlichen Gestalten den Wagen und so mußte er im Triumph langsam zur Stadt. Hier war eine neue Art von Dekoration für uns. Anstatt einer herkömmlichen veralteten Ehrenpforte waren alle Häuser der Straßen, wodurch sie fuhren, mit Guirlanden, Festons, Kränzen von Eichenlaub und Blumen behangen. An den Ecken der Straßen waren dann über die ganze Straße farbige Schnüre

von Eichenlaub mit Blumengehängen gezogen. Vor vielen Häusern standen Orangenbäume, vor den Fenstern waren Teppiche und Bänder seidnen Zeugs mit goldnen und silbernen Franzen ausgebreitet, so daß das Ganze ein südliches Ansehen hatte und die Theilnahme, die jeder Bewohner am Feste nahm, am Besten ausdrückte. Im Schlosse überreichte ein andres Chor junger Frauenzimmer der Großfürstin und Herzogin Louise Kränze mit Gedichten. Mein Vater hatte als Gärtner eine selbstgezogene Ananas bescheiden in einer Ecke des Zimmers der Großfürstin mit einem Wunsch aufgestellt. Die treue Anhänglichkeit der Thüringer gegen ihre Fürstin zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit gar herrlich.

Wenige Tage später am 19. September 1807 fand im Theater die erste Vorstellung von Goethe's Vorspiel „nach glücklicher Wiederversammlung der Herzoglichen Familie" statt. Das Spiel, das sinnig die Freude über die Wiederkehr des Friedens und den Neubesitz der lange Entfernten ausdrückte, gewährte in den folgenden Worten, die „der Friede" zu sprechen hatte, der Fürstin eine schöne Huldigung (W. A. XIII, 35):

Aber, unsichtbar auf Erden
Schwebend, konnt' ich meiner hohen
Glückverbreitenden Gesinnung
Wählen kein vollkommner Gleichniß
Als in diese Freuden-Fülle
Allbelebend sich hereinsenkt.
Tausend Blumen aus den Kränzen,
Abertausend aus Gehängen
Blickend, mögen Ihrer Blüthe
Lieblichkeit nicht überscheinen;
Und wie um die frische Rose
Jede Blume sich bescheidet
Sich in bunten Strauß zu fügen:
Also diese Welt von Zweigen,
Blumen, Bändern, Alten, Jungen,

Dieser Kreis von frohen Blicken
Alles ist auf Sie gerichtet,
Sie, die lieblich Würdige!

Die Schreckenszeit aber, die dieser Wiedervereinigung voranging, bedarf einer besonderen Schilderung, die ihr in einem der nächsten Capitel zu Theil werden soll.

Fünftes Capitel.

Berühmte Besuche.

(1804–6.)*)

Zum wirklichen Wallfahrtsort für deutsche und fremde Besucher wurde Weimar erst in der Zeit von Goethe's hohem Alter, in den Jahren nach den Befreiungskriegen, da auf die mächtigen politischen Erregungen eine Vorherrschaft literarischen und wissenschaftlichen Interesses gefolgt war.

Aber schon in den Jahren, von denen hier die Rede ist, wurde Weimar von Manchen aufgesucht; gerade in den Jahren,

*) Ungedruckt sind in diesem Capitel nur die Briefe von Bertuch, Voigt und Jacobs an Böttiger, sowie des Letzteren Bericht über Constant. Die Briefe Gall's an Bertuch mit dem begleitenden Artikel waren von mir an einem ganz unzugänglichen Ort: Berliner Tribüne 29. Oct. 1881 bereits einmal mitgetheilt. Für Grégoire ist benutzt: Alfr. Stern, Geschichte Europa's, Bd. I, S. 497. Gr. Mémoires, herausgegeben von H. Carnot 1831 und Krüger, Heinrich Gr., Leipzig 1838. Für Frau von Staël außer Goethe's Briefen, Tagebüchern, Annalen und Gesprächen und Schiller's Briefen in den schon genannten Ausgaben. besonders Lady Blennerhasset, Frau von Staël, 3. Band, Berlin 1889, S. 10—64, deren Darstellung so eingehend und erschöpfend ist, daß eine ausführliche neue Schilderung überflüssig erscheinen mußte. Zur Ergänzung dient K. E. Franzos, Eine Denkschrift Knebel's über die deutsche Literatur (für Frau von Staël): GJ. X, 117—138. Ueber Gall gleichfalls die Goethischen Quellen; vgl. ferner mein Werk über Berlins geistiges Leben II, S. 189 fg. Für Benj. Constant: Journal intime de B. C. et lettres à sa famille et ses amis, précédées d'une introduction par D. Melegari. Portraits et autographes. P. 1895, das z. Th. freilich schon früher gedrucktes, aber zerstreutes Material zusammenfaßt. Ueber die Böttiger'schen Mittheilungen vgl. unten S. 86 A.

die zwischen dem Erscheinen der Großfürstin Marie und dem auch für Weimar so bedrohlichen Unglück von Jena lagen, oder dem ersteren unmittelbar vorangingen, waren merkwürdige Menschen in Weimar: der Abbé Grégoire, Gall, Frau von Staël und Benjamin Constant.

Der Graf Grégoire, Bischof und Senator, Politiker und Schriftsteller, zu seiner Zeit ein hochberühmter Mann, jetzt so vergessen, daß z. B. in Saint-Beuve's zahlreichen Aufsätzen nicht einmal sein Name vorkommt, was um so merkwürdiger ist, als Gr. Vorläufer St. Beuve's in der Schilderung von Port Royal war, war 1805 in Weimar. Von dieser Reise weiß der deutsche Biograph, der die mir unzugänglichen französischen Memoiren benutzt hat, nur zu melden, daß in Deutschland die Städte Frankfurt, Leipzig, Berlin, Göttingen besucht wurden — der Name Weimar fehlt in dieser Aufzählung völlig.

Abbé Henri Grégoire, Bischof von Blois, 1750—1831, war ein interessanter Mensch. Als Schriftsteller behandelte er in einem sehr umfassenden Werke die Geschichte der religiösen Sekten, stellte die Freiheit der gallicanischen Kirche dar und wirkte in einer eindrucksvollen Schrift für die Gleichstellung der Juden. In Sachen der Kirche erhob er auch in politischen Versammlungen, in denen er seit 1789 ein sehr einflußreiches Mitglied war, seine Stimme. Er war ein entschiedener Papstfeind, blieb aber dabei durchaus der Religion angehörig, so daß er, der sich zwar der Vereidigung der Priester durch Staatsbeamte fügte, doch entschieden gegen die auftrat, die, der heidnischen Zeitneigung folgend, das Christenthum abschworen. Sein parlamentarisches Wirken war der Aufklärung und dem Volkswohl gewidmet; vielleicht brachte ihn gerade dieser Act der Thätigkeit mit dem gleichstrebenden Bertuch in Beziehung, auch konnte Bertuch junior bei seinem Pariser Aufenthalt die Bekanntschaft des streitbaren Bischofs, der übrigens seit dem Concordat sein bischöfliches Amt aufgeben mußte, gemacht haben. Denn streitbar war er besonders als Politiker. Den Royalisten galt er, der stramme Republikaner, als Königsmörder, obwohl

er bei dem entscheidenden Beschluß, der Ludwig XVI. aufs Blutgerüst lieferte, fehlte — freilich erklärte er nachträglich seine Billigung des Beschlusses. Er war ein Königsfeind, wie sein Wort bezeugt: die Fürsten seien in der moralischen Ordnung gewöhnlich, was die Ungeheuer in der physischen. Zur Zeit des Kaiserreichs war er politisch unthätig. Er hatte gegen die Einführung des Kaiserthums gestimmt und auch die Wiederherstellung der napoleonischen Herrschaft mißbilligt.

Als er 1805 nach Deutschland reiste, war er in seinem politischen Einfluß stark erschüttert und vielleicht gerade dadurch zum Weggang aus Frankreich veranlaßt, daß die Dinge eine von ihm nicht gewünschte Entwickelung genommen hatten.

Goethe sah er in Weimar nicht; in Goethe's Briefen und Gesprächen wird sein Name nicht erwähnt. Dagegen sah Goethe ihn wenige Tage später in Magdeburg, 15. August 1805 (das Datum nach W. A., Briefe XIX, 45), und hat von dem Zusammentreffen, das freilich zu einer Bekanntschaft nicht führte, (Tag- und Jahresh. 1805 W. A., Werke XXXV, 208), folgende Schilderung hinterlassen: „Bei wiederholten Besuchen des Doms bemerkten wir einen lebhaften Franzosen in geistlicher Kleidung, der von dem Küster umher geführt sich mit seinen Gefährten sehr laut unterhielt, indessen wir als Eingewohnte unsere stillen Zwecke verfolgten. Wir erfuhren, es sei der Abbé Grégoire, und ob ich gleich sehr neugierig war mich ihm zu nähern und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so wollte doch mein Freund (Wolf), aus Abneigung gegen den Gallier, nicht einwilligen, und wir begnügten uns, in einiger Ferne beschäftigt, sein Betragen genauer zu bemerken und seine Urtheile, die er laut aussprach, zu vernehmen." Grégoire, der seinerseits auch Memoiren hinterlassen hat, gedachte in diesen wohl seiner Reise nach Deutschland, erwähnte aber unter den von ihm besuchten Städten Weimar nicht. Sein deutscher Biograph wiederholte nur die von Grégoire aufgezählten Orte und begnügte sich deren Nennung die Worte hinzuzufügen: „was seine Achtung für den Charakter

der Deutschen und für die Gründlichkeit ihrer Gelehrten sehr erhöhte".

Ueber seinen Aufenthalt in Weimar ist nur folgendes Zeugniß erhalten:

C. Bertuch an Böttiger. 25. Juli 1805.

Vorige Woche überraschte mich äußerst angenehm der würdige Senateur Grégoire von Paris, der eine literarische Reise zur Kenntniß von Deutschland macht. Er war 4 Tage hier. Wir waren oft in Tiefurt bei der einzigen Amalia, wo die beiden Collegen des Inst. national Grég. und Wieland recht gute Freunde wurden. Grég. sieht hell und wird richtige Blicke über deutsche Gelehrsamkeit im Nat. Institut verbreiten helfen. — Er war erstaunt, so viele einzelne schöne Brennpunkte für Literatur in Deutschland zu finden. In Frankreich verschlingt Paris alles und wie sieht es da jammervoll in politischer Hinsicht aus. Wie jammerte der edle Grég. sub rosa darüber. — Von hier ging er nach Jena, Leipzig, Halle, Dessau, Wittenberg, Berlin, Helmstedt, Göttingen, Marburg, Frankfurt. Sein Begleiter ist Abbate Degola, ein Genuesischer Priester.

Ging Grégoire fast ungesehen an Weimar vorüber, so ward Frau von Staël viel gesehen, bewundert und gescholten. Den wenigen Tagen, die jener ehemals so viel genannte französische Geistliche in Weimar zubrachte, stehen die fast drei Monate gegenüber, welche die hochgefeierte, damals auf dem Gipfel ihres Ruhms stehende Frau in Weimar zubrachte.

Gehört Grégoire heute zu den Unbekannten, so ist Frau von Staël heute noch nach Verdienst geschätzt und bewundert; ist der Besuch Jenes ganz unbekannt, so ist der Aufenthalt der vielgenannten Frau so bekannt und in neuerer Zeit so ausführlich dargestellt, daß nur ein Auszug aus dem Bekannten und eine Ergänzung durch wenige bisher unedirte Briefe möglich ist.

Vom 13. December 1803 bis Anfang März 1804 blieb Frau von Staël in Weimar, bei Hof und in der Gesellschaft

gern gesehen, von den Frauen angestaunt und beneidet, den großen Schriftstellern ein Gegenstand nicht immer angenehmen Studiums. Sie regte an und auf mit ihrer nie ermüdenden Lebhaftigkeit, sie bewunderte Schiller und kam mit Goethe, der erst am 24. December, nachdem er seine Jenaer Einsamkeit unwillig aufgegeben hatte, mit ihr zusammentraf, und dann wieder wegen Unwohlseins sie mehrere Wochen meiden mußte, in ein kühles Achtungsverhältniß. Es war merkwürdig genug, daß sie, die Fleißige, Eindringende, sich von einem Abseitsstehenden, wie Knebel, der die Selbständigkeitsmanie und die teutonische Unhöflichkeit so weit trieb, daß er, trotz seiner Lust die Fremde kennen zu lernen, während ihrer Anwesenheit nicht nach Weimar kam, einen Ueberblick über deutsche Literatur machen ließ. Noch merkwürdiger war es, daß sie, die nach Deutschland gekommen war, um deutsches Wesen zu ergründen, sich nach ihren französischen Freunden sehnte und froh war, wenn einer von ihnen in Weimar erschien. Und endlich, da die Weimarer insgesammt, die Großen voran, sie entweder nicht ernst genug nahmen oder ihr, der Frau gegenüber, mit Schmeicheleien zu freigebig waren, meinte auch sie in einem jungen Engländer, H. C. Robinson, der damals in Weimar war, einen besseren Mentor zu finden, als in den Deutschen: er wagte sie zu verbessern, wie sie einmal sagte, und lobte nicht nur; er allein habe ihr, wie sie rühmte, die Thür der deutschen Philosophie geöffnet, während sie bei den Anderen erfolglos geklopft habe.

Daher wurde sie selbst einigermaßen enttäuscht und Schiller und Goethe über sie unfroh. Sie wurden durch die wunderbare Frau in ihren Kreisen gestört, durch Ungewohntes überrascht, auch zum lebhaften Hören und Sprechen einer Sprache gezwungen, die ihnen nicht ganz geläufig war. Daher erklärt sich, daß Schiller nach ihrer Abreise ausrief: „Es ist mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich eine große Krankheit ausgestanden", und daß auch Goethe zufrieden war, als sie, die Aufregende, wieder aus seiner stillen Klause geschieden war. Beide

jedoch erkannten das Große der Frau, nachdem das persönlich Störende gewichen war. Schiller freilich war es nicht lange vergönnt, sich an das Vortheilhafte des Einflusses der Frau, an ihre Allüren der großen Welt, ihre Selbständigkeit des Urtheils, ihre lebhafte Beschäftigung mit den Welthändeln in freiheitlichem Sinne zu erinnern. Goethe aber konnte noch „jenes Unbequeme" segnen, nachdem er nicht nur den Einfluß der Frau von Staël auf Weimar, sondern besonders den Weimarischen Einfluß auf die Schriftstellerin klar erkannt hatte. Ihr „Werk über Deutschland", so charakterisirte Goethe später die Folgen dieser Einwirkung, „welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen verdankte, ist als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über dem Rhein und, in Gefolg dessen, über dem Canal, endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernen Westen zu gewinnen hatten."

Bedürfte es aber eines Zeugnisses für den tiefen Eindruck, den Frau von Staël in Weimar erregte und empfing, so liegt dies in der echten Freundschaft, welche Herzogin Luise, die zurückhaltende, tief empfindende, scharfblickende und in ihren Neigungen ausdauernde Fürstin, mit der Französin schloß und bewahrte. Gleich ehrenvoll für beide bleibt das schöne Wort, das Frau von Staël später der Herzogin schrieb: „Ich verehre Sie als die edelste Dame, die ich kenne; dies Gefühl wird mich bis zum Tode geleiten".

Ueber den Besuch dieser Frau in Weimar und Gotha kann ich nur zwei kurze ungedruckte Briefe an Böttiger mittheilen — der Bericht über den Aufenthalt in der letzteren Stadt ist nicht uninteressant, weil er auch Streiflichter auf Weimar wirft.

Fr. Jacobs an B. Gotha 19. Febr. 1804.

Mit Ihrer eben so interessanten als ausführlichen Beant-

wortung meiner Frage über Fr. v. St. haben Sie mich sehr erfreut. Ich sende Ihnen hier die mitgetheilten Blätter*) in Begleitung tausendfältigen Dankes zurück: den Inhalt derselben habe ich in treuem Herzen bewahrt.

Mich dünkt**), daß wenn Goethe schon längst in die Hände solcher Weiber gefallen wäre, die ihn schätzten, ohne ihn zu vergöttern, und die ihn ehrten, ohne sich eben um seine Verehrung zu bekümmern, ihm und der Welt dieß unendlich heilsam gewesen wäre. Jetzt ist es zu spät; das Publikum in W. ist ihm nicht gewachsen, oder er wird demjenigen Theile, dem er nicht gewachsen ist, allzu leicht Stillschweigen auflegen können. Es sind nur die Fremden, die ihm nützlich werden konnten.

Nach den wenigen Stunden zu urtheilen, wo ich Fr. v. St. gesehen habe, hat sie mehr Geist als Welt. Sie applaudirt zu stark zu dem, was ihren Beyfall hat; sie ist bisweilen zudringlich. Gegen den Erbprinzen war sie es offenbar. Daher sank sein Thermometer schon am zweyten Tage auf Frost. Dafür hat sie die gute Eigenschaft, die Wahrheit ertragen zu können. Der Baron Grimm erzählte, sie habe in Frankreich immer von der Musik und der Liebe mit ihm gesprochen. Er habe oft gesagt: sie sey tausend Meilen weit von der Liebe, und unendlich weit von der Musik entfernt, und nie habe sie dieß übel genommen. Ich glaube, daß wer viel Geist hat und sich dessen bewußt ist, nicht leicht etwas übel nimmt.

Böttiger an Gerning. 25. März 1804.

Warum kamen Sie nicht her, als die unvergleichliche Staël noch hier hausete? Diese seltene Frau hat hier Alles zu ihrer Bewunderung hingerissen, und was sich sonst ewig widerspricht, war hier ein Unisono, wenns aufs Lob dieser Einzigen mit

---

*) Ueber Böttiger's Relation (an Jacobs) vergleiche die Anmerkung unten S. 86.

**) Es ist sehr merkwürdig, wie dies Urtheil fast gleichzeitig auch von einer Frau ausgesprochen wird, Frau von Stein an ihren Sohn (angeführt bei Lady Blennerhassett III, 35).

Manneskopf und weiblichem Herzen ankommt. Sie erträgt freilich keinen Widerspruch. Aber sie sagt auch Alles auf eine Weise, daß der ausgemachteste Widersprecher dabei immer aufs Maul geschlagen wird.

Von demselben Böttiger*), über dessen Französisch, das er im Umgang mit Frau von Staël sprechen mußte, Charlotte von Schiller sich lustig machte, mag noch eine andere, nur in einer wissenschaftlichen Zeitschrift publicirte Aeußerung mitgetheilt werden. Er gab nämlich der Französin, die von Weimar nach Berlin reiste, an seinen dortigen Freund, den damals schon recht alten Aufklärer Nicolai ein Schreiben mit, in dem es hieß (29. Februar 1804):

„Die Ueberbringerin dieses Briefes ist die geistreichste Frau, die ich je kennen lernte, mit männlichem Kopf und weiblichem Herzen, dem Seelenadel des Neckerschen Protestantismus, mit Allem, was bei den Franzosen das Liebenswürdigste ist, in seltener Ehe gattend, kurz, Delphine selbst, die Frau von Staël, die hier Allen die Wahrheit gesagt und Alle bezaubert hat. Sie wünscht den Patriarchen unserer Nationalliteratur und den muthigen Kämpfer der Geistesfreiheit, des Katholicismus und Mysticismus, sie wünscht Friedrich Nicolai kennen zu lernen, dessen Name stets mit Achtung und Dankbarkeit in unserer klassischen Periode genannt werden wird. Sie hat sich vorgenommen, ein Werk über unsere Literatur und neueste Meteore

*) Genauere Mittheilungen über den Aufenthalt der Frau von Staël in Weimar finden sich in der Dresdner Königlichen Bibliothek und zwar in einem Convolut der Memorabilien (erwähnt in Lit. Zuständen u. Zeitgen. II, S. VI u. 251), bezeichnet (nicht von Böttiger's Hand): Frau von Staël und Benj. Constant, und Bd. 25 der Briefsammlung, wo den Briefen Constant's Einzelnes auf seinen und seiner Freundin Aufenthalt in Weimar Bezügliches zugefügt ist. Vermuthlich ist das Convolut die an Jacobs geschickte Relation, oben S. 85. Die Aufzeichnungen über Frau von St. sind bei Düntzer, Goethe und Karl August II, 16 fg. benutzt, das Wesentliche schon im „Morgenblatt" 1855, daraus in Biedermann's Sammlung von Goethe's Gesprächen I, 255–259 gedruckt.

zu schreiben, und Sie werden sich wundern, wie trefflich sie unterrichtet ist. Der in Jena privatisirende Engländer Robinson, der Ihnen sehr wohl bekannt ist, hat sie über Vieles aufgeklärt. Von Ihnen hofft sie noch über weit Mehreres Aufklärung. Es ist in der That verdienstlich, ihr zu so schönen Zwecken, die sie sich vorgesetzt hat, Aufklärung zu geben. Besonders werden Sie sich freuen, in ihr einen so männlichen Haß gegen das in Frankreich jetzt auf's Neue organisirte Verfinsterungssystem zu entdecken. Sie weiß, wie wenig Ihnen jetzt Ihre Augen und Ihre Gesundheit gestatten, gesellig zu sein, allein sagen Sie ihr dies nur, wenn sie Ihnen diesen Brief zugeschickt hat, selbst durch Ihren Amanuensis, und sie wird dann nicht verfehlen, Sie so oft zu besuchen, als es Ihnen lieb ist. Gewiß, mein Freund, Sie verdanken mir diese Bekanntschaft, und daß ich der unvergleichlichen Frau Ihren ganzen Werth kennen lehrte. Durch Goethe und Schiller möchte das schwerlich geschehen sein."

Constant, 1767—1830, war ein bedeutender Publicist, der freilich damals, da er in Weimar erschien, Manchem wie Schiller nur als Schatten der Frau von Staël vorkam. Seine Hauptbedeutung erlangte er erst später; die mißlungene Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein" darf man ihm nicht vorhalten, denn sie ist ein Zeugniß seines großen Eifers für die deutsche Literatur.

Seine Würdigung soll hier nicht versucht werden, da eine treffliche Charakteristik seines Wesens, seines wertherischen Romans Adolphe und seines Werkes über die Religionen in G. Brandes vielverbreitetem Hauptwerk vorliegt. Dagegen soll, entsprechend dem Charakter dieser Mittheilungen, eine bisher ungedruckte Aufzeichnung Böttiger's über Constant hier folgen.

„Beniamin Constant.*) Von einer alten Familie, die theils

*) Glücklicherweise gibt es über seinen Aufenthalt in Weimar wichtigere Notizen, als die Bemerkung in Schiller's Briefen ed. Jonas VII, 110. Vgl. Goethe's Briefe (Bd. XVIII, Register), ferner Annalen und die bei Frau v. Staël angeführte Literatur. Ueber seine Theilnahme

bei Lausanne, theils in Genf Besitzungen hatte, auf dem Erbgut Chablières zwischen Lausanne und Genf im Jahre 1767 geboren. Sein Vater wandte die zärtlichste Sorgfalt auf seine Erziehung und wollte ihn schon als er kaum 12 Jahr alt war, nach Oxford auf die Universität bringen. Dort war er aber seinem Alter nach noch gar nicht aufnehmbar und so kam er mit seinem Vater nach Erlangen, wo er sich anderthalb Jahre aufhielt und deutsch lernte. Allein übrigens fand er dort wenig Befriedigung und so entschloß sich der Vater, ihn nach Edinburg zu bringen, wo er 2 Jahr lang unter den Augen des zärtlichen Vaters sehr eifrig studierte. Der Vater nahm indeß die Obristenstelle beim Erbstatthalter an und kommandierte in Holland ein Regiment. Dort lernte der Vater den Herzog von Braunschweig bei der bekannten Invasion von 1787 kennen und erhielt das Versprechen, daß der junge Constant in Braunschweig angestellt werden sollte. So kam er in seinem 20st. Jahr nach Br. und wurde Herzogl. Kammerjunker. Da dem Vater Alles daran lag, seinen Sohn in Br. zu fixieren, so willigte er gern in die übereilte Heirath des Sohnes mit einer Hofdame der reg. Herzogin. Constant war hier eigentlich der Düpe. Als er einmal ins Zimmer dieser Hofdame kam, fand er sie in Thränen schwimmend und trostlos. Sie klagte ihm ihre Leiden und daß sie niemand wisse, der sie in Br. liebe. Das weichherzige Knäblein konnte diesem Stoßseufzerlein nicht widerstehn. Er erklärte ihr also, daß er sie liebe; dieß wurde sogleich als Heirathsantrag ergriffen und den anderen Tag schon am Hofe bekant gemacht. Allein bald fand sich C. in süßen Träumereien getäuscht. Seine Frau liebelt

an der deutschen Literatur vgl. meine Notiz in der Ztschr. f. vgl. Litgesch. N. F. XI, 207. — Von Benj. Constant sind mir die Briefe an Böttiger bekannt, Dresd. Bibl., Böttiger-Sammlung Bd. 25. Ich besitze ferner die Originale der Briefe Constants an L. F. und Therese Huber sowie viele merkwürdige Aeußerungen der Letzteren und ihrer Stiefmutter über C. — Alles dies denke ich mit den zahlreichen Briefen der Frau v. Charrière, der Freundin B. C.'s und Huber's, einer eigenartigen Schriftstellerin, im Zusammenhang zu ediren oder wenigstens zu benutzen.

mit einem jungen Russen, der damals in Braunschweig studierte, und vernachläßigte ihren Mann auffallend. Unterdessen mußte Constant eine Reise in sein Vaterland machen; die Revolution war angegangen. Die Nationalassemblée hatte erklärt, daß alle vormalige Refugiés zurückkommen und ihr altes Bürgerrecht wieder erhalten sollten. So ging auch Constants Vater zurück und wurde mit seinem Sohn citoyennisirt. Er kaufte sich 8 lieues von Paris ein Gut an und Benjamin wurde von den süßesten Hoffnungen der Revolution begeistert. So kam er nach Braunschweig zurück und fand seine Frau in offenkundigem Liebeshandel mit dem Russen. Er hatte sich innigst auf die Zusammenkunft gefreut und gleich bei der ersten Anrede sagte ihm Madame: sie wäre sehr glücklich während seiner Abwesenheit gewesen. Endlich kommen beide schriftlich miteinander überein, sich scheiden zu lassen. Allein das Br. Publikum war nur alzugeneigt, ihm alle Schuld daran allein zuzuschreiben, die doch am Ende bloß in einiger Härte und beißenden Aeußerungen bestand, die keinem Ehemann in dieser Situation verübelt werden mögten. Ja er war gutmüthig genug, die Hauptschuld der Frau bei der Ehescheidungsklage, die den Kinderlosen leicht fiel, zu verschweigen und sie gegen allzuharte Beschuldigungen der Scheinfreunde, die mit ihm darüber sprachen, in Schutz zu nehmen. Dieß Alles wurde aufs Schlimmste gedeutet und dieser Handel aufs gehäßigste vergiftet. Sie hatte keinen Heller mitgebracht. Er giebt ihr noch einen Gehalt und bezeigte sich überhaupt so liberal als möglich. Allein man wollte ihn nun einmal ins Schwarze mahlen. Er hieß der verruchte Aristocratenfeind, der Jakobiner. Denn er ging viel mit Mauvillon um, und M. galt damals bei der schwänzelnden Hofpartei für den ruchlosesten Feuerbrand der neuen Revolutionslehre. Man hatte in Cassel die Infamie begangen, Briefe, die M. an den Casseler Bibliothekar Cuhn geschrieben und worin allerdings freimüthige Aeußerungen vorkamen, zu erbrechen und sie dem Herzog von Braunschweig mitzutheilen. Selbst der wackere Feronce konnte

nicht helfen. Auch er galt für einen Demokraten. Constant konnte unter diesen Umständen nicht länger in Braunschweig bleiben und kam nun in die Schweiz, wo er bald durch seine Schrift, „sur la force du gouvernement actuel de la France et de la necessité de s'y rallier“, die sein Freund Huber in seiner Klio übersetzt gab, im Jahre 1796 Aufsehen erregte. Im folgenden Jahr gab er eine zweite Schrift: sur les reactions politiques, wobei in einer zweiten Ausgabe ein Zusatz war: examen des effets de la terreur. 1797. Als Tribun setzte er sich gegen Bonapartes despotische Absichten, die bürgerliche Gerichtsform durch außerordentliche Commissionen, les tribunaux spéciaux umzustürzen, mit dem lebhaftesten Nachdruck, fand aber an dem Tribun Moreau, dem Bruder des Generals, der nun nach einer eigenen Nemesis diese Tribunale für seinen Bruder selbst perhorrescieren muß, den heftigsten Widersacher. Constant wird aus dem Tribunat gestoßen und vergleicht diesen Act der Gewaltthätigkeit mit der Gefangennehmung der Girondisten den 21. Mai. Seit 8 Jahren stand er in der genauesten Verbindung mit der Frau von Staël, die er auch liebte. Doch sagt die Staël über dieß Verhältniß c'est de l'amour petrifié. Sie wird ihn nicht eher heirathen, als bis ihre 3 Kinder völlig versorgt sind. Er hat jetzt ohngefähr eben so viel Einkünfte, wie die Frau v. St. selbst und lebt also keineswegs, wie sich manche einbilden, von ihrer Gnade.

Constants Haupttalent zur geselligen Unterhaltung besteht in einer gewißen ironischen Trockenheit oder trockenen Ironie, wobei er weit weniger zu wißen, zuzugeben oder einzusehen scheint, als wirklich der Fall ist. Sein ganzes Aeußeres kommt ihm dabei sehr zu statten. Er ist von langer, hagerer Figur mit ziemlich schmalen Backen, doch mit den Zeichen der Jugend. Er trägt dabei in jeder Societät eine Brille auf der Nase und erscheint dadurch immer wie in einer halben Maskerade.

Der Frau v. Staël ist er mit der reinsten Liebe zugethan und er wäre fähig, ihr alles aufzuopfern, ja selbst allen An=

sprüchen auf ihre Hand zu entsagen, wenn sich ein Mann fände, der sie ganz glücklich machen könnte. Mit unbeschreiblicher Freude kam er zur Fräulein v. Göchhausen gesprungen, als er hörte, es sei ein Brief von der Frau v. Staël aus Berlin angekommen. Ein Expreßbote wurde nach Eisenach abgeschickt, um die wahrscheinlich seiner dort wartenden Briefe von der Frau v. Staël nach hieher zu holen.

Sehr lächerlich erzählte er den Unfall, der ihm einmal kurz nach Robespierres Sturz, wo der Ueberrest der Gironde, seine Freunde, im Nationalconvent herrschten, dadurch widerfuhr, daß ihn ein betrunkener Nationalgardist in der Nacht auf der Straße aufhob und in das gemeine Gefängniß brachte, wo ein Haufe eingesperrter Royalisten, die eben um eine Punschbowle herumsaßen, ihn auch für einen Royalisten hielten, aber gewaltig schimpften, als er ihnen das Evangelium der Republik predigte. Er zog sich in den Winkel zurück und suchte, so gut es gehen wollte, einzuschlafen. Früh um 4 Uhr kam seine Befreiung. Da wollten die halbberauschten Royalisten noch eine Petition zu ihrer Befreiung ihm mitgeben, waren aber so wenig fähig dazu, daß was sie da geschrieben hatten, niemand lesen konnte. Er hielt im cercle constitutionel 2 starke Reden, davon die eine auch im Moniteur abgedruckt ist, ihm aber den Unwillen des Directors Merlin und seiner Collegen zuzogen, weil sie gar nicht im Sinne des Direktoriums gefaßt waren. Früher hatte Constant von der Schweiz aus seine Schrift Sur la force du gouvernement dazu geschrieben, um dem Directorium Zutrauen zu erwerben, und darum wurde diese Schrift auch in 8 Bogen hinter einander im Moniteur damals abgedruckt.

Ich habe die Rubriken seines Werkes Sur l'influence de la religion sur la morale gelesen, so weit es jetzt fertig ist. Denn er wird fürs erste nur den ersten Theil herausgeben, da die Freimüthigkeit des zweiten wohl nicht an ihrer Stelle seyn dürfte. Er hat eine Hauptidee gefaßt, daß im Kampfe des Materiellen und des Spirituellen in den Religionen es endlich dahin kommen

müße, daß nur noch eine individuelle Vernunftreligion übrig bleibe. Der Polytheismus gründet sich auf das Materielle des niedern Theismus, auf die Stufe der Vergeistigung der Gottheit, wo sie durch Revelationen und Wunder eine positive Glaubensnorm bestätigt und ein Glaubensjoch schmiedet.

Kants Idee, daß alle Versuche, das Daseyn der Gottheit zu demonstrieren, vergeblich sei, und daß wir also nur glauben können, ist auch ihm das letzte Resultat. Es wird alles darauf ankommen, daß er in jeder Periode seiner religiösen Menschencultur die Moral erst richtig definieren könne, die damals der Schatz der Menschheit war. Sonst wird alles Logomachie. Unbestimmt ist er noch darüber, wie viel Citate und gelehrtere Beweisführung er seinem Werke geben solle. Die Franzosen vertragen diesen den Deutschen so willkommenen Gelehrsamkeitsapparat durchaus nicht. Auch sei es ungemein bequem, recht viel Noten zu machen, weil man sich dadurch das Zusammenfassen und ein Abstrahieren der aus den Noten zu ziehenden Folgerungen erleichtere und diese Arbeit dem Leser selbst aufhalse. Imanuel Bergers Buch hatte er aus Stäudlin kennen lernen und angeschafft. Im Ideengang, der aber dort auf ein ganz anderes Resultat führt, fand er viel ähnliches mit dem seinigen."

Frau von Staël und Benj. Constant sind Persönlichkeiten, die über ihre Zeit und über ihr Land hinaus Bedeutung erhielten, Gall dagegen hatte nur in den Jahren seines Erscheinens und nur in Deutschland eine große Geltung.

Franz Jos. Gall, 1758—1828, hatte 1796 in Wien, wo er studirt und nach vollendetem medicinischen Studium mehrere Jahre praktisch gewirkt hatte, seine Vorlesungen über die Schädellehre begonnen. Er kündigte seine Lehre als die Wissenschaft oder Kunst an, aus bestimmten äußerlich am Schädel bemerkbaren Erhöhungen die ursprüngliche Seelenanlage und die seelische Wirksamkeit eines Menschen zu bestimmen. Sie sollte eine rein

empirische Grundlage haben. Er hob in seinen Vorlesungen stets hervor, daß er die einzelnen Seelenorgane bloß durch Zusammenhaltung und Vergleichung des Aehnlichen und Gleichartigen an unzähligen Schädeln, Büsten und Porträts ausgezeichneter Personen, sowie an Thierschädeln entdeckt und durch langjährige Erfahrungen berichtigt habe. Für seine Lehren suchte er hauptsächlich Anhänger durch Vorlesungen zu gewinnen, welche er seit 1796 in Wien und, nachdem sie hier verboten worden, seit 1805 in den größeren Städten und Universitätsorten Deutschlands und der Schweiz hielt. Die Zeit von 1806 an war dem Manne, dem es um Geldgewinn fast ebenso zu thun war, wie um Verbreitung seiner Lehre, in Deutschland nicht günstig. Daher faßte er den Plan nach Rußland zu gehen, führte ihn jedoch nicht aus, sondern ging nach Paris, wo er 20 Jahre später starb.

In Weimar war Goethe nicht der erste, der sich theilnehmend über die neue Lehre geäußert hatte. Schon drei Jahre, bevor Gall Thüringen betrat (Weimar 1802), hatte der Mediciner Froriep eine Schrift unter dem Titel: „Darstellung der ganzen auf Untersuchung und Verrichtung des Gehirns gegründeten Theorie der Physiognomie des Dr. Gall“ erscheinen lassen. Durch dieselbe hatte er seinen Schwiegervater, den für alle Bildungsfragen sich lebhaft interessirenden, dem Neuen besonders lebhaft zugeneigten Buchhändler Bertuch für die Theorie gewonnen, und dieser ergriff dann in seiner raschen und entschiedenen Weise nicht bloß für die Sache Partei, sondern schloß sich auch der Person an und begann mit Gall einen Briefwechsel.

Vielleicht war es auf Froriep's Einwirkung zurückzuführen, daß Goethe Anfang 1803 ein gegen Gall gerichtetes Lustspiel Willemer's „der Schädelkenner“ abwies, freilich mit der Begründung, daß er „Alles vermeide, was wissenschaftliche Untersuchungen herabsetzen könnte“. Wenn einige Jahre später (zuerst 26. Februar 1807) Kotzebue's unterhaltendes Lustspiel „Die Organe des Gehirns“ mehrfach aufgeführt wurde, in dem ohne Nennung Gall's die Uebertreibungen seiner Lehre stark verspottet

wurden, so mag dies auf eine Abnahme von Goethe's Interesse für Gall zurückzuführen sein.

1805 aber gehörte Goethe zu Gall's Bewunderern, sprach sich in den Annalen (W. A. 35, 201 fg.), in Gesprächen (Biedermann bes. II, 107, 117) sehr befriedigt über ihn und seine Lehre aus und hatte, wie ein Fragment (W. A. Naturw. Schr. Bd. 12, 170) anzudeuten scheint, die Absicht, ihm einen größeren biographischen Artikel zu widmen. Manches Irrige sah er schon damals ein und scherzte mit Gall, der verständig genug war, zuerst die gegen ihn gerichteten Witze zu belachen, über dessen Meinung, Goethe sei zum Volksredner geboren.

Ueber Gall's Aufnahme in Weimar enthalten die folgenden Briefauszüge mancherlei Notizen.

Voigt an Böttiger. 8. August 1805.

Ich schrieb Ihnen noch nicht, daß ich Gall kennen lernte. In Jena hat er vor 150 Hörern gelehrt; die Frau Mutter Herzogin besuchte diese Vorlesungen. So ganz mit Beifall à la Bertuch, Merkel und Consorten scheint er mir dort nicht gelehrt zu haben; doch schweigen die gründlichsten Kenner und halten ihr Urtheil zurück. Hier kam eine Subscription nicht zusammen, die hinlänglich gewesen wäre.

Mir hat dieser Freund außerordentlich gefallen, wegen seiner theilgebenden unbefangen anspruchslosen Manier. Urtheilen kann ich freilich in der Sache gar nicht; meinen Kopf hätte ich auch kaum darbieten mögen, um meine Organe nicht zu verrathen. Das Numismatische ist alleweile etwas träge . . .

Voigt an B. 19. August 1805.

. . . Ein froherer Gegenstand ist der eben so trauliche als kluge Gall. Zehn Tage hielt er auf dem Stadthause für 80 Ldors Vorlesungen, wo ich nicht zurückgeblieben bin. Es ist sehr interessant, wie er seine Hypothese an die anatomische Novität (?) des Gehirns anschließt. Wir haben mehr gethan als Jena. Der Herzog ließ auf dem großen Saale Menschengehirne

demonstriren, präpariren, componiren, wozu alle Aerzte, Wundärzte und das gebildetere Publikum eingeladen waren.

Der Hof nahm besondere Vorlesungen und die Großfürstin hat der unterhaltende Mann sehr interessirt. Sie schenkte ihm einen Ring, dem ehrlichen Spurzheim eine Dose. Der Herzog gab 100 Carolins. Gestern Abend war Gall noch bis Abends ein Uhr bei dem Herzoge. Der Mann ist hier recht verstrickt und bezaubert gewesen.

Weyland an B. 22. August 1805.

Bei meiner Zurückkunft fand ich noch Gall hier, diesen Wundermann, der sein Evangelium so rastlos in Teutschland verkündigt. Seine Schädel haben übrigens hier die Köpfe schwindeln gemacht; er gab 10 Vorlesungen für das Publikum und ebensoviele dem Hof. Seitdem sprechen alle unsere Damen von Organen und betasten die Hirnschädel; am Ende wird man Perrücken tragen müssen, um die schwachen Seiten des seinigen zu verbergen. Das wird wohl noch einige Wochen dauern, bis die Damen das Gehörte wieder vergessen haben. Der letzten Vorlesung von Gall habe ich ebenfalls beigewohnt; er hat einen so vortrefflichen, anspruchslosen, lichtvollen Vortrag, als man ihn nur wünschen kann und sein System scheint im Ganzen ein wahrer und großer Gewinn für die Wissenschaft zu sein. Ob er aber das Einzelne der Organenlehre nicht zu weit treibt, ob er nicht hie und da aus halbwahren Sätzen allzukühne Folgerungen zieht, will ich als ein Laie, der nur das Punctum finale von seinen Vorlesungen gehört hat, nicht beurtheilen. Der Enthusiasmus dafür scheint mir jedoch zu groß zu sein und es wäre Schade für die Wissenschaft, wenn man wieder in ein anderes Extrem verfiele.

Wie man aus diesen Zeugnissen sieht, war Gall auch in Jena gut behandelt worden. Der dortigen Aufnahme war die in Göttingen gleich, worüber Gall an Bertuch schrieb: „Die allgemeine Stimmung belieben Sie daraus zu urtheilen, daß man mich zum Mitgliede der hohen Societät der Wissenschaften auf-

genommen hat, daß ich aber erst im November, am Jahrtag der Societät, das Diplom erhalten werde. Nicht wahr, schätzbarster Mann und Freund, soviel haben wir nicht erwartet? Andere werden fragen, ob wir soviel verdient haben? — — Am Abende unserer Ankunft erhielten wir von den Studenten ein lautes Vivat. Da die Herren Professoren, wie in Jena, aussetzten, so las ich des Tags zweimal, man hatte sehr gewünscht, ich mögte noch einen Curs geben."

Hatte er auch auf seiner Weiterreise manche Unannehmlichkeiten zu bestehen, so konnte er seine Fahrt durch Deutschland im Allgemeinen einem Triumphzug vergleichen. Auch die Bedeutendsten erkannten ihn wenn auch widerwillig an, z. B. Sömmering, über den Gall schrieb, daß es ihm viele, viele Ueberwindung koste, die neuen und unwiderlegbaren Entdeckungen anzunehmen. Weimar hatte ihn gefirmelt; daher widmete er Weimar eine ganz besondere Anhänglichkeit. Im Mai 1806 schrieb er:

„Ihr Porträt, sowie Schillers und Wielands wünsche ich doch auch zu haben. Jagemann hat mir doch Schillers Gypsabdruck zurückgelassen? Und Wielands, meines ewig liebenswürdigen und hoch verehrten Wielands?" und noch im September 1807 mahnte er: „Wenn Goethe da ist, so beschwören Sie ihn doch, daß er mir seinen prächtigen herrlichen Kopf abdrücken läßt. Alle Welt lacht mich aus, daß ich ihn nicht habe; ich will recht sanft mit ihm umgehn".

Damit aber neben den begeisterten Stimmen auch die nüchterne einer critisch beanlagten Frau nicht fehle, die, ohne Weimaranerin zu sein, den dortigen Vorgängen Aufmerksamkeit widmete, sei folgendes Brieffragment (aus dem Usterischen Familienarchiv in Zürich) hier mitgetheilt:

Therese Huber an Usteri.

Bümpliz, den 21. August 1807.

. . . „Stellen Sie sich vor, daß ich Gall endlich auch kennen lernte! Aber auf eine ganz verschiedene Art wie die Andern. Ich bin seit fünf Tagen in Bümpliz bei den alten Greyers, Gall

hätte sein Wesen in Bern ein Jahr lang treiben können, ohne daß ich zu ihm gegangen wär — nicht aus Mangel an Interesse, sondern weil ich weniger wißbegierig scheinen muß wie andere Weiber. Nun schwazte ihm aber ein junger Doktor Benoit, so ein Vetter von mir, von mir vor, und schlug ihm vor, ihn zu mir zu führen. Da kam er und besuchte mich in Bümpliz. So ließ ich mirs gefallen. Ich nahm die Partie und sprach von allen, nur nicht von Schädeln, nahm ihn beim Ermel und führte ihn mit einem Trupp junger Mädchen spazieren, ließ mir eine Menge Ansichten von Menschen und Dingen von ihm vordoziren, und so gefielen wir uns allerseits ohne Schädel ganz vortrefflich. Das ist ein komischer Mensch! — so merkantilisch hat wohl noch kein Apostel seinen Beruf verfolgt. St. Paulus ging dem Märtirer-Tod auch nicht so eifrig nach wie er einem gefüllten Beutel, und er hat deß kein Heel, stez abwechselnd von Menschenbildung und Geldgewinn sprechend. Was mir und Luisen (ihrer Tochter) sehr auffiel, war die Ähnlichkeit in der Kopfform und Statur dieses Mannes mit Huber. Mir that es weh, und gab mir dennoch eine Art Vertrauen zu ihm. Ich möchte wissen, ob Sie sich näher mit ihm eingelassen hätten."

Sechstes Capitel.

1806.

Das gemüthliche Festestreiben, durch die Ankunft der Maria Paulowna erregt, das wissenschaftliche und gesellige Leben, das mit den illustren Gästen geführt wurde, ward im October 1806 durch die schreckliche Kriegszeit mit allen ihren Greueln im Gefolge abgelöst.

Die Weimarischen Scenen, die auch in allen Biographien Goethe's kurz dargestellt sind*), sollen hier nicht in einer ausführlichen selbständigen Schilderung vorgeführt werden. Vielmehr soll gemäß dem Zwecke dieser Sammlung, Aeußerungen von Zeitgenossen darzubieten, zunächst ein allgemeineres Stimmungsbild folgen, sodann eine Reihe Berichte von Weimaranern über die schweren Tage selbst und die folgenden Zeiten bis zum

*) Außer diesen Biographien sind besonders wichtig: Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13. Braunschweig 1851. — Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethe's Privatacten hgg. von Rich. und Rob. Keil. Leipzig 1882. — Die dort abgedruckten Briefe sind nun auch in der W. A. Bd. 19 zu finden. — Ein sehr interessanter Brief von J. C. R. Ridel, Weimar, 3. Nov. 1806, ist von Eugen Wolff in der Allg. Zeitg. 1892, Beil. 53, veröffentlicht. — Briefe von Fernow (vgl. unten S. 120, A.) bei Böttiger, Lit. Zustände u. Zeitgen., II, 261 bis 283, von Frl. v. Göchhausen S. 260 fg. — Der im Text abgedruckte Brief von Loder an Hufeland wird hier wiederholt, weil er nur an einem ganz unzugänglichen Orte gedruckt war: Berliner Tribüne, 24. Juli 1881, in meinem Feuilleton: Aus der Franzosenzeit, und ziemlich unbeachtet geblieben ist.

Ende des Jahres 1807. Die allgemeinere Darstellung ist einem Briefe entnommen, den der Anatom Loder aus St. Petersburg, 24. März / 8. April 1807, an den berühmten Arzt Hufeland nach Berlin schickte. Er legte seinem Bericht solche Wichtigkeit und derartige Authenticität bei, daß er den Adressaten beauftragte, den Inhalt dem preußischen Cabinetsrath Beyme mitzutheilen. Wirklich schöpfte er seine Nachrichten aus erster Quelle. Denn er hatte sie vom Herrn von Egloffstein, der Briefe der Großfürstin an die Kaiserin Mutter überbrachte.

Die Hauptstellen dieses Briefes lauten:

„Die Franzosen haben in Weimar übel gehauset, sehr viele Häuser geplündert, einige Häuser ausgebrannt und andere mit brennbaren Sachen angefüllt, alte Weiber und Kinder geschändet. Wieland's und Voigt's Haus rettete nur der Zufall vor der Plünderung am ersten Tage, und am zweiten bat sich jeder eine sauve-garde aus. Es ist nicht wahr, daß Wieland und Goethe aus Achtung gegen ihren berühmten Namen eine Wache bekommen haben. Goethe ward allerdings geplündert und ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigstens verwundet, wenn die Vulpius sich nicht auf ihn geworfen und ihn theils dadurch, theils durch einige silberne Leuchter, die sie sogleich hergab, gerettet hätte. Dafür hat er sie geheyrathet und der Herzog hat nachher seine Einwilligung dazu gegeben, auch haben die Weimarischen Damen — Egloffstein's Frau mit zuerst — die neue Geheime Räthin in ihre Gesellschaften gebeten und sie dadurch gefirmelt. Daß Goethe sich unter dem Donner der Kanonen hat copuliren lassen, wie in der Hamburger Zeitung stand, ist ein platter Spaß oder vielmehr eine dumme Lüge.

Am Tage nach der Schlacht hatten die Franzosen die Altenburg bei Weimar besetzt und schossen über die Stadt weg auf die hinter derselben stehenden Preußen; zum Glück flogen fast alle Kugeln über die Häuser weg, ohne sie zu beschädigen. Die Herzogin war im Schloß, wohin sich fast alle Damen und Weiber

von Weimar retirirt hatten, und mußten so mehrere Stunden in der Todesangst zubringen. Die Franzosen drangen in die Stadt und plünderten nach Belieben. Gegen Abend kam Bonaparte, welcher schon von Murat und Anderen angekündigt worden war. Die Herzogin kam ihm entgegen, bewillkommnete ihn und sagte ihm ein paar Worte über den heißen Tag und über die ausgestandenen Fatiguen; er antwortete ihr kurz: ce sont les suites de la guerre, nahm von ihr weiter keine Notiz und ließ sich in seine Zimmer, die nehmlichen, welche der vortreffliche Alexander bewohnt hat, führen. Alle Köche und Domestiken der Herzogin waren zur Bewirthung der Gäste bereit; Bonaparte's Köche aber trieben sie weg, bemächtigten sich alles Geräthes und aller Lebensmittel, und die arme Herzogin mit allen Damen mußten 24 Stunden ohne auch nur einen Bissen Brods zubringen, bis endlich ein Page ein Brödchen erwischt hatte. Die Herzogin ließ sich nun förmlich bei Bonaparte melden und er nahm ihren Besuch an, ließ sie aber beständig stehen und sprach so mit ihr über eine Stunde. Er machte ihr darüber bittere und sehr unhöfliche Vorwürfe, daß ihr Gemahl in unserem Dienste stehe und seine Soldaten selbst gegen ihn hergegeben und folglich mit ihm Krieg geführt habe. Die edle Herzogin ließ ihn erst ganz aussprechen, erbat sich dann das Wort und bewies ihm, daß ihr Gemahl kein „schlechter Fürst" sey, daß das Land ihn liebe und unter ihm glücklich gewesen sey; daß er, als Herzog von Sachsen, dem habe beytreten müssen, was Kur-Sachsen gethan, daß er schon lange Militair gewesen sey, weil er dazu einen Trieb gehabt habe und endlich fragte sie ihn: was er wohl von einem so nahen seiner Verwandten, als der Herzog vom König sey, geurtheilt haben würde, wenn der selbe bey dem Anfange eines Krieges die Demission hätte nehmen wollen? ob er den nicht für einen Trägen und Ehrlosen erklärt haben würde? u. s. w. Diese Argumente der edlen Frau haben den stolzen Mann frappirt; er hat einen höflicheren Ton angenommen und endlich der Herzogin gesagt, um ihretwillen

wolle er das Land verschonen, der Herzog aber müsse sogleich den Dienst verlassen ꝛc. ꝛc.

Am folgenden Morgen ließ die Herzogin durch einen Kammerherrn fragen, wie Bonaparte geschlafen habe? Er ließ durch einen seiner Kammerherren darauf sich zum Gegenbesuch melden, stand aber wieder und ließ auch die Herzogin stehen.

Man hatte für ihn und sein Gefolge ein kleines Silber-Tafelservice ausgethan. Als die Herren von Weimar abzogen, so war dieses Service weg, vermuthlich hatte die Suite es zu weiterem Gebrauche mitgenommen. Ein Glasschrank im Zimmer des Herzogs, worin einige uralte silberne und goldene Taschenuhren als Rarität hingen, war zerschlagen und die Uhren waren ebenfalls mitgenommen worden. Sonst ist das Schloß ungeplündert geblieben, weil einige Officiere die Kerls, welche sich zum Plündern einfanden, zurückgetrieben hatten. Das Landschaftshaus, worin eben ein großer Theil von dem trousseau der Großfürstin war, entging der Plünderung durch den glücklichen Zufall, daß unten im Hause lauter altes Gerümpel lag, welches die schon eingedrungenen Plünderer glauben machte, daß dort nichts zu hohlen sey. Der arme Kraus, welcher alles hergab, mußte Hühner rupfen und ward gemißhandelt, weil er keinen Wein mehr herzugeben hatte; er starb bey Bertuch am folgenden Tage. Bertuch's Haus entging durch Zufall und seine Klugheit der Plünderung; er wußte sich hernach einen General zur Einquartierung zu verschaffen und war so gesichert.

Als die Franzosen in die Stadt drangen und die Preußische Wache vor dem Schloß angriffen, so ergab sich der Officier sogleich, ward aber mit der ganzen Mannschaft unter den Fenstern der Herzogin niedergehauen. Den Pastor Putsche zu Wenigen-Jena, den ehemaligen Hofmeister meines Sohnes, plünderten die Franzosen rein aus, zwangen ihn in der Nacht durchs Rauhthal auf den Weimarschen Weg zu führen und stießen ihn hernach vom Apoldaischen Steiger hinab."

Sollte aber dieser Bericht als nicht unmittelbar und direkt

genug befunden werden, so mag, freilich aus der gedruckten Literatur, eine keineswegs allgemein bekannte Schilderung folgen. Sie rührt von Frau Johanna Schopenhauer her, die damals sich eben in Weimar niedergelassen hatte. Die Schreiberin, die sehr anschaulich zu erzählen weiß, sich freilich mancher Uebertreibungen schuldig macht, schickte den Bericht an ihren Sohn (12. Oct. 1806). (Der Bericht ist vollständig gedruckt in dem seltenen Werke „Johanna Schopenhauer Jugendleben und Wanderbilder" (Braunschweig 1839), Bd. II, S. 211—256, nur auszugsweise in Düntzer's Abhandlungen über Goethe, Bd. I, und Schopenhauerbriefe, herausg. von Schemann, Leipzig 1893, S. 48ff. Vielleicht ist aus den Aushängebogen dieser Art Selbstbiographie der Bericht über die Schreckenstage in die schon von Goedike erwähnte Zeitung für die elegante Welt 1838, S. 127—131, übergegangen, die mir vorliegt.)

„In der Stadt war entsetzliches Elend und in den Vorstädten. Die Esplanade liegt zwar nahe, aber doch nicht im Mittelpunkte der Stadt; dies, und Sophiens und Contas Gegenwart des Geistes haben uns gerettet. Die Stadt ist förmlich der Plünderung Preis gegeben; die Officiere und die Cavallerie blieben frei von den Gräueln, und thaten, was sie konnten, um zu schützen und zu helfen. Aber was konnten sie gegen 50,000 wüthende Menschen, die diese Nacht hier frei schalten und walten durften, da die ersten Anführer es, wenigstens negativ, erlaubten! Viele Häuser sind rein ausgeplündert; zuerst natürlich alle Laden; Wäsche, Silberzeug, Geld ward fortgebracht, die Möbeln, und was sich nicht transportiren ließ, verdorben; dazu der gräßliche Witz dieser Nation, ihre wilden Lieder: Mangeons, buvons, jouons, brûlons toutes les maisons! hörte man an allen Ecken. Ueberall liefen sie mit brennenden Lichtern umher, die sie dann in den ersten besten Winkel schleuderten. Es ist unbegreiflich, daß nicht Feuer an allen Ecken ausgekommen ist. Auf dem Markte hatten sie große Wachtfeuer angebrannt, um welche sie schwärmten, und Hühner, Gänse, Ochsen brateten und kochten.

Im obern Theil des Parks bis an Ober-Weimar und das Webicht hin war ihr Lager, das heißt, die nicht einquartirt waren, bivouaquirten ohne Zelte bei großen Feuern. Der Park ist sehr verwüstet, die schönsten Bäume zum Feuer umgehauen, alle Gebäude darin bis auf die kleinen Behältnisse, wo das Gartengeräth aufbewahrt wurde, sogar erbrochen und beschädigt worden. Die Wenigsten im Lager wußten, daß unten eine Stadt wäre; denn kamen die aus der Stadt mit Beute beladen ins Lager und erzählten, daß es unten eine ansehnliche Stadt gäbe, die ihnen Preis gegeben wäre, so liefen fast alle hinunter. Die Officiere waren außer sich darüber; aber sie durften sie nicht halten. Prinz Murat und viele Generale waren in der Stadt, der Kaiser kam erst den folgenden Morgen. Viele Einwohner flüchteten aus den Häusern in Wald und Feld und sind zum Theil noch nicht wieder da, Hunderte hatten sich ins Schloß gerettet; auch in diesem ist man in die Silber- und Wäschekammer gedrungen, und hat Manches daraus geraubt. Auch des Herzogs Gewehrkammer ist geplündert worden. Die Herzogin hat unbegreiflich vielen Muth gezeigt und uns Alle gerettet. Auch hat der Kaiser fast zwei Stunden mit ihr gesprochen, was noch keiner Fürstin widerfahren sein soll. Sie allein ist geblieben, während alle die Ihrigen entflohen. Wäre sie auch fortgegangen, so stände Weimar nicht mehr. Alles was ins Schloß geflüchtet war, nahm sie auf und teilte mit ihnen, dadurch kam es denn, daß sie und Alle einen ganzen Tag nur Kartoffeln zu essen hatten. Alle, die um sie waren, versicherten mich, daß die großherzige Frau sich immer ganz gleich blieb, und in ihrem ganzen Wesen fast kein Unterschied gegen sonst zu bemerken war. Alle, die ihre Häuser verließen, haben fast Alles verloren. Einige sind so glücklich gewesen, gleich Officiere ins Quartier zu bekommen, die ihnen etwas Schutz, oft mit eigener Lebensgefahr, gewährten. Am besten kamen diejenigen weg, die, wie wir, Muth genug hatten, keine Angst zu zeigen, der Sprache und der französischen Sitte mächtig waren, darunter gehört Goethe,

der die ganze Nacht in seinem Hause die Rolle spielen mußte, die bei mir Sophie und Conta spielten. Falk hat sich auch gut durchgeholfen, obgleich er schlecht französisch spricht, und so noch einige Andere. Dem Bergrath Kirsten, der bei uns im Vorderhause wohnt, haben wir durchgeholfen, denn bei ihm kann Niemand Französisch. Wieland hat, als Mitglied des National-Instituts, gleich vom General Denon eine Sauvegarde bekommen. Die Witwe Herder, deren Logis ich jetzt bewohne, mußte ins Schloß flüchten; bei ihr ist Alles zerstört, und, was unersetzlich ist, alle nachgelassenen Manuscripte des großen Herder, die sie mitzunehmen vergaß, sind zerrissen und zerstreut. Riedels haben nichts als die Möbel behalten; Silberzeug, Gold, Wäsche, Kleider sind fort. Sie hatten auf meinen Rath die Sachen auf dem Boden versteckt. Wie das Feuer ausbrach, glaubten sie es sich sehr nahe, was es nicht war, und trugen sie in den Keller, der gleich zuerst erbrochen wurde. Die silberne Theemaschine haben sie behalten, weil man sie nicht für Silber hielt, und einen Leuchter, den ein Soldat aus Dankbarkeit für ein geschenktes Hemde dem Andern wieder abnahm. Kühns ist es fürchterlich ergangen. Ihr Haus liegt, wie Du weißt, in der Vorstadt, — wohl mir, daß ich es nicht kaufte! — Dort haben die Barbaren am tollsten gewirthschaftet. Kühn reiste am Montag nach Hamburg, mußte aber wieder umkehren. Dienstag machte er sich doch, trotz der ganz nahen Gefahr, davon, und was aus ihm ward, weiß ich nicht. Frau und Kinder versteckten sich, noch ehe die Feinde hereindrangen, im Garten, in einem Loch unter der Erde, der Hauslehrer, ein Franzose, Perrin, blieb im Hause, machte sich aber wie die Plünderung anging, und ihm blanke Säbel und Bayonette drohten, davon, nun ward Alles geraubt und die Möbel in Stücke zerschlagen. Gegen Morgen wurden die Unglücklichen in ihrem Zufluchtsorte entdeckt, man wollte hineinschießen; sie kauften sich mit allem was sie an Geld und Kostbarkeiten bei sich hatten, los. Gegen Mittag kamen wieder Andere, die ihnen den Tod drohten. Endlich gegen

Abend, nachdem sie 24 Stunden Todesangst ausgestanden hatten, sind sie herausgegangen, und jetzt im Hause des Kaufmanns Desport am Markte. So höre ich noch alle Tage neue Gräuel erzählen. Professor Meyer wollte in seinem Hause bleiben, aber die fliehenden Preußen ließen drei Pulverwagen dicht vor seinem Hause stehen, wovon einer ganz zerbrochen war, daß das Pulver umher lag. Meyer konnte also nicht bleiben; er eilte zu seinen Schwiegereltern, die nicht weit von Kühns wohnen. Auch hierher drangen die Unholde, raubten Alles, trieben zuletzt mit Gewalt die unglückliche Famlie zum Hause hinaus, welche zusehen mußte, wie man ihre Habseligkeiten ordentlich auf Wagen lud und fortfuhr. Meyers Schwiegervater ist ein alter kränklicher, hypochondrischer Mann, der eine Casse zu verwalten hat und ängstlich Ordnung liebt. Goethe sagte mir nachher, er hätte nie ein größeres Bild des Jammers gesehen, als diesen Mann im leeren Zimmer, rund um ihn alle Papiere zerrissen und zerstreut. Er selbst saß auf der Erde, kalt und wie versteinert. Goethe sagte, er sah aus, wie König Lear, nur daß Lear toll war, und hier war die Welt toll. Ich habe Meyern und einigen Andern mit den Hemden und anderer Wäsche Deines Vaters ausgeholfen, bis sie sich wieder welche anschaffen können; auch mit unserm Weine habe ich schon manches traurige Herz erquickt. Den Verwundeten habe ich Erquickung ins Lazareth geschickt, die andern Einwohner der Stadt können noch nicht daran denken, weil sie zuviel verloren haben; aber ich kann es, denn mir ist Alles geblieben. Sterbende haben mich gesegnet, das giebt mir wieder Freudigkeit, und der Segen wird auf uns ruhen. Des Abends sammeln sich meine Bekannte um mich her; ich gebe ihnen nur Thee, aber mein heiterer Sinn ist mir geblieben, und Mancher, der traurig kam, geht erheitert fort; die gute Ludekus steht mir immer bei."

Diesem Briefe mögen in chronologischer Anordnung Briefe an Böttiger folgen von Kirms, dem etwas philisterhaften Bürger, der nur das unmittelbar Nahe, die kleinen Ereignisse des Tages erblickte,

und von Voigt, dem hohen Beamten, der mehr die Schicksale des ganzen Ländchens im Auge hatte und die Folgen des augenblicklich Geschehenden auf die Zukunft erwog. Gerade diese Aneinanderreihung durchaus verschiedenartiger Berichte gibt den einzelnen einen besonderen Reiz. Dazwischen mögen zwei amtliche Aktenstücke stehen, den von Voigt beigelegten gleichzeitigen Drucken entnommen, die weiteren Kreisen, besonders denen, die literargeschichtlichen Dingen ihr wesentliches Interesse zuwenden, unbekannt sein dürften. (Auch bei Müller sind sie S. 103 fg., wo das erstere erwähnt wird, nicht gedruckt.) Die Berichte mögen alle für sich selbst sprechen; erklärende Anmerkungen beizufügen erschien mir unnöthig.

Kirms. Weimar, den 6. November 1806.

Verehrtester Freund!

Der Brand, welcher nahe am Vorwerck in dem ehemal. Jordanischen jetzt Cammerdiener Taubertischen Hause am 14. 8ber. Abends entstand, sodann die Häuser des Schmidts Wöllner, des Hof Laquais Schilling, des Schieferdecker, des Juden Ullmann, des Tischler Johler und das Hauß neben Werners Hause ergriff, hat mich und meine Familie in großes Schrecken gesetzt. Wir räumten alles in den Garten und in das Gartenhauß wo meine Mutter und der blessirte Oberster v. Kalkreuth 3 Tage unter Meubles beynahe begraben zugebracht haben. Nicht in unserm Hause sondern im Garten erlitten wir mancherley Schaden. Dem General Rapp, der mit Prinz Murat einritt, haben wir die Erhaltung des Schlosses zu verdanken. Mein Bruder, der ihm begegnete, avertirte ihn, daß die Frau Herzogin im Schloß zugegen sey, und daß sie einer Sauve Garde bedürfe. Dies geschahe sogleich und Prinz Murat logirte im Schlosse. Die Bataille dauerte beynahe bis in die Stadt, wenigstens fielen auf die Retirirenden von der Altenburg aus auf die Straße vor dem Vorwerck Canonen Kugeln, auch flogen dergleichen und Haubiz Granaden über die Stadt weg, auf die Erfurther Chaussée, wovon eine Kugel neben dem Palais durch das neu

erbaute Kleinstäubersche und Auhlmannische Hauß, zwey Haubiz-Granaden aber durch die Dächer des Comödien Hauses und des Hofbrauhauses fuhren und nachher erst in den Gärten zerplazten. Die Cavallerie und die Officiers waren größtentheils honett, und schüzten deren Häuser in die sie quartirt wurden; freylich ehe dies geschahe, wurde bis auf etwa 30 Häuser der Gegenstand der Plünderung, das eine mehr, das andere weniger. Die Herzogin blieb allein hier und hat sich männlich betragen. Der Kayser kam am 3ten Tage an, logierte im Schlosse und war am Abend $^3/_4$tel Stunden lang bey ihr zum Thee. Er lobte gegen ihr den Erbprinz, den er von Paris aus kannte, als einen guten unverdorbenen jungen Mann, verlangte daß er zurückkehren, besonders daß der Herzog die preußischen Dienste quittiren und das Bataillon aus dem preußischen Sold zurücknehmen solle. Dies hat der König bewilliget und der Herzog, den der Herr von Spiegel endlich bey der Elbe mit einem reserve Corps von 30 000 Mann traf, war im Begriff dies Corps überzusetzen und es zu übergeben. Dies ist nun dem Kayser von Hr. v. Spiegel, der am Montag nach Berlin gegangen, hinterbracht worden; der Herzog aber erwartet in Ludwigsluſt Päſſe zur Zurückkehr seiner und seiner Suite, ingl. des Bataillons, welches leztere mit bey der Bataille gewesen seyn soll. Der Prinz, auf die Nachricht, daß die Coburg. Herrschaften arretirt worden seyn sollten, retirirte nach Hamburg mit eigenen Pferden noch am Tage der Schlacht nach Tische, auch die Frau Herzogin Mutter mit der Prinzessin gingen nach Erfurth und Cassel. Leztere sind wieder zurück. P.(rinz) B.(ernhard) retirirte mit durch Weimar, wird wohl bey der Großfürstin in Eutin mit seyn. Wir haben jezt kein Militär, sondern nur einen Commandanten allhier. Die militairische Straße gehet über Buttelstedt. Nach Allstedt und Illmenau ist nichts gekommen. Eisenach hat Durchmärsche sonst nichts erlitten. Im Jenaischen, Waimarischen, Naumburgischen und Altenburgischen, ist sehr geplündert und die Pferde mitgenommen worden. Gott sichere nur unsere künftige

Existenz und alles mag vergessen seyn. Freund Kraus ist gestern gestorben: er hatte viel ausgestanden. Bertuch ist geschont worden. Sein Sohn hat durch seine Gewandheit viel gewirkt. Der Alte unterwegs von Halle nach Weimar hat seine Equipage verlohren und soll ausgeprügelt worden seyn. Weyland hat viel, beynahe alles verlohren. Der Reg. Rath Müller ist mit einem Gelehrten, der bey Göthe, nach Augereau, logirte, und der mit Bonaparte in Egypten war, nach Berlin gegangen; ist noch dort und der Kayser soll jetzt sehr gut für uns gestimmt seyn. Ein Beweiß davon ist, daß er einen deutschen Commandanten nach Naumburg gesetzt hat, der alle 8 Tage nach Weimar reisen, und nachsehen soll, daß Weimar von aller Last verschont bleibe. Dieser ist heute hier angekommen, gehet morgen aber zurück. Ich wünsche bald was gutes von Ihnen und Ihrer Familie zu erfahren. Am 2ten Tage nach der Schlacht hatten wir 36 Personen 3 Tage lang im Quartier, ohne die alle Stunden kommenden Adjutanten und Ordonnanzen, die alle Wein und Essen die Fülle bekommen mußten. Wir sind aber doch honnett behandelt worden. 3 Ohmen Wein aber, die getrunken und mit auf den Weg gegeben wurden, machten auch guten Willen.

Herzlich Ihr
Freund und Diener
F. Kirms.

Voigt. Weimar, 20. November 1806.

EW. freundliches Wort hat mich in dem Drang der unholdesten Tage recht ermuntert. Ihre Theilnehmung ist mir von hohem Werthe und ich weiß kaum, wo ich anfangen müßte, Ihnen zu schildern, daß ich deren vielleicht nicht unwürdig sei.

In den Tagen des Entsetzens, noch ehe die Folgen auf unser Leben und Eigenthum direct wirkten, hab ich mir immer das Wort des berühmten unglücklichen dänischen Ministers wiederholt:

Fortius ille facit, qui miser esse potest.

Aber auch in den Schreckensstunden von Feuer 2c. hat mich

mein Gleichmuth nicht verlassen, so wie meinen Sohn nicht. Und dieser hat uns gerettet und selbst Achtung verschafft, da wir es mit mehreren sehr gebildeten und edeldenkenden hohen Officiers zu thun hatten. Die Sprache half auch, weil Phedari, mein Miethmann und seine Leute, mein Sohn und seine Frau französisch converſiren konnten, wozu ich einstimmte, weil die feurige Zunge mich, wie weiland die Apostel, beredt machte. Denn nie anders als aus Noth habe ich französisch gesprochen. Aber die Exaltation des Gemüths macht beredt; ich hätte ebenso leicht mein halb vergessenes Italienisch gesprochen.

Weder mein Eigenthum, noch meine Person hat gelitten. Den vorderen Weinkeller hätte ich ohnehin hergegeben, nur allenfalls ihn lieber selbst mit ausgetrunken. Denn es waren zurückgesetzte sehr gute Weine in Bouteillen. Das Kistchen mit ungarischem hatte ich erst vor 4 Wochen aus Wien erhalten. Ich habe indessen auch dieses Opfer invicto militi gegönnt, das einzige, wo ich selbst mit geplündert hätte.

Aber meine guten Mitbürger haben sehr gelitten. Sie können den Schaden unseres Landes am 14. und 15. October sehr gut auf eine Million Thlr. anschlagen. Glauben Sie das? Es ist aber in der That noch zu wenig.

Was mir in jener Zeit obgelegen, gegen das Fürstl. Haus, gegen meine Untergebenen, gegen meine Mitbürger, gegen unsere Sieger — ist wahrlich viel gewesen und ist es noch. Es läßt sich nicht aussprechen und ich bewundere selbst, daß ich lebe und zwar recht wohl und munter. Sagen Sie nichts zu meinem Lobe, ich empfinde tief, daß ich Ursache haben muß zu danken, in den Fall zu kommen, mich für mein kleines Vaterland auszuzeichnen. Dieser befriedigte innere Beruf ist mein Stolz und mein Lohn. Was noch auf der Welt vorgeht, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß wir als pays conquis angesehen und mit 2 500 000 Fcs. Contribution belegt werden und zwar baar Geld. Papier, Silber, Service werden nicht angenommen. Und das

baare Geld so rar und die Cassen leer! und die Baarschaft des halben Landes geplündert!

Voigt. Ende November 1806.

Und ich — Finanzminister! Eine heillose Situation, wobei ich dennoch nicht den Muth verliere. Heute habe ich dem Herrn Intendant du premier arrondissement de la haute Sasse die Cassenetats abgeliefert. Ich wiederhole es: Fortius ille facit — —.

Mein lieber gnädigster Fürst und der Erbprinz sind in — Berlin bei dem übergroßen Mann. Aber das fürstliche Haus ist hier; die himmlische Maria wird nächstens erwartet. Sie sehen, welches Zutraun wir auf den Sieger von Deutschland legen und er verdient es. Seit ich (den 16. Oktober) nebst Hr. v. Wolzogen eine Audienz bei Ihm hatte, war mein Zutrauen durch sein schönes Auge gehoben und ich kann es nie fallen lassen.

Das arme Jena wurde durch eine unrichtige Meinung härter mitgenommen, nämlich die, daß die Akademie blos in dem Collegio bestehe, welches durchaus geschont und nichts angerührt wurde. Unterdessen gehen die Vorlesungen recht ordentlich und fleißig fort. Wenn wir nur erst das terrible Lazareth überwunden haben! Heute habe ich meine Hemden und Betttücher, bis zur äußersten Nothdurft, freiwillig dahin abgegeben, denn das Elend ist groß, weil keine Requisiten zu haben sind. Man hat Muth in Jena, bei allem Mißgeschick. Erhalten wir Ruhe, so soll eine schöne Umwandlung mit dieser ersten Schule des protestantischen Deutschlands vorgehen. Das Unglück soll uns neues Glück bringen; wir wollen und unsere Kinder eines langen Friedens genießen, wenn wir ihn erst nur einmal wiederhaben.

Kirms. Weimar, den 30. Novbr. 1806.

Ihnen, mein theuerster Freund, sage ich meinen besten Dank für Ihre und der Ihrigen gütige Theilnahme. Daß es so kommen könnte, hatte sich niemand vorgestellt. Der Kayser hat sich indessen bei der 2ten Entrevue artig gegen die Herzogin

betragen, nachdem frühe das Conseil ihm manches auseinander gesezt hatte. Im Ganzen hat sich die zeither ganz im Schatten gestandene Herzogin als ein Held benommen. Sie sagte nachher: ich hoffe und ich fürchte nichts. Heute sagte sie, von der Zusammenkunft des Herzogs mit dem Kayser erwarte ich viel gutes. Vielleicht wird uns die über 500 Tausend Thaler zu Theil gewordene Contribution auch, oder doch zum Theil erlassen! Gotha giebt nun nichts, weil es ein Regiment in holländischen Sold hat. Meiningen, Hildburghausen und Coburg aber müssen contribuiren. — Gott stehe uns und den armen Leuten bey. Wir sind in 3 Tagen ausgeplündert worden, Gotha, Eisenach und besonders Erfurth wird es nach und nach durch die entsezlichen Durchmärsche, die wir nicht haben, weil die militärische Straße über Buttelstedt geht.

Der Herzog ist am 13ten Novbr., nachdem er mit vielen Ehren, die ihm auch die Franzosen zugestehen, sein Corps bis zur Elbe retirirt, und dann am 29sten Oktober übergesezt hatte; nachdem er gleichfalls am 30sten sein Commando abgegeben und sich über Güstrow nach Eutin begeben hatte, mit Berliner französischen Pässen von Schleswig nach Berlin zum Kayser abgereiset. Herr von Spiegel hatte sie gebracht. Seine Suite, von welcher vor der Hand nur ein Mann fehlt, ist gleichfalls mit französischen Pässen unterwegs. Sie wird mit französischem Militär escortirt. Prinz Bernhard befindet sich bei dieser Suite.

Es waren nichts als zwey Reitpferde; zwei braune Wagenpferde vom Erbprinz und die 6 großen Rappen von der Frau Herzogin Mutter zurück geblieben, welche alle der Armee haben folgen müssen. Ein Theil der Marstalls Pferde, auch 7 Hermelin sind im Holsteinischen angekommen; wie es aber den Beschälern und dem besten Theil des Gestütes ergangen ist, weiß ich noch nicht. Was in Th. geblieben — freilich es ist das Beste — ist unberührt.

Aus den Wagen, welche zurückgeblieben, ist alles Tuch herausgeschnitten worden. Achtzehn Postpferde, welche ich der

Fr. Herzogin Mutter mit gegeben hatte, ingl. zwei Erbprinzliche braune wurden gerettet.

Die Herzogin behielte wirklich nicht zwey Pferde aus dem Marstalle, mit welchen sie hätte fahren können. Jetzt fährt man mit den zwey gedachten Braunen, und es sind andere unterwegs, die ihr der Herzog mitschickt.

Vor ungefähr 14 Tagen brachte ein Courier von Berlin ein Schreiben an die Herzogin, als eine Antwort auf das, welches sie nach der Abreise an den Kayser nach Naumburg gesendet hatte, in welchem sie ihm meldete, daß man Emissäre fortgesendet habe, dem Herzog den Willen des Kaysers, das preußische Commando nieder zu legen und das Bataillon aus dem Sold zurück zu nehmen, bekannt zu machen, man habe aber nirgends durchgekonnt, mithin ihn vor der Hand noch nicht angetroffen, man werde aber seine Bemühungen fortsetzen! Worauf der Kayser mündlich gesagt habe: C'est bon.

Man sagt, daß die Aufschrift an die Herzogin Großherzogin enthalten habe; dies sagt aber wohl nichts und ist wohl ein Versehen vom Schreiber. Der Lärm, den der vielleicht zu tief in das Wein Glas geschaute Courier gemacht hatte, Weimar werde noch Land bekommen, hat nur einige Minuten Sensation gemacht. Wir können froh seyn, wenn wir bleiben was wir sind, und wenn unsere Contribution vermindert wird. Unser Erbprinz ist gestern auch zum Kayser gereiset, um ihm seine Aufwartung zu machen. Mit ihm Herr von Pappenheim, Herr Jagd Junker von Seebach und Beinitz. Er gehet nachher zu seiner Frau Gemahlin nach Eutin; Herr von Pappenheim aber zurück. Das Berliner Theater hat zeither seinen Fortgang gehabt; ob aber sich Freund Iffland entfernt habe, ist mir unbekannt, wenigstens habe ich nichts gehört.

Unseren Schauspielern hatte ich am Tage vor der Schlacht auf 6 Wochen Gage voraus bezahlen lassen; seit jener Zeit ist aber keine Vorstellung gewesen. Einmahl ist Weimar jetzt wie ausgestorben und niemand hat Herz und Muth dazu; und her-

nach mußten das Parterre und die Zimmer, anfangs zu momentaner Aufbewahrung der Blessirten und dann der Gefangenen dienen. Man hat noch nicht spielen lassen, bis unsere Souveraineté ausgesprochen seyn wird. Einige gingen sehr auf die Verabschiedung des Theaters aus, weil des Herzogs Einkünfte stocken, und die Einkünfte des Theaters vom Publico klein seyn würden, allein wir haben Contracte, die ohne die Aufhebung unserer Existenz, wenigstens nicht über das Knie abgebrochen werden können. Die Herzogin wünscht die Erhaltung des Theaters, wenn es möglich seyn will. Der Herzog und unsere künftigen Verhältnisse müssen entscheiden, wie es künftig werden wird. Gehet es auseinander, so wird kein Theater so leicht wieder zu Stande kommen, wenigstens werden Herr von Göthe und ich sich in unserm Alter mit einem neuen nicht wieder befassen.

Der Kayser will Pohlen noch frey machen: dann wird es wohl Friede werden, denn die Russen ziehen sich zurück, wie man sagt.

Unser Bataillon ist gestern zurück gekommen. Die Officiers hatten ihre Pferde, die Gemeinen aber ihr Seitengewehr und ihre Büchsen. Das Gepäck war gleich nach der Schlacht verlohren gegangen. Viele waren nach der Schlacht zersprengt nach und nach in die Heimath zurückgekehrt. Der Obrist Lieutenant von Hönning ist in Magdeburg gestorben. Der Hauptmann von Lynker ist noch nicht zurück und soll noch irgendwo krank liegen.

Es hat viele gräuliche Scenen, wie man denken kann, gegeben; mitunter auch viele noble und gutmüthige von Seiten der Franzosen; endlich aber auch viel lächerliche! Ich füge, weil mir eben noch ein wenig Zeit überbleibt, eine von letztern bey. Der buckelige, arme Revisor Ackermann hatte mit seiner Frau, der Magd und den 6 Kindern aus seinem Quartier in die niedere Hütte eines Laternen Ansteckers vor dem Jacobs Thore sich geflüchtet. Die Frau und die Magd wurden unterm

Bette placirt, die 6 Kinder aber alle in das Bette dieses Mannes gepfropft. So erwarten sie in großer Angst ihre Todesstunde! Es dauert nicht lange und es erscheinen einige Soldaten, welche Geld und Essen und Trinken verlangen. Ackermann kniet nieder, macht ein Schächer Gesicht, betheuert daß er weder Brod noch Geld, wohl aber die im Bette steckenden 6 Kinder habe, welche verhungern wollten, weil die Preußen vorher in Quantität alle Lebensmittel aufgezehrt hätten. Die Soldaten geben dieser Familie gleich etwas Brod, sagen sie würden für Essen sorgen und gehen fort. Bald erscheinen sie wieder, bringen Kraut und Kartoffeln, welche Ackermann kochen, und einen Ziegenbock, welchen er schlachten und braten soll, alles aber binnen mindestens einer Stunde, und gehen wieder fort. Jetzt weiß Ackermann und der Laternen Anstecker nicht wie sie den Bock schlachten und behandeln sollen und sind in nicht geringer Verlegenheit, welche aber auf das äußerste steigt, als während der Deliberation der Bock seinen Vortheil erzielt und zum Fenster hinausspringt. Sie sind in der gewissen Überzeugung, es werde nun die Reihe an sie kommen. Sie fallen beyde auf die Knie bei der Zurückkunft der Soldaten, zeigen ihnen, auf was für Art der Bock das Praevenire gespielt habe, und bitten kläglich um Schonung. Die Soldaten lachen, bringen Wein und kaltes Essen, lassen die beyden Schächer daran mit Theil nehmen, und füttern auch die 6 Kinder, welche wie junge Vögel das Maul aufgesperrt haben. Als sie lustig werden, machen sie sich einen Spaß mit den Schächern, geben ihnen Schuld, sie hätten den Bock weggebracht, nehmen eine Schrotsäge und thun, als wenn sie den Kerlen den Kopf absägen wollen, sind aber mit Lachen weiter gegangen.

Voigt. 14. December 1806.

Wenn unsere Kriegsnoth nur zu einigem Stillstand käme und man freie Hände erhielte, an Heilung der Wunden zu arbeiten, so wäre unser guter Muth doch aufgefrischt. Das

müssen wir denn mit Geduld abwarten und uns von einem Tage zum andern durchhelfen, so gut wir können.

Unsere Plünderungstabelle in optima juris forma machte bisher nicht wenig Arbeit. Wir kommen doch damit über 450 m. baar heraus, Vieh, Früchte, Effekten, besonders weißes Zeug werden zusammen weit mehr betragen. Aus einem so kleinen Strich eine Million. Da hat man doch Ehre davon zu reden. Eben dieser wie ein Licht gleichsam ausgeblasene Wohlstand macht den Vaterlandsfreund, der so lange daran arbeiten half, sehr sehr traurig.

Doch man darf sich nicht traurig machen, wenn uns gleich die fernere halbe Million bekümmert, wie sie noch bestritten werden soll.

Bekanntmachung.

Es haben Se. Majestät, der Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, mit uns am 15. December d. J. zu Posen, durch beyderseitige Bevollmächtigte, einen Frieden abschließen lassen, welcher bereits am 23. desselben Monats zu Berlin ratificirt und ausgewechselt worden ist.

Eben so ist unmittelbar nach dessen Unterzeichnung in Unserm Nahmen und in Gemeinschaft mit den vier übrigen Herzoglich Sächsischen Häusern, Ernestinischer Linie, die Beytritts-Acte zum Rheinischen Bunde vollzogen worden, und Se. Kaiserl. Königl. Majestät haben solche noch in derselben Nacht zu genehmigen und zu bestätigen geruhet.

Wir eilen, dieses glückliche Ereigniß zur öffentlichen Kunde zu bringen, und finden in Landesväterlicher Beherzigung der Bedrängnisse, welche der Drang der großen Weltbegebenheiten in den drei letzten Monaten herbeygeführt hat, eine ungemeine Beruhigung darinnen, daß Wir Unsern getreuen Unterthanen noch vor dem Schlusse des Jahres einen heitern und ruhigen Blick in die Zukunft eröffnen können.

Die Erleichterung von den vielfachen Lasten des Kriegs wird die erste wohlthätige Folge des Friedens seyn, und um so

8*

mehr, als die schon statt gefundene Verlegung der bisher durch die Sächsischen Lande gegangenen Militär=Straße hinzutritt.

Der Beytritt zum Rheinbunde sichert Uns alle Vortheile desselben und insbesondere den vollen Genuß aller Souverainitäts=Rechte in dem Umfang und Einschluß Unserer Lande zu, und Wir werden unter dem mächtigen Schutze Sr. Kaiserl. Königl. Majestät darinnen nur neue Mittel suchen und finden, für das Wohl Unserer geliebten Unterthanen desto sicherer und ungestörter wirken zu können.

Zugleich ergreifen Wir diese ausgezeichnete Gelegenheit mit Freude um für die so vielfach erhaltenen Beweise patriotischer Gesinnung, ausharrenden Diensteifers und seltener Treue und Anhänglichkeit in den überstandenen traurigen Verhältnissen, Unsere dankbare Empfindung öffentlich darzulegen, und fügen die Versicherung hinzu, daß Uns solche ewig theuer und unvergeßlich bleiben werden.

Berlin, den 24. December 1806.

Carl August, H. z. S.

Voigt an B. 25. December 1806.

Bald werden auch die frohen Reminiscenzen einer religiösen Jugend unterdrückt sein durch den Wirbel der Zeit und ihrer alles zerschlagenden und zermalmenden Politik. So spreche ich, als seit dieser heutigen Nacht ein Courier mich weckte und keine große Freude verkündigte. Auch wir sollen 800 Mann stellen und Ostern marschiren lassen, statt daß ich wünschte durch Reduction des Militärs einen Tilgungsfond zu unterstützen. Unsere Titulaturen sind künftig: H. zu Sachsen, souveräner Fürst zu Weimar und Eisenach. — Die Parität der katholischen mit der evangelischen Religion, die nunmehr statthaben soll, ist ein Denkmal für Luther, der nun erst ganz anerkannt werden wird. Die alten Churschwerter hatten eine eigne Heiligkeit, eine Ehrwürde, die gewiß keine Zeit vertilgen wird.

Mein gnädigster Herr kann unter 8 Tagen noch nicht kommen; es gibt noch Staatsgeschäfte, die ihn aufhalten. Heute

Abend aber kommt Müller auf 2 Tage zurück, um mit mir allerlei zu verhandeln. Dieser lebhafte, muthige und unterrichtete Mann war recht wie für die Sache gemacht, unermüdet, treibend, immer von neuem anklopfend, exaltirt, nicht empfindlich, geschmeidig, frischen Entschlusses, edler Dreistigkeit, guter Gesundheit, angenehmes Aeußeren, jugendlich klug und wortreich. Gewiß hat der Zufall seiner Wahl nicht getäuscht. Er hat die Gesinnungen des Churfürsten, nun Königs, sehr gepriesen. Ich verlange nach seiner Unterhaltung.

Kirchengebet.

Am Neujahrstage 1807 von den Kanzeln verlesen.

... Je drückender und ängstlicher die Unruhe, die Noth und die Besorgniß waren, welche durch dieses glückliche Ereigniß geendet und in sichere Ruhe und frohe Hoffnung bey dem Blick in die Zukunft verwandelt werden, desto dringender fordert uns diese ausgezeichnete Wohlthat, der wir uns früher, als viele Provinzen, die noch umsonst nach ihr seufzen, zu erfreuen haben, zum herzlichsten und lautesten Dank gegen Gott auf, der die Herzen derer, durch welche er sie uns zuwendete, zu der Geneigtheit lenkte, uns baldmöglichst durch sie zu beglücken.

Ja unser ganzes Herz frohlocket Dir, Du ewig weiser und gnädiger Vater der Menschen, heute als dem Gott des Friedens, entgegen, und empfindet es tief, daß wir ein beglücktes Volk sind, dem Du gerade bey dem Beginnen eines neuen Lebens-Abschnittes Friede zusagst, und dadurch dasselbe zu dem frohesten und hoffnungsvollsten machst.

Laß, Vater, doch gleiches freudiges Lob bald in allen Ländern aus allen Herzen, von allen Zungen erschallen!

Laß es aber auch dadurch ein recht würdiges, Dir gefälliges Lob werden, daß wir uns durch wahre thätige Liebe gegen Dich, durch herzliche Anhänglichkeit an unsern theuersten Regenten, durch redlichen Pflichteifer und uneigennützige Beyhülfe unter einander, der Erhaltung des uns geschenkten Friedens werth machen und dadurch uns und unsern Nachkommen einen langen

und frohen Genuß der unschätzbaren Segnungen sichern, die Du der Menschheit im Gefolge des Friedens schenkst.

Erhöre uns um Jesu Christi unsers Herrn und Heilandes willen, Amen!

Eure christl. Liebe wolle beysammen bleiben und zu freudigem Lobe Gottes singen:

Herr Gott dich loben wir u. s. w.

Kirms. Weimar den 16. Januar 1807.

... Diese Sieben, hoffe ich, soll nicht so böse seyn, als es die Sechs war. Es ist uns hier schlimm gegangen, allein wir danken Gott, daß er uns unsere Existenz erhalten hat. Nächst ihm haben wir als Werkzeug viel unserer Frau Herzogin Durchl. zu danken. Napoleon hat sie hier kennen gelernt, und schätzt sie. Als — unter uns — der Regierungs Rath Müller ihm zum ersten Mahl vorgestellt ward, sah er unfreundlich aus, wurde aber sogleich freundlich, als dieser ihm zu erkennen gab, er sei der Überbringer eines Briefes von der Frau Herzogin von Weimar.

Voigt. 16. Januar 1807.

Ich ziehe beiliegend aus wie unser § 4 über den culte lautet.*) Natürlicherweise hat er bei uns gar keinen Eindruck gemacht, weil wir jeden Mitbürger, der auch nicht unseres Cultus war, tolerirt, ja oft vorgezogen haben. In Ansehung der Dienerschaft hat es wenig oder gar keinen Erfolg, so lange das regierende Haus nicht selbst zum Katholicismus übergeht, wie die Maler und Bildhauer jetzt thun. Bald wird Religion ein Zunftartikel werden.

---

*) Der Paragraph lautet: L'exercice du culte catholique sera dans toutes les possessions de Leurs A. S. pleinement assimilé à l'exercice du culte Luthérien et les sujets des deux religions jouiront sans restriction des mêmes droits civils et politiques, sans cependant déroger à la possession et jouissance actuelle des biens de l'église.

. . . Stände in einem Lande (wenn sie nicht zu ungleicher Natur mit den übrigen Bewohnern sind, wohin ich die Ahnenherren rechne) bestätigen gewiß das Vertrauen zwischen Fürst und Unterthan. Sie berathen ihn in Landescultursachen, die sie im Grunde besser als die Minister verstehen sollen, sie unterstützen nützliche neue Einrichtungen durch ihren Beifall und ihr Beispiel und verschaffen den guten Zwecken des Fürsten leichten Eingang. Dieses Gute und die Ehre muß ihnen bleiben. Aber nicht Widersetzung aus purem Eigennutz, nicht Anmaßung gegen ihre Mitbürger durch ungewöhnliche Befreiung ihrer selbst darf geduldet werden. So nur wird vernünftige Souveränetät sich gut mit ihnen vertragen.

Die Stadträthe gefallen mir weniger. Ordentlicher Weise stehen die Städte besser, die keine Stadträthe haben. Keine Stadt unter 5—6000 Einwohnern sollte einen eigenen Stadtrath haben.

In unserm kleinen Bezirk wird ziemlich die alte Verfassung bleiben. Vielleicht können die drei Landschaften in eine zusammengeschmolzen werden. Auch wird man wohl ein Appellationsgericht constituiren u. s. w.

Die Neigung zu Kunst und Wissenschaft, die man in Dresden so sehr bemerkt, ist sehr rühmlich; nur durch unsere Literatur bleiben wir noch Deutsche. Ich hoffe, daß man hier, nach vorübergegangener Militärperiode auch wieder einen literarischen Schwung nehmen wird. Das Theater wird auf alle Fälle salvirt, wenn auch sonst einige externa der Ökonomie nachstehn müssen. Jena wird auch nicht verabsäumt.

Voigt. 5. Februar 1807.

EW. haben einigen Einfluß auf die Allg. Ztg. Dem Herzog sind die vielen Klätschereien und zum Theil Absurditäten verdrießlich gewesen, die seit einigen Monaten von dem armen kleinen Weimar darin vorkommen. Vielleicht kann ein freundschaftlicher Wink an den Herrn Redacteur darüber etwas wirken. Es sind doch soviele bedeutende Städte in Deutschland, von

denen man dem Publikum etwas erfahren lassen könnte. Aus Cassel, Hannover, Braunschweig, Dresden, Schwerin ꝛc. erfährt man kein Wort darin.

Ich glaube, daß Bertuchs oberste Stockwerke, wo die Schriftsteller wohnen, Antheil haben.*)

Voigt. 13. April 1807.

EW. würden mein Trauerpapier eher erblickt haben, wenn ich nicht in einem Andrange gestanden hätte, der mir nur die unumgänglichste Schreiberei zuließ. Unsere gute Mutter Herzogin A. A. ist uns schnell entflohen; ein Nervenschlag raffte sie dahin, an Freitag 10. April Nachm. 4 Uhr. Ein trauriges Anniversaire unseres kleinen Alexander. Der lieben Großfürstin wird diese Erinnerung die Nachricht doppelt traurig machen. EW. können die Größe unseres Verlustes bestens beurtheilen, da Sie die Hochselige genau gekannt und ihre schönen Eigenschaften bewundert haben. Der Herzog ist sehr bewegt und unter sovielen Leiden dieser Zeit empfindet er tiefer als jemals. Das geistige Weimar verödet immer mehr! Wäre es nur erst Friede und Alles wäre hier wieder beisammen. Man kann eher gar nicht wieder vorwärts kommen.

Voigt. 5. December 1807.

Wir haben nunmehr, da selbst die pacificirten Lazarethkosten nicht aufgerechnet werden dürfen, den Rest der Contribution von 180000 Thlr. durch Zwangsanleihe zu erheben uns entschließen müssen. Denn des großen Imperators Wille muß geschehen. . . .

In unserm Jena steht es nun noch leidlich genug. Griesbach hat über 90 Zuhörer und Eichstädt im Philologischen und

*) Für diese Weimarer Klatschereien über Falk, Vulpius, auch Goethe vgl. Suphan im GJ. XVI, 16—20, und meine Mittheilung in der Z. f. vgl. Litgesch. N. F. XI, S. 204 fg. Der Klätscher war Fernow. Vgl. auch einen ferneren Brief (der erstere das. 515 fg. Concept, der wirklich abgeschickte S. 252 fg.) Goethe's an Cotta W. A. 19, 265 (23. Jan. 1807). Zur Widerlegung der auch in die Hamb. Ztg. übergegangenen Gerüchte sei auf den oben mitgetheilten Brief Loder's an Hufeland verwiesen.

Literarischen 30—40. So auch nach Verhältniß die Jurisconsulti und Medici. Etwas über 300 studiren; über $1/3$ sind Theologen; bald wird also kein Mangel mehr an Candidaten des h. Predigtamtes sein. Viele preußischen Landeskinder studiren jetzt in Jena. Ein junger Naturphilosoph, Professor Oken, vorher Privatdocent in Göttingen, fängt an Aufsehen zu machen. Als Arzt und Anatom scheint er auf viele neue Wahrheiten zu kommen. Sie wissen, daß die neueste Philosophie immer zuerst in Jena gewurzelt hat, bis das Ausland uns die Herren abforderte. Prof. Luden kann einst unserm Joh. v. Müller nacheifern. Dieser ist zum Staatsmann geworden, Etatsrath und Referendar der deutschen Constitutionssachen in Paris. Er trägt den holländischen Orden und ist in Paris gesund und vergnügt.

23. December.

Johannes Müller ist leibhaftig in Cassel. Dort ging er aus und kommt nun wieder dahin. Wird das seinen Cyclus schließen? Ich glaube kaum.

Siebentes Capitel.

Goethe's Unterredung mit Napoleon.

(1808.)

Als Napoleon (wie oben S. 100 erzählt wurde) zum ersten Male, unmittelbar nach der Schlacht bei Jena, durch Weimar kam, sah er Goethe nicht. Er zeigte sich damals nur als Sieger, als Eroberer: Wißbegier und Mäcenatenthum zu bezeugen, gestattete der Augenblick nicht.

Als er aber später für längere Zeit in der Nähe Weimars (in Erfurt) und in Weimar selbst weilte, holte er das damals Versäumte nach.

Es war eine für die Geschicke der Welt wichtige Zusammenkunft, die am 27. September 1808 und den folgenden Tagen zwischen den beiden Kaisern Napoleon und Alexander von Rußland in Erfurt stattfand. Ein „Parterre von Königen“, wie man wohl gesagt hat, war um diese beiden Herrscher der Welt versammelt, die nach kurzer Uneinigkeit damals in vollem Frieden zu leben schienen, während sie doch, wie Scharfsichtige merkten, so mißtrauisch einander bewachten, daß ihre friedliche Zurückhaltung der Ruhe vor dem Sturme glich. Doch soll diese Zusammenkunft hier so wenig wie ihre Folgen geschildert werden. Nur Goethe's Erscheinen in Erfurt sei der Gegenstand der folgenden Skizze. Sie unterscheidet sich von den übrigen Abschnitten dieses Buches dadurch, daß es sich in ihr nur wenig

eine kritische Untersuchung sieht anders aus!

um Mittheilung ungedruckten Materials, auch nicht um eine bloße Darstellung, sondern um eine kritische Untersuchung handelt. ?

Doch sei es gestattet, dem eigentlichen Gegenstande dieses Abschnittes einige wenige unveröffentlichte Mittheilungen über das Erscheinen des Kaisers Alexander, des dem fürstlichen Hause verschwägerten Herrschers, des Bruders der Großfürstin, in Weimar und über die Stimmung der Stadt voranzuschicken. Auch hier mögen die zwei verschiedenen oben S. 105 fg. charakterisirten Berichterstatter das Wort ergreifen.

Voigt. 18. September 1808.

Die Hauptstadt Erfurt ist in höchster Agitation und behauptet jubelvoll, daß 3 Kaiser und 5 Könige dort einen Congreß halten werden. Das Gewisse ist, daß der große Imperator Frankreichs wirklich als eine Sonne an unserm kleinen Nebelhimmel erscheinen wird. Ehrenbogen, Illuminationsanstalt, Garnirung der Häuser, Pflaster- und Straßenbesserung sind dort im Gange. Oudinot ist Gouverneur. Man erwartet den Kaiser binnen 4 Tagen und, ubi fertur, den Erzherzog Karl. Alle Zungen ertönen von dem Ruhme des großen Protectors des Rheinbundes und wir alle stimmen ein, die wir nichts zu hoffen, nichts zu erwarten haben, die wir nur um Existenz bitten, nicht wissen, was im Süden und Norden vorgeht, und in der That werden wir nur Alexanders Ankunft von Leipzig aus erfahren — wenn er wirklich kommt. Ohne sehr große Zwecke kann Napoleon nicht seinen Siegeswagen hierher lenken. Ich schreibe Ihnen, sobald ich etwas Gewisses erfahre; mündlich wollte ich Ihnen wohl mehr sagen können.

22. September 1808.

Vorigen Sonntag kam unser lieber Erbprinz gesund und wohl zurück. Den 13. September ist Kaiser Alexander mit Großfürst Constantin aus Petersburg abgereist. Den 21. Kaiser Napoleon M. aus Paris, mithin können die Imperatoren den Sonntag oder Montag in Erfurt zusammentreffen und Ihren Congreß halten. Prinz Benevent Neufchatel, Prinz Rovigo und

wer weiß noch welche große Namen werden Thüringen wiedersehen und vielleicht den 14. October über Europa entscheiden. Es ist eine entflammende Idee, die ich hoch aussprechen möchte, wenn ich nicht zu exiguis elegiis gestimmt wäre.

25. September 1808.

Nachmittag 5 Uhr kommt der Kaiser Alexander. Er bleibt wahrscheinlich 2 Tage hier. Inzwischen kommt der Kaiser Napoleon übermorgen in Erfurt an. Großfürst Constantin ist lebhaft, unterrichtet, angenehm und den Muth sieht man ihm gleich an. Es ist hier in unserer kleinen Stadt eine Lebendigkeit, die nicht zu beschreiben ist. Ich weiß nicht, wie alle die Fürsten und Herren noch unterkommen werden. Es sind deren schon 6 oder 7 hier und kommen noch mehrere. Ich bin in großer Agitation.

Kirms. Weimar d. 28. Spt. 1808.

Mein theurer Freund!

Am Sonntag (25.) gegen Abend traf Alexander und Constantin hier ein. Am Montag (26.) war große Tafel und Oper, welche letztere aber von Alex. nicht besucht wurde, weil ein französischer Obrist Lieutenant eintraf mit Depeschen. Hierauf wurden auf Dienstag (27.) um 8 Uhr die Postpferde bestellt, deren an diesem Tage 207 gebraucht worden sind. Halb 9 Uhr gingen in Erfurth die Kanonen, um halb 11 Uhr kahm Coulincourt und gleich nachher Lannes. Da die Kayser um 3 Uhr zusammen treffen sollten, so reisete der Kayser mit Constantin um halb 2 Uhr ab. Französische Dragoner, die Jägerey und unsere Husaren begleiteten sie. Zwischen (Erfurt?) und Münchenholzen*) kam Napoleon dem Alexander zu Pferde mit einer großen prächtig equipirten Suite entgegen, der eine Menge Staatswagen folgten. Alexander und Napoleon stiegen aus und ab, umarmten sich und gingen geraume Zeit zu Fuß. Dann bestiegen sie die Pferde. Dem Alexander wurde ein Pferd

*) Zwischen Nohra und Ottstedt sagt die unten S. 128 angeführte „Beschreibung“.

untergezogen, wie er es equipirt in Petersburg zu reiten pflegt. Napoleon hielt sich indessen auf der rechten Seite. Dem Constantin wurde ein schöner Schimmel kosakisch auf das prächtigste equipirt untergezogen, es mußte aber der Sattel herabgenommen und unseres Stallmeister Müller Sattel darauf gelegt werden!!!

Unweit des Spitals traf unser Herzog auf die Wallfahrer, der von Eisenach kahm, wo er den Napoleon bekomplimentirt hatte, stieg aus seiner Chaise und bekomplimentirte die beyden Kayser. Von dem A. wurde er auf das herzlichste, von N. auf das höflichste behandelt. In Eisenach wo die gothaische Linie sich Chapeau-pas eingefunden, sagte er zu diesem: Bon jour; mit dem Herzog aber unterhielt er sich geraume Zeit und invitirte ihn nach Erfurth. Wenn dieses alles auch uns nichts hilft, so ist es doch besser, als wenn der alte Haß noch fort dauerte.

Eine Stunde von Erfurth, standen auf beyden Seiten 2 Batterien, das 17. Linien Regiment, die Garde, die Artillerie der Garde, ein Regiment Husaren und ein Regiment Dragoner in Parade, welche alle einen gewaltigen Kanonen Donner verbreiteten. In dem Triebel- ehemals Belmontischen Hause wurde abgestiegen. Dann bei Napoleon im Gouvernements Hause gespeiset. Am Abend war große Erleuchtung. Ihr geliebter König besuchte Weimar nicht, weil er durch Buttelstedt ging, welches der Herzogin recht leid gethan hat. Man schwazt allerley, und ich habe Vermuthungen, daß Weimar Erfurth bekommen möchte, allein weder der Herzog noch die Herzogin bewerben, auch nicht um das Entfernteste, sich nicht um etwas von dieser Art.

Voigt. Am Michaelistage 1808 (29. Sept.).

In dieser merkwürdigen Zeit soll man sich fleißiger mittheilen als in gemeinen Zeiten, wo man nur sich so merkwürdigen Zusammenkommens von Octavianus und Antonius aus der Geschichte erinnerte. Damals ließ man sich auch nicht träumen, was die Zusammenkunft tragen sollte. — Am Sonntag Abend

6 Uhr kam Alexander. Den Dienstag 11 Uhr kam durch Lannes Nachricht, daß Nap. zu Erfurt angekommen sei. Sogleich verließ uns Alexander und traf auf halbem Wege von Erfurt den großen Napoleon mit paradirenden 5 m Mann. Kurz nach dieser Begegnung kam mein gnädigster Herr von Eisenach zurück, wo er den Kaiser empfangen und begrüßt hatte. Unter freiem Himmel machte sich der Herzog zwischen beiden Monarchen und es war ein fröhlicher Moment für alle. Gestern ging er wieder nach Erfurt, er ward sehr gnädig aufgenommen und speiste mit beiden Kaisern ganz allein. Hactenus bene.

In künftiger Woche machen beide Kaiser hier eine Visite und dann wird es allerlei Feierlichkeit geben. Wenn uns doch die Musen nicht verlassen hätten!

Bei der Erfurter Zusammenkunft nun mochte Carl August, wenn er auch noch nicht Besitzer Erfurts war, als der Fürst, dessen Besitzungen in unmittelbarer Nähe des Monarchen-Vereinigungspunkts lagen, das Bedürfniß fühlen, die geistigen Größen seines Landes um sich zu sammeln. Daher berief er am 29. Sept. Goethe nach Erfurt. Napoleon, der im Rapport des 30. Goethes Namen in der Liste der Neuangekommenen las, berief ihn für den folgenden Tag zu sich.

Was ging bei diesem denkwürdigen Zusammentreffen zweier Weltmächte vor?

Eine neue Beantwortung dieser oft erörterten Frage ist theils deshalb angebracht, weil einzelnes, freilich ziemlich geringes unbekanntes handschriftliches Material geboten werden kann, theils weil jetzt zum ersten Male Goethe's Briefe in ausgiebiger Weise benutzt werden können — denn der Band, der die Briefe von 1808 enthält, ist erst 1896 erschienen und brachte gerade für unsern Zweck mancherlei Ungedrucktes.

Goethe's briefliche Aeußerungen,*) in chronologischer Ord-

*) Die Stellen aus Goethe's Briefen im W. A. Briefe Bd. 20; die

nung, lauten so: Noch von Erfurt aus (4. October an Christiane): „Ich habe dem Kayser aufgewartet, der sich auf die gnädigste Weise lange mit mir unterhielt“. Dann von Weimar (16. Oct. an Christiane): „Es ist wahr, Du hast mich zum Lachen gebracht. Was aber doch noch merckwürdiger ist, Kayser Napoleon hat mich in der Unterredung mit ihm zum Lachen gebracht. Er war überhaupt, auf eine zwar sehr eigne Weise, geneigt und wohlwollend gegen mich“. (30. October an Zelter): „Der Kayser von Frankreich hat sich sehr geneigt gegen mich erwiesen“. (2. December an Cotta): „Von so vielen Freunden, und vorzüglich von Ihnen, war ich überzeugt, daß Sie lebhaften Antheil nehmen würden an dem, was mir Gutes widerfahren und ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kayser und zwar auf eine solche Weise zu stehen. — Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderm Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ, und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sey; wie er mich dann auch mit besonderer Gewogenheit entließ, und das zweyte mal in Weimar die Unterhaltung in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herrn finden werde“. (An denselben Tage, 2. December an Reinhard): „Also ist das wunderbare Wort des Kaisers, womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen? Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo in umgekehrtem Sinne auf mich angewendet worden. Übrigens habe ich alle Ursache, mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu seyn“.

---

aus den Gesprächen in Biedermann's Sammlung Bd. 2, 3, 5, 6, 7, 8. Die Stellen sind im Register unter Buonaparte zusammengestellt.

Dies sind Goethe's bestimmte briefliche Aeußerungen über die Unterredung aus dem Jahre 1806. Die in späteren Briefen Goethe's etwa noch enthaltenen Aeußerungen fallen weniger ins Gewicht.

Dagegen verdienen zwei kurze Briefstellen Beachtung, weil sie auf zwei zeitgenössische Quellen hinweisen: An Marianne v. Eybenberg, der Goethe am 9. October meldete: „Ein Brief von Riemer schildert umständlich die Zustände, in denen wir uns diese Tage befanden" (der Brief R.'s ist leider nicht bekannt), schickte er (4. December) den Prospect „eines Prachtwerkes, von welchem ich Sie bitte, ein Exemplar in Ihren Cirkel auf irgend eine Weise gelangen zu lassen". Seinem Sohn meldete er (5. December): „Über die Erfurter Zusammenkunft der Kaiser und Könige ist eine Art von höchst abgeschmacktem Tagebuch zum Vorschein gekommen. Vielleicht lege ich es Dir bey". Die Anmerkungen der W. A. (Briefe 19, 387) erklären irrthümlich „Prachtwerk" und „Tagebuch" für dasselbe. Von vornherein ist nicht anzunehmen, daß Goethe der Freundin ein Buch zur Anschaffung empfahl, das er seinem Sohn als „abgeschmacktes Tagebuch" charakterisirte. Es sind aber wirklich zwei verschiedene Werke. Von dem „Prachtwerk" ist unten S. 145 die Rede; das „Tagebuch" führt den Titel: „Erfurt in seinem höchsten Glanze während der Monate September und October 1808. Erfurt bei Friedrich August Knick. 1808." (Den genauen Titel und Auszüge daraus verdanke ich Herrn Professor Lucas in Rheine.) Goethe's Unterredung wird in dem Werkchen, das Lucas in zwei Programmen Rheine 1895 und 1896 gründlich benutzt hat, nicht gedacht.

Neben den Aeußerungen in Goethe's Briefen kommen die in seinen Gesprächen in Betracht. Während bei jenen nur die dem Ereigniß unmittelbar folgenden mitzutheilen waren, sind unter diesen naturgemäß auch die späteren zu berücksichtigen. Denn in den Briefen ging Goethe fast nur auf das unmittelbar Vorangehende, der Zeit nach Nächstliegende ein, in den Ge-

sprächen dagegen schweifte er auf Fernliegendes ab, und konnte nicht, wie er dies in brieflichen Erwiderungen that, unbequeme Anfragen ignoriren.

In Goethe's Gesprächen kommt über jene weltgeschichtlich bedeutende Unterhaltung folgendes Thatsächliche vor. Schon am 15. October 1808 charakterisirte er gegen Riemer die Unterhaltung dahin, „daß Napoleon ihm das Tippelchen auf das J gesetzt", wobei er übrigens die Absicht aussprach, die Unterhaltung aufzuzeichnen. Demselben Unterredner deutete er an (3. Juli 1810), daß der Kaiser mit ihm über Poesie und tragische Kunst gesprochen. Die Tragödie, speciell die der Franzosen, als Gegenstand der Unterhaltung wird auch sonst bezeugt. Dazu mag die Aeußerung Napoleon's, die nicht gerade als Theil der Conversation, aber als eine napoleonische bezeichnet wird, gehören (mit Eckermann 1. April 1827), daß er Corneille, falls dieser noch lebte, zum Fürsten machen würde. Geringer dagegen war die Anerkennung Voltaire's: dessen Mahomet wurde vom Kaiser als ein schlechtes Stück bezeichnet (11. März 1809) und Goethe getadelt, daß er es übersetzt habe (mit David, 20. August 1829). Auch eine andere, das Drama streifende Bemerkung muß, nach Riemer's Zeugniß, dieser Unterredung zugerechnet werden: daß das Ungerechte und Vorreife das allein Tragische sei, daß Napoleon dies einsehe und das Fatum spiele. Daß ein Theil des literarischen Gesprächs den „Werther" berührte, wird mehrfach bezeugt (mit Kohlrausch 1809 Ende Mai, Eckermann 2. Januar 1824, 17. März 1830, mit Kanzler Müller 23. März 1830, mit Schubarth August 1820, Nachtragsband X, 98). Durch sie wird bestätigt, daß der Kaiser den „Werther" zu seinen Lieblingsbüchern rechnete, jedoch nicht mit Allem einverstanden war, speciell nicht mit einer Stelle, „die einer scharfen Prüfung nicht standhalte"; welche dies gewesen, wollte Goethe nicht mittheilen. Von Aeußerlichkeiten berichtete Goethe, daß sein hoher Unterredner ihn einmal lachen gemacht, und daß er die eigenen Darlegungen beständig mit der den An-

geredeten zur Entgegnung ermunternden Frage beendet habe: Qu'en dit Mr. Goethe? (Beides in den schon angeführten Stellen.)

Faßt man das in Goethe's Briefen und Gesprächen Angedeutete — den einzigen unmittelbaren Aufzeichnungen jener Unterredung, denn Napoleon hat keine diesbezüglichen Niederschriften hinterlassen — zusammen, so ergeben sich fünf Momente, von denen drei als äußerliche, zwei als innerliche, den Inhalt betreffende bezeichnet werden können. Jene sind: die Begrüßung Goethe's mit den Worten: Vous êtes, oder: Voilà un homme, die beständig wiederholte Frage: Qu'en dit Mr. Goethe?, die häufige Unterbrechung des Gesprächs durch eintretende Ordonnanzen und durch Erledigung nöthiger Geschäfte; diese sind: Eingehen auf die französische Tragödie, besonders Corneille und Voltaire und Tadel Goethe's, daß er des Letzteren Mahomet übersetzt; Besprechung des „Werther", critische Erörterung einer Stelle des Romans, wodurch Goethe zum Lächeln und zum Widerspruch gereizt wurde. (Beide Unterhaltungen werden durch einen Brief W. v. Humboldt's an Jacobi 21. November 1808, die letztere durch einen Brief Bonstetten's an Fr. Brun bestätigt; die erstere Stelle jetzt auch bei Biedermann, X, 48.)

Wer auch nur mit den Anfangsgründen historischer Kritik vertraut ist, wird sagen müssen: jeder Bericht, der diese fünf Momente nicht enthält, trägt schon dadurch den Stempel des Apokryphen an sich.

Nun gab es bis vor wenigen Jahren einen einzigen Bericht: den Goethe's; seit 1891 gibt es einen zweiten, in den Memoiren Talleyrands.*)

*) Dieser Bericht, schon vor dem Erscheinen des ganzen Buches (Paris 1891, deutsch Köln 1891) in französischen Tagesblättern (Le Correspondant) mitgetheilt, wurde in Deutschland in Zeitungen und Zeitschriften wiederholt und vielfach commentirt. (Vgl. Goethe-Jahrbuch Bd. 13, S. 252—254 u. 317 fg., ferner Jahresberichte f. n. dtsche Litgesch. II. Bd., S. 169 fg., A. 72—85, Biedermann Goethe's Gespräche IX, 2 S. 105—111.) Die Mehrzahl dieser Commentare bemängelte die Wahr-

Goethe wollte das Gespräch nicht niederschreiben, muß also seine ganz zuerst geäußerte Ansicht (mit Riemer 15. October 1808) geändert haben. Der Grund, den er selbst für seine Abneigung angab, war der (mit v. Müller 9. Juni 1814), „um nicht zahllose Klatschereien zu erregen"; wiederholte Mahnungen lehnte er unter Ausflüchten ohne Angabe bestimmter Gründe ab (1824 mehrmals).

Statt der gehofften Erzählung gab Goethe nur eine Skizze: „Unterredung mit Napoleon 1808". Sie wurde erst in der Quartausgabe (1836) gedruckt. Geschrieben war sie einige Zeit vor 1824, denn vom 2. Januar 1824 berichtete Eckermann, daß er sie kenne und ihre Ausarbeitung wiederholt monirt habe. Sie war (nach einer Mittheilung Riemer's, W. A. Werke 36, 442; die Skizze das. S. 269—276) dazu bestimmt, in den biographischen Annalen einen Platz zu finden, blieb aber zurück, da bei dem beeilten Abdruck jener Bekenntnisse keine Zeit zur Ausarbeitung vorhanden war.

Das Wesentliche dieser Aufzeichnungen ist Folgendes: Der Kaiser war nicht allein, sondern Daru war während der Goethe bestimmten Zusammenkunft bei ihm, und dieser führte den Dichter in die Unterhaltung ein. Diese drehte sich um Voltaire's

---

haftigkeit Talleyrands. Der einzige Verfechter der Echtheit in Deutschland ist W. v. Biedermann, GJ. XIV, 281—283, Leipz. Ztg. Wiss. Beil. 14. März 1895; Erl. zu den Tages- u. Jahresheften, Lpz. 1894, S. 121 und 239 ff., jetzt auch Gespräche X, 250. Daß Biedermann das. S. 45 fg. Thiers als Quelle citirt, ist wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen. — Von hervorragender Bedeutung ist B. Suphan: Napoleon's Unterhaltungen mit Goethe und Wieland und F. v. Müller's mémoire darüber für Talleyrand GJ. XV, S. 20—30. Dazu vgl. F. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—13, Braunschw. 1851, S. 237 ff. Vgl. ferner O. Lorenz: Goethe's politische Lehrjahre, Berlin 1893, S. 129 ff. Ich freue mich, daß Lorenz mit meinen zuerst in der „Nation" 1892 Nr. 32 (vgl. GJ. XIII, 252) gegebenen Ausführungen übereinstimmt; ebenso Fournier (vgl. Chronik des Wiener Goethe-Vereins Bd. X, S. 23). Mein Aufsatz aus der „Nation" ist im Folgenden benutzt; doch ist der größte Theil dieses Abschnitts völlig neu.

Mahomet, Goethe's „Werther", die Schicksalsstücke. „Mahomet" wurde von Napoleon getadelt; bei „Werther" eine Stelle (besonders die Mischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes und der leidenschaftlichen Liebe) bemängelt; die Schicksalsstücke mit der Bemerkung abgefertigt, daß die Politik das Schicksal sei. Nach mannigfachen Störungen durch Meldungen u. dergl. kam der Kaiser auf Persönliches. In seinen eigenen (ziemlich langen Auseinandersetzungen) unterbrach sich der Kaiser häufig durch Zwischenrufe, wie den: Qu'en dit Monsieur Göt? Gleich am Anfang der Unterredung hatte der Kaiser, nach Goethe's Bericht, zu seinem Unterredner gesagt: Vous êtes un homme; nach Anderen hatte diese Begrüßung gelautet: Voilà un homme. Man beachte wohl, daß dies merkwürdige Wort nicht etwa ein Resumé am Schlusse der Zusammenkunft, sondern die Anrede, die anerkennende Begrüßung war. Der Kaiser, der in den letzten Jahren so viel Erniedrigung deutscher Fürsten und Höflinge erlebt, so viele Schmeichelei feiler Literaten, Herandrängen und Anerbieten liebedienerischer Kreaturen gesehen hatte, wollte damit die Freude ausdrücken, deren auch er fähig war, einen Mann zu sehen, der von allen Nationen als Geistesfürst gepriesen, und als unantastbarer Charakter hochgehalten war.

Diese Goethischen Berichte werden durch einzelne Mittheilungen des Kanzlers von Müller und anderer Zeitgenossen ergänzt. Danach nahm (freilich in einem zweiten Gespräche zu Weimar am 6. October) Napoleon erneute Gelegenheit, sich über Voltaire in ungünstigem Sinn auszusprechen, legte Goethe nahe, im Wetteifer mit jenem französischen Dichter einen Tod Cäsar's zu dramatisiren und forderte ihn dringend auf, nach Paris zu kommen, wo er ein weites Feld für seine Beobachtung finden würde. In einer Korrespondenz der „Voss. Ztg." (Erfurt, 9. October 1808) heißt es nur kurz, daß die Unterredung sich „über Kunst, Theater und die römischen Klassiker ausbreitete", wobei es nahe liegt, an Tacitus zu denken, ferner daß der Kaiser mancherlei Bemerkungen über diese Gegenstände machte.

Diese Correspondenz der Vossischen Zeitung, auf die man neuerdings übermäßigen Werth gelegt hat, ist gewiß einem Privatbriefe entnommen, da man damals die Einrichtung von Zeitungscorrespondenten, die an bestimmte durch einzelne Ereignisse besonders merkwürdige Orte gesendet wurden, noch nicht kannte. Ein solcher Brief kann, bei den immerhin nahen Beziehungen, die zwischen Weimar und Berlin stattfanden, recht wohl aus dem Goethekreise herrühren.

Von allen diesen Dingen, mit Ausnahme der letzterwähnten Bemerkungen über Tacitus, weiß der neuerdings veröffentlichte Bericht Talleyrand's nichts. Die Unterredung, welche er mittheilt, unterscheidet sich formell und inhaltlich in wesentlichen Punkten von der durch Goethe gekennzeichneten: sie besteht nicht aus längeren Darlegungen des Kaisers, unterbrochen von kurzen Zwischenrufen an den zur Audienz Empfangenen, sondern aus einem Frage- und Antwortspiel, in welchem die beiden Anwesenden ziemlich gleiche Rollen haben. Es ist keine Unterhaltung, in der ein angeregter Gegenstand erschöpft, von verschiedenen Seiten betrachtet wird, sondern eine flüchtige Zusammenraffung verschiedenartiger Gegenstände, als sollten in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Dinge abgethan werden. Der Kaiser fragt und Goethe antwortet auf die bestimmt formulirte Frage, oder der Kaiser macht irgend eine nicht im Frageton gehaltene, auch nicht unmittelbar eine Erwiderung verlangende Bemerkung; Goethe knüpft seinerseits ein Wort daran, das oft mit einer Widerlegung eine merkwürdige Aehnlichkeit hat. Sie ist ferner nicht ausschließlich literarisch, sondern betritt, außer dem literarischen Gebiet, vornehmlich das persönliche und politische. Ja es kommt dem unbefangenen Leser geradezu so vor, als lege der Berichterstatter auf diese persönlich-politischen Nachrichten weit mehr Nachdruck als auf die literarischen. Soweit sich ein derartiges abgerissenes Hin- und Herreden in Kürze analysiren läßt, ohne die ganze Unterhaltung zu wiederholen, ist der Inhalt des nun bekannt ge-

wordenen Gesprächs etwa folgender: der Kaiser bekomplimentirt den Dichter, dieser lehnt bescheiden das Lob ab und macht auf die übrigen deutschen Dichter aufmerksam, die er gegen Ausstellungen des Kaisers vertheidigt. Er rühmt namentlich Wieland. Der Kaiser weist auf die französischen Theaterstücke hin und ermuntert den Dichter zum Besuch der französischen Schauspielvorstellungen in Erfurt. Er fordert Goethe auf, den Kongreß zu beschreiben, dessen Zuschauer der Dichter sei, macht sich über einige von dessen Theilnehmern, den Fürsten Primas u. A. lustig, lenkt die Aufmerksamkeit auf den Kaiser Alexander, dessen Bekanntschaft zu suchen er dem Dichter anempfiehlt, will ihn veranlassen, diesem Kaiser eine Schrift zu widmen, was Goethe im Hinblick auf seine Grundsätze ablehnt, kommt abrupt auf die großen französischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts und auf Kotzebue zu sprechen und schließt die Unterredung mit der Verabschiedung: „Leben Sie wohl, Herr Goethe".

Der wesentlich veränderte Charakter der Unterhaltung, ihr anders gearteter, theilweise entgegengesetzter Inhalt springt in die Augen.

Ohne alle Widersprüche dieser zwei Berichte hervorzuheben, soll von vornherein auf drei Punkte aufmerksam gemacht werden. Der erste ist die Verabschiedung. Sie kann in der von Talleyrand erzählten Weise nicht vor sich gegangen sein. In den bewegten Erfurter Tagen, in denen sich so unendlich viel zusammendrängte, war von einer regelmäßigen Audienz mit Begrüßung und Entlassung nicht die Rede; einzig wahrscheinlich ist Goethe's Bericht, er habe bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde angefragt, ob er sich beurlauben könne und, nachdem dies bejaht worden, seinen Abschied genommen. Der zweite Widerspruch ist, daß bei Erwähnung von Voltaire's Mahomet, welche beiden Berichten gemeinsam ist, der Talleyrand'sche kein Urtheil der Anführung hinzufügt; während in dem Goethischen ein heftiger Tadel seitens des Kaisers der Nennung folgt. Der dritte sehr merkwürdige Punkt ist der, daß die Auseinandersetzung

über „Werther's Leiden" bei Talleyrand übergangen wird. Diese Auslassung steht nicht bloß in Widerspruch mit Goethe's Bericht, sondern mit einer schon erwähnten anderweitig beglaubigten Erzählung Talleyrand's selbst. Es gibt nämlich einen Bericht C. v. Bonstetten's, der es aus Talleyrand's eigenem Munde zu haben behauptet, daß ein Theil des Gesprächs der zwei Heroen sich auf Werther bezog, daß Napoleon äußerte: „Ich liebe das Ende Ihres Romanes nicht" und Goethe antwortete: „Ich glaubte nicht, daß Ew. Majestät die Romane mit einem bestimmten Ende gern hätte".

Bei derartigen Widersprüchen zweier Berichterstatter handelt es sich zunächst um die allgemeine Glaubwürdigkeit beider. Hier steht nun Goethe's unbedingt voran. Sein Charakter ist wahrhafter als der des Franzosen. Seine Berichte beginnen fast unmittelbar mit dem Ereigniß, von dem sie melden. Seine definitive freilich auch skizzenhafte Darstellung ist spätestens 16 Jahre nach dem Ereigniß geschrieben, liegt in einer durchaus authentischen Handschrift vor und empfängt durch den Umstand, daß sie gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, noch größere Glaubwürdigkeit. Dagegen ist Talleyrand's Anwesenheit bestritten, seine Darstellung, wahrscheinlich erst 25 Jahre nach dem Ereigniß niedergeschrieben, von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt, also nicht frei von Tendenz, die Provenienz der Handschrift, die erst ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Autors zum Druck befördert wurde, mindestens zweifelhaft.

Alle diese Umstände nehmen gegen Talleyrand's Bericht ein. Doch würden sie nicht genügen, ihn als vollkommen unglaubwürdig zu verwerfen.

Zu diesen allgemeinen Verdachtmomenten kommen nun aber besondere. Aeußere und innere Beweise können für die Unechtheit von Talleyrand's Bericht angeführt werden. Unechtheit sei hier als ein allgemeines Wort gebraucht, das entweder absichtliche Unwahrheit oder unabsichtliche Unzuverlässigkeit Talleyrand's oder bewußte Fälschung irgend eines Dritten bedeutet, der sich

in der Zeit zwischen dem Niederschreiben und der Veröffentlichung der Unterredung mit der Handschrift zu thun machte.

Die äußeren Beweise sind zahlreich. Es sind falsche Angaben Napoleon's und Goethe's, die man unmöglich annehmen kann. Ersterer soll am 1. October gesagt haben, Goethe solle im französischen Theater sich Racine's Iphigénie ansehen; er mußte aber wohl wissen, daß an dem Abend Racine's Mithridate aufgeführt wurde*); er soll gemeint haben (am 2.), Goethe werde den König von Württemberg sehen, — der König kam erst am 3. in Erfurt an.

Weit bedeutsamer sind die falschen Angaben, die Talleyrand Goethe machen läßt. Auf die Frage Napoleon's, ob Goethe den Kaiser Alexander gesehen, soll Goethe geantwortet haben: „Nein, Sire, noch niemals. Ich hoffe aber, ihm vorgestellt zu werden." Eine solche Gedächtnißschwäche darf man Goethe nicht zutrauen. Denn am 26. September, also sechs Tage vor jener Unterredung, notirt Goethe in seinem Tagebuch: „Nachher durch den Erbprinzen dem Kaiser Alexander vorgestellt, der sich auf eine sehr freundliche Weise nach Wielanden erkundigte." Napoleon soll nach Kotzebue gefragt haben. Die Frage an und für sich ist ja wohl möglich und die Bezeichnungen des Kaisers „schlechter Kerl", „er ist nicht mein Mann" sind wohl erklärlich, wenn man bedenkt, daß Kotzebue zu den kühnsten literarischen Gegnern des Kaisers gehörte. Auch würde Goethe's Antwort, daß der Dichter unglücklich sei und viel Talent habe, seinem Herzen Ehre machen. Aber daß Goethe wirklich damals gesagt haben soll: „Sire, man sagt, er ist in Sibirien und Ew. Majestät werden vom Kaiser Alexander seine Begnadigung verlangen", davon wird uns Niemand überzeugen. Denn Goethe, der mit den in Weimar lebenden Verwandten Kotzebue's gut bekannt war, mußte wissen,

*) Iph. kam erst am 4. Oct. zur Darstellung. Dafür und für das Folgende H. Lucas: Erfurt in den Tagen vom 23. Sept. 1808 u. s. w. Progr. Rheine 1896/97, S. 36. 33.

daß Kotzebue, der 1801/2 aus bisher noch unaufgeklärten Gründen in Sibirien gewesen war, damals (1808) in Rußland lebte, in großen Gnaden beim Kaiser. Dürfen wir einen solchen Gedächtnißfehler in Bezug auf die Schicksale Anderer Goethe nicht zumuthen, so noch viel weniger einen mit Bezug auf sich selbst. Talleyrand läßt im Verfolg des bereits erwähnten Hinweises auf Kaiser Alexander Napoleon zu Goethe sagen: „Wenn Sie etwas über die Begegnung von Erfurt schreiben, so müssen Sie es ihm widmen", und Goethe antworten: „Sire, das ist nicht meine Gewohnheit. Als ich anfing zu schreiben, machte ich es mir zum Grundsatze, niemals eine Widmung zu machen, damit ich es nicht später zu bereuen habe." Sollte Goethe wirklich sich nicht erinnert haben, daß er von diesem Grundsatze abgewichen war und die „Metamorphose der Pflanzen" ebensowohl wie das Büchlein der „Venetianischen Epigramme" und das Buch über Winckelmann (1790, 91, 1805) der Herzogin-Mutter Anna Amalia gewidmet hatte? Oder sollte er die erst am 30. Januar 1808 erfolgte Widmung des Werkes „Zur Farbenlehre" an die Herzogin Luise vergessen haben? Wie wenig dies aber überhaupt Goethe's Ansicht gewesen sein kann, geht daraus hervor, daß er wenig später (16. Febr. 1811) „Philipp Hackert" der Maria Paulowna zueignete.

Aber auch innere Verdachtmomente lassen sich aufführen, bei Stellen, die zwar nicht bestimmte einzelne falsche Angaben enthalten, aber durch ihren Ton und durch die ganze Art ihrer Darstellung die Unwahrscheinlichkeit an sich tragen. Ein geflügeltes Wort z. B., das Napoleon dem Schauspieler Talma zur Ermunterung und Belohnung zurief, daß er vor einem Parterre von Königen spielen werde, kann er nicht in abgeschwächter Art („Sie werden in meinem Parterre eine schöne Anzahl Souveräne sehen") nochmals gebraucht haben. Ferner: Napoleon konnte hochmüthig, roh, sarkastisch zu denen reden, welchen er übel wollte; Sarkasmen über Abwesende ohne Grund anwenden war nicht seine Art, und es lag gewiß kein Grund vor, auf ein

begeistertes Wort Goethe's über Dalberg die ironische, schon in anderem Zusammenhang erwähnte Bemerkung folgen zu lassen: „Nun gut, Sie werden ihn heute Abend an der Schulter des Königs von Württemberg schlafen sehen." Sodann ist die Art, wie Napoleon und Goethe über Wieland reden, so unglaubwürdig wie möglich. Talleyrand stellt es so dar, daß Napoleon mit leiser Ironie auf Weimar als Versammlungsort großer Männer hingewiesen und daß Goethe, diese Bezeichnung abwehrend, Wieland als den einzigen noch lebenden in ganz Europa bekannten Mann bezeichnet habe. Darauf habe Napoleon den Wunsch ausgesprochen, Wieland zu sehen und Goethe sich erboten, ihn rufen zu lassen. Hält man eine derartige Gesprächsweise für möglich? Napoleon sollte, um einen der berühmtesten deutschen Schriftsteller Deutschlands zu sprechen, sich eines Collegen als Mittelsmannes bedient und nicht direkt den Betreffenden berufen haben? Widerspricht diese Mittheilung der ganzen Art des Auftretens Napoleon's, so widersprechen andere Aeußerungen der Art, wie Goethe Großen gegenüber sich zu geben liebte. Zum Verständniß des Folgenden muß man zwei Umstände bedenken. Der eine ist, daß Goethe Hofmann war und sich damals in einem mehr als dreißigjährigen Hofleben gewöhnt hatte, selbst seinen Nächsten, der herzoglichen Familie in Weimar gegenüber jenen gefälligen, Unterordnung, fast Unterwürfigkeit verrathenden Ton anzunehmen, der ihm von unabhängigeren Naturen so sehr verübelt wurde. Der andere ist, daß Goethe zu den eifrigsten Bewunderern Napoleon's gehörte, daß er daher dem Urtheile des Kaisers, wenn er ihm auch nicht immer bedingungslos zustimmte, gewiß sehr bescheiden, vielleicht geradezu demüthig widersprach. Es wäre gewiß sehr erfreulich, sich das Gegenübertreten dieser beiden Männer als den Zusammenstoß zweier gleichberechtigter, sich gleichfühlender Gewalten zu denken; aber es würde allem widersprechen, was uns von Goethe's Art, den Hohen dieser Erde gegenüberzutreten, bekannt ist. Gewiß verleugnete er seine Freunde nicht und gab seinen Herrn nicht preis;

daß er aber vor Napoleon, wie Talleyrand will, eine Verherrlichung Schiller's und eine Vertheidigung des Herzogs von Weimar versucht habe, ist mir im höchsten Grade unwahrscheinlich. Aus diesem Grunde scheinen mir zwei Theile des Gesprächs stark verdächtig. In dem ersten sprach sich Napoleon in einer sehr bornirten Weise über Schiller aus. Er verurtheilte ihn als Dichter, ohne seine Dichtwerke zu beurtheilen, mit der Bemerkung, Schiller's „dreißigjähriger Krieg" könnte höchstens für die Pariser Boulevards Tragödien liefern. Goethe's Antwort darauf soll dahin gegangen sein, es thue ihm leid, den Kaiser über eins der schönsten Genies der neueren Zeit so streng urtheilen zu hören. In dem zweiten redete Napoleon von den Weimarer Herrschaften und meinte, nachdem er die Herzogin eine „hochbegabte Frau" genannt — ein Wort, das vielleicht am allerwenigsten das Wesen dieser ausgezeichneten Fürstin bezeichnet —, „der Herzog war während einiger Zeit recht schlimm, aber er ist zurechtgewiesen". Worauf Goethe geantwortet haben soll: „Sire, wenn er schlimm gewesen ist, so war doch die Zurechtweisung etwas stark. Doch ich bin nicht Richter über diese Dinge. Er beschützt die Dichtung, die Wissenschaften, und wir können alle mit ihm sehr zufrieden sein". Daß Goethe so gesprochen hat, halte ich geradezu für undenkbar. Ich möchte meinen, daß Goethe auf derartige höhnische Reden, deren Napoleon in diesem Falle vielleicht fähig war, stumm nickte, den Ingrimm im Herzen verbergend, oder, wenn er Lust und Muth besaß, in einem solchen Augenblicke dem Weltherrscher entgegenzutreten, hoheitsvollere Worte fand. Für die eben ausgesprochene Ansicht findet sich in dem oft angeführten Bericht Goethe's ein directes Zeugniß. Goethe erzählt nämlich: „Napoleon fragte mich über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin, und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können". Diese Darlegung beweist doch

wohl zur Genüge, daß Goethe in seinen Antworten über den Herzog und sein Haus durchaus zurückhaltend und unentschieden gewesen war.

Alle diese Momente genügen, wie mir scheint, vollständig, um das Unzutreffende, d. h. die Unechtheit des Talleyrand'schen Berichts zu erweisen. Von wem hatte nun Talleyrand seinen Bericht? Das soll nach einer Vorfrage über die Dauer der Unterredung beantwortet werden.

Wie lange die Unterredung gedauert habe, wird nirgends ausdrücklich gesagt. Denn aus der Mittheilung Goethe's (1815, 8. Aug. an Boisserée), daß die Audienz eine Stunde oder zwei gedauert habe, darf kein bestimmter Schluß gezogen werden*): zunächst weil die Zeitbestimmung gar zu allgemein ist, sodann, weil Goethe ausdrücklich betont, daß der Kaiser die Unterredung häufig unterbrochen, dann wieder aufgenommen habe, nachdem die dienstlichen Gespräche und die Abwickelung der dazwischen liegenden Geschäfte ihr Ende erreicht hätten. Daher liegt nicht der geringste Grund vor, aus der Kürze der Goethischen Mittheilungen auf ihre Unvollständigkeit und auf die Nothwendigkeit einer Ergänzung zu schließen.

Wer war nun außer den beiden Unterrednern bei der Zusammenkunft zugegen? In dem schon angeführten Gespräch mit Boisserée (8. Aug. 1815) nannte Goethe als Anwesende: Daru, Berthier, Soult. Wenn er hinzufügt „und Andere", so kann

*) Eine Bestätigung der zwei Stunden, während deren G. in N.'s Cabinet blieb — wodurch für die Dauer des Gesprächs freilich nichts bezeugt wird — könnte man in der Notiz C. Bertuch's an Böttiger finden GJ. X, 152. — Dagegen spricht Fr. Müller, GJ. XV, 20, von beinahe einer Stunde, freilich als Dauer der Unterredung, nicht der Audienz. S. M. daigna s'entretenir près d'une heure avec le savant Allemand. In den „Erinnerungen" S. 237 heißt es dagegen: „Die Audienz dauerte fast eine volle Stunde". Der dann folgende Bericht macht den Eindruck einer ausschließlichen Bearbeitung der Goethischen Skizze. — Nach den Mittheilungen von H. Lucas, 2. Programm S. 31, fand die Audienz Goethe's um 11 statt, „gegen 12" erschien Nap. bereits „in dem zur Kapelle eingerichteten" Audienzzimmer.

er darunter nur Unbedeutende, keinesfalls Talleyrand verstanden haben. Dagegen nannte er 15 Jahre später diesen unter den Anwesenden, freilich auf eine direkte Frage Eckermann's (17. März 1830), mit dem überaus seltsamen Zusatz: „Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen". Schon dieser Zusatz macht die Stelle verdächtig und vermehrt die Bedenken, die man bei so manchen Mittheilungen Eckermann's nicht los werden kann.

Denn Talleyrand war nur bei einem Theil des Gesprächs zugegen, trotz seiner eigenen Versicherung und Goethe's gelegentlichem Zugeständniß. Goethe sagt dies in seiner Skizze zu bestimmt. Als er hereintrat, habe, so erzählt er, Talleyrand zur Rechten „etwas entfernt vom Tische" gestanden, so daß er, wie man vermuthen kann, schon deswegen dem mit dem links vom Tische in „schicklicher Entfernung" stehenden Goethe geführten Gespräche nicht recht folgen konnte; nach dem Bericht über die erste Hälfte des Gesprächs heißt es ausdrücklich: „Talleyrand hatte sich entfernt".

Von wem also hatte Talleyrand seine Nachrichten?

Er behauptet: von Goethe selbst. Denn er berichtet, er sei mit Goethe aus dem Audienzzimmer gegangen, habe ihn zu Tisch eingeladen und habe während des Essens durch Fragen die Bestätigung der Wahrheit des von ihm niedergeschriebenen Berichts erlangt. Alle drei Angaben sind falsch. Denn Talleyrand hatte, wie gezeigt, sich vor Ablauf des Gesprächs entfernt, und man wird nicht annehmen dürfen, daß er vor der Thür auf Goethe wartete. Am 2. October aß Goethe beim Herzog (vgl. Goethe's Tagebuch) und fand auch dort Talleyrand nicht unter den Tischgästen; eine Revision seiner Aufzeichnungen erhielt T. nicht von Goethe, sondern von — Fr. v. Müller.

Von diesem ließ sich Talleyrand ein Memoire geben und aus diesem benutzte er wörtlich oder inhaltsgetreu Bemerkungen des Kaisers über Tacitus, Christenthum. Diese Mittheilungen Müller's beziehen sich jedoch auf das Gespräch vom 6. October und sind — wie Suphan gezeigt hat — von Talleyrand in selt-

samer Weise benutzt. Das Einzige, das Müller von der berühmteren Unterredung des 1. October zu sagen weiß, das Urtheil über Werther, hat Talleyrand nicht benutzt.

Dieser zweiten Unterredung — bei einem großen Ball im Schlosse zu Weimar — legte Goethe offenbar keine Bedeutung bei. Sie wird weder im Tagebuch noch in der oft genannten Skizze überhaupt erwähnt. Daraus darf gewiß nicht der Schluß gezogen werden, daß die Unterhaltung nicht stattfand, wohl aber der, daß sie von dem Angeredeten nur als ein abgeschwächtes Nachspiel der ersten betrachtet wurde. In Erfurt in des Kaisers Cabinet war Goethe der Einzige, mit dem ein Gespräch geführt wurde — den Anderen wurden nur Aufträge zu Theil —; in Weimar, im Ballsaal war er Einer neben Vielen.

Faßt man alles über Talleyrand's Mittheilungen Gesagte zusammen, so dürfte das Endurtheil so lauten*):

Alle seine Seltsamkeiten und groben Verstöße beweisen, daß der Berichterstatter die Wahrheit nicht kannte oder nicht sagen wollte. Rührt der Bericht von Talleyrand selbst her — was bei dem Mangel an Ueberlieferung nicht zu beweisen ist —, so zeigt er eine bei ihm oft bemerkte Flunkerei, vielleicht auch die Absicht, mit Wissen zu prunken. Das Schweigen über den „Werther" könnte man auch als bestimmte Tendenz auffassen, der deutschen Literatur die ihr von dem Kaiser erwiesene Ehre nicht zu gönnen.

Man hat Talleyrand's Lügen oder — man braucht das harte Wort nicht zu scheuen — Fälschungen damit negiren

*) Die neueste deutsche Bearbeiterin des Stoffs, Lady Blennerhassett, gibt in ihrem Buche: Talleyrand, Berlin 1894, S. 374, einen Auszug aus dem von T. berichteten Gespräch. Sie kennt nicht die Widersprüche zwischen dieser Ueberlieferung und den übrigen und geht daher, was ja auch gar nicht in der Art ihrer Darstellung liegt, auf die kritische Frage nicht ein. Sie stellt es so dar, als hätte T. dem (späteren) Kanzler Müller mündliche Mittheilungen gemacht! Sie meint übrigens, daß das, was er mittheile, „kein Empfinden für die Größe des Genies verrathe, das vor ihm aufleuchtete".

wollen, daß man fragte, welchen Grund er hätte haben sollen, in diesem Falle etwas zu erfinden. Als wenn ein Flunkerer und Lügner, wie T. war, eines Grundes zu seinem Thun bedürfte. Aber selbst dafür lassen sich Gründe leicht genug einsehen. Zunächst der, über ein bisher unbehandeltes weltgeschichtliches Thema — denn Goethe's Skizze ist ihm schwerlich bekannt geworden — als Erster etwas zu sagen. Sodann der, nach eigenem Ermessen die Größten der Erde reden zu lassen. Endlich der, sich in ein besonders helles Licht zu stellen. Denn mit der Behauptung, daß er dabei gewesen sei und sich dann durch Goethe die Richtigkeit des Gehörten habe bestätigen lassen, will er zugleich mit dem Gegenstande, den er als besonders wichtig erklärt, sich, dem Berichterstatter, eine hohe Bedeutung zuschreiben.

Die Erzählung Talleyrand's verweilt auch ausführlich bei einem zweiten Gespräche Napoleon's, dem mit Wieland.

Auch über Wieland enthält der Talleyrand'sche Bericht Unzutreffendes. Der Inhalt des zwischen Napoleon und W. geführten Gesprächs mag unerörtert bleiben; schon die Thatsache aber, daß Wieland in Erfurt am 1. oder 2. October gewesen — namentlich auch die Aufforderung an Goethe, Wieland nach Erfurt zu berufen —, ist falsch. Dies hat schon Suphan erwiesen G.J. XV, 27. Bedürfte es dafür noch eines Beweises, so findet man ihn in den von Gruber, Leben Wieland's IV, 207 ff. zusammengebrachten Stellen, außerdem in folgender bisher ungedruckter Notiz C. Bertuch's an Böttiger (1. December 1808):

„Vater Wieland ist sehr thätig an seinem Cicero, doch besucht er noch öfters gesellige Kreise. Hier erscheint er jetzt mit seinem russischen und französischen Orden, welche rothe Bänder ihm auf seiner schwarzen Kleidung das Ansehn eines Prälaten geben. Napoleon gefiel seine geistreiche Bonhommie. Das erste Mal hier auf dem Ball (6. Oct.) sprach er mit ihm über Tacitus,

über das Verhältniß der griechischen und römischen Republiken und über die Wohlthat, welche die christliche Religion über das Menschengeschlecht verbreitet habe. In Erfurt am (Zahl nicht zu lesen, gemeint ist der 10.) October, wo Wieland während des Dejeuners bei Napoleon war, war N. sehr zutraulich und sprach über seine häuslichen Verhältnisse mit ihm."

Ueber den eben erwähnten „großen Tag", den 6. October, und die folgenden Tage handeln die nachstehenden zwei Billete Voigt's, die, wenn sie auch für den Haupttheil dieses Capitels nichts Neues enthalten, hier ihren Platz finden mögen, weil sie kleine Beiträge zur Kenntniß einer merkwürdigen Zeit liefern.

6. October. Heute ist ein großer Tag in dem kleinen Weimar. Zwei Kaiser, vier Könige, deutsche, russische, französische Fürsten in großer Zahl, mit vielem Gefolge, kommen heute hier an, nach gehaltener großer Jagd, wird dinirt, alsdann Theater besucht, wo Talma den César (von Voltaire) spielen wird. Denn der Kaiser hat das französische Theater von Erfurt herüberkommen lassen. Hernach ist Ball und Souper. Die hohen Herrschaften bleiben des Nachts hier. Früh wird auf dem Napoleonsberge, wo am 14. October 1806 das große Bivouac war, dejeunirt und gejagd. Ein Tempel ist dort errichtet, mit Aufschrift (von Eichstadt)

Praesentes DIVos nVnC prIsCa ThVrIngIa IVnXIt
et noVVs attonItos IVnget aMor popVLos.

16. October. Nach der Jagd vom 6. October bin ich vor der Tafel den Großen und Ministers vorgestellt worden. Herr Graf Bose war sehr gütig; durch eine dazwischen kommende hohe Person wurde ich zunächst von Ihm getrennt. Der trouble im Saal war zu groß. Die Kaiser, Könige, Fürsten, Minister, Granden betäubten fast die Phantasie eines zu solchen glänzenden Cirkeln nicht angewohnten Menschen. Ich müßte sehr viel hierüber schreiben, wenn ich einzelne Züge auffassen wollte und könnte. Von den Resultaten der großen Konferenz weiß

man — nichts. Ich habe auch den Herzog, ja selbst seine hiesigen Begleiter noch nicht sprechen können.

20. October. Rückreisend hat der Kaiser Napoleon bei dem ältern Streiter quartiert . . Der Erbprinz begleitete den Kaiser und hat sich mit demselben außerordentlich gütig und merkwürdig unterredet. Kurz: Napoleon ist unser Heiliger. In Gotha hat man die Sr. Maj. bestimmten Ehrenbezeugungen zum Theil an den Prince Benevent verwandt, der dort, durchreisend, speiste. Der Kaiser fuhr um die Stadt herum.

Von diesen Festen gibt nähere Kunde ein von Goethe (oben S. 128) erwähntes „Prachtwerk". (Ich habe es aus der großherzoglichen Bibliothek in Weimar zur Einsicht erhalten.) Es ist ein Bändchen in Folio mit dem Titel (lateinisch) „Beschreibung der Feierlichkeiten welche bei Anwesenheit von Ihro Majestäten der Kaiser Alexander und Napoleon und mehrerer gekrönten Häupter in Weimar und Jena am 6ten und 7ten October 1808 von Sr. Durchlaucht dem Herzoge Carl August von Sachsen-Weimar veranstaltet wurden. Nebst einem Überblick Ihrer merkwürdigen Zusammenkunft in Erfurt. Mit 5 großen colorirten und schwarzen Kupfertafeln. Weimar. Im Verlage des H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs. 1809." (Darauf folgt auf einem besondern Blatte der französische Titel; auch der Text ist auf der einen Spalte deutsch, auf der andern französisch.)

Von dem Gespräche des Kaisers mit Goethe am 6. October wird gesprochen; auch sonst kommt Goethe's Name mehrfach vor. Einmal heißt es, bei der Erzählung der französischen Theatervorstellung in Weimar: „Es verdient wohl in den Annalen des teutschen Theaters aufgezeichnet zu werden, daß auf derselben Bühne, wo die Meisterwerke von Goethe und Schiller zuerst gegeben wurden, jetzt auch die ersten tragischen Künstler Frankreichs

auftraten, und uns in hoher Vollkommenheit die, in engere Schranken sich bewegende, französische Tragödie darstellten". Die wichtigste Stelle ist: „Napoleon unterhielt sich (auf dem Balle) sehr lebhaft mit vielen der Anwesenden. Dies Glück wurde auch den großen Dichtern Goethe und Wieland zu Theil. Mit beiden sprach der Held des Jahrhunderts sehr lange, und zu wiederholten Malen mit letzterem, und discutirte mit freier Genialität und tiefem Scharfblicke wichtige Gegenstände der alten und neuern Geschichte und Literatur, die sein umfassender Geist unter neuen großen Gesichtspunkten darstellte. Mit sichtbarem (!) Wohlwollen zeichnete der erhabene Monarch diese Coryphäen der teutschen Literatur aus und gab hierdurch den schmeichelhaftesten Beweis, daß ihm die Nation, deren Protector er ist, werth sey und er ihr eigentliches National-Band, ihre Literatur und Sprache, achte und würdige. — Ehe der Kaiser Napoleon sich um ein Uhr in seine Zimmer zurückzog, sprach er zuletzt noch mit großer Lebhaftigkeit den Geheimen Rath von Goethe". Zum Schluß wird gemeldet, daß am 12. October Wieland und Goethe den Orden der Ehrenlegion erhielten, und daß auf dem Ball des 14. October beide Dichter mit dem ihnen an demselben Tage verliehenen St. Annenorden erschienen.

Von dem künstlerischen Schmuck verdient das zweite Blatt eine besondere Hervorhebung. Dieses von Schwerdthgeburth gezeichnete und colorirte Blatt, das in hübscher Anordnung acht Porträts, in der Mitte die Bilder der beiden Kaiser, unten links und rechts die Carl Augusts und des Erbprinzen Carl Friedrich enthält, wäre werth, mit den Mitteln moderner Technik reproducirt zu werden.

Von unendlich größerer Wichtigkeit jedoch als die Weimarer Feste bleibt die Erfurter Zusammenkunft. Die Wirkungen der hier geführten amtlichen Verhandlungen lassen sich in den Ereignissen der folgenden Jahre spüren. Geistig bedeutsamer da-

gegen erscheint das Gespräch zwischen Goethe und Napoleon, das einzig würdige Zusammentreffen der beiden größten Männer jener Zeit. Gerade wegen dieser Bedeutsamkeit schien es angemessen, das wirklich geführte Gespräch nach authentischen Quellen darzustellen und von allen Fictionen zu befreien, die man ihm anzuhängen versucht hat.

Achtes Capitel.

Franzosenschwärmerei und deutsche Gesinnung

(bis 1815).

Es war eine gewitterschwüle Zeit. Frohe Festesstimmung wurde stets durch Kriegsbefürchtungen verdrängt; der Jubel, der gelegentlich ausbrechen wollte, wurde gedämpft oder unterdrückt durch die Noth.

Nicht von bestimmten Ereignissen soll in diesem Capitel erzählt werden. Vielmehr soll durch chronologisch aneinandergereihte Zeugnisse gezeigt werden, wie die politische Stimmung in Weimar sich gestaltete: wie allmählich aus dumpfer Antheillosigkeit und Furcht vor dem Herandringen einer fremden Macht sich die Begeisterung für den fremden Machthaber entwickelte, an der Furcht und Bewunderung vielleicht gleichen Antheil hatten, wie diese Begeisterung nur langsam schwand und auf das erschreckte Befremden Erstarkung des Vaterlandsgefühls und Haß gegen den feindlichen Usurpator folgte.

Wie billig, mag hier Goethe voranstehen, obwohl für ihn kein neues Material vorgebracht werden kann. Das Thema: Goethe und Napoleon ist mit der kritischen Erörterung ihrer Unterredung kaum gestreift, geschweige erschöpft.

Goethe, der sich gelegentlich einen Liberalen nannte, war doch in erster Linie Aristokrat. Aus dieser seiner Stimmung erklärt sich seine stets ausgesprochene Abneigung gegen jede Volksbewegung. Daher betrachtete er die französische Revolution

niemals wie manche Weimarer Heroen, z. B. Schiller und Wieland, als ein heilsames Weltereigniß und hatte nicht nöthig, wie jene, die zuerst erschollenen Jubeltöne zurückzunehmen und in Trauerklänge zu verwandeln.

Zu der Verachtung des Volks gesellte sich bei Goethe die Hochschätzung des Individuums. Der Grund seiner royalistischen Gesinnung war nicht so „simpel", wie er ihn darzustellen liebte, er bestand nämlich nicht darin, daß er, Goethe, bei einem Fürsten Schutz und Unterhalt gefunden, sondern er beruhte in seiner Verehrung der mächtigen Einzelpersönlichkeit, in der immer von ihm erkannten Nothwendigkeit, daß ein starker Herrscher über dem Ganzen stehe, Sicherheit und Frieden dem eignen Volk und der ganzen Welt gewähre. Mit dieser Verachtung der Masse und dieser Schätzung des Individuums vereinte sich bei Goethe als drittes sein tiefes Bedürfniß nach Ruhe. Diese Ruhe aber, zerstört durch die französische Revolution, konnte nur durch den Weltherrscher zurückgeführt werden, der freilich zuerst als Leiter dieser Masse die Ruhe am gewaltsamsten gestört hatte, nun aber als der einzige Retter ersehnt und gepriesen ward.

Einem solchen Erretter galt schon ein Heilsruf Goethe's in der Achilleïs 1799; auf ihn konnten Stellen in der Uebersetzung des „Mahomet" gedeutet werden, die bereits 1799 veröffentlicht wurden.

Diese Stimmung stärkte und hob sich nur in den folgenden Jahren. Napoleon, der Kaiser, erschien noch mehr als Napoleon, der erste Consul, Goethe als der Retter in der Noth und als der Mann des Jahrhunderts. Fournier hat in seiner schönen Ausführung dieses Gegenstandes besonders auf zwei Stellen des Jahres 1806 und der unmittelbar folgenden Zeit hingewiesen, welche deutlich zeigen, wie Goethe selbst in der schwersten Zeit den Haß gegen die Deutschland erobernde und in Deutschland hausende Macht abwehrte. Die beiden Stellen lauten: „Dieses Leben", sagte er im November 1806, kurz nach der Invasion der Franzosen, „führt uns nicht zur Absonderung und Trennung

von anderen Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; der ganze Gang unserer Cultur, der christlichen Religion selbst, führt uns dazu." Und später: „Den Nationalhaß werden Sie auf der untersten Stufe immer am stärksten und heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet. Diese war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Eine derartige Stimmung blieb im Allgemeinen auch in den folgenden Jahren bestehen. Allerdings entzog sich Goethe den Empfindungen der Zeit nicht ganz. Seine Betheiligung an einem „Deutschen Volksbuch", der Congreß deutscher Männer, der sich bei ihm versammeln sollte, und manche Bemerkungen in Briefen und Gesprächen sind Zeugnisse, daß er nicht taub war gegen die Stimmen, welche eine innere Wiedergeburt Deutschlands predigten. Eine solche innere Wiedergeburt jedoch schien ihm durchaus nicht nothwendig mit einem Kampfe auf Leben und Tod gegen Frankreich verbunden. Man konnte für das Deutschland, das mit Frankreich vereint war, Frieden und Freiheit ersehnen und gerade aus dieser friedlichen Verbindung mit dem Kaiserreich, das den Frieden bedeutete, die Gestaltung neuer Zustände ableiten. So konnte sich mit solchen deutschen Freiheitshoffnungen eine Verherrlichung Frankreichs, besonders aber eine persönliche Bewunderung für Napoleon wohl vereinen. Die letztere stieg nach dem früher geschilderten Gespräch mit Napoleon; sie fand ihren stärksten Ausdruck in einem der Karlsbader Gedichte, in dem es über Napoleon hieß:

> Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
> er übersieht's im hellsten Geisteslicht;
> das Kleinliche ist alles weggeronnen,
> nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
> Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
> daß sich daran die stolze Woge bricht,
> dann tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte,
> das feste Land in alle seine Rechte.

Diese Stelle war es, welche deutsche Patrioten fast irre an

Goethe machte. Einer seiner eifrigsten Bewunderer, Varnhagen, der diese Stanze, ebenso wie die anderen desselben Gedichts, „einzig schön" fand, schrieb damals:

„Ganz wehmüthig bin ich geworden wegen dieser traurigen Verblendung. Sollen wir junge Deutsche heute noch die harte Prüfung bestehn, unsre tiefste Gesinnung auch im Widerstreit mit unsren theuersten Meistern zu behaupten? Auf keinen Fall war es vaterländisch gehandelt von Goethe, daß er sein armes, in Kummer und Noth schwer ringendes Volk, die ernste Trauer seiner bessern Zeitgenossen, und die Schmach, die auch im besten Fall auf allen ruht, nicht schonte; seine Überzeugung, wenn sie einmal die seine ist, durfte er nicht jetzt, nicht so aussprechen."

Und als sich Deutschland nun zum Befreiungskampf erhob, wurde Goethe kein Patriot im landläufigen Sinne. Das Treiben der Jüngeren sah er ungünstig an, wenn er auch Einem oder dem Anderen seinen Reisesegen gab; jedes Auftreten gegen Napoleon betrachtete er, trotz des russischen Feldzugs, für unmöglich, oder prophezeite ihm unglückseligen Ausgang. Erst allmählich, fast widerwillig erkannte er die Thatsache an, die sich in so überraschender und für die Meisten völlig unerwarteter Weise vollzogen hatte. Er feierte den Sieg der Deutschen in einem Festspiel, „Des Epimenides Erwachen", in dem man, wohl nicht ganz mit Recht, die Zurücknahme seiner ehemaligen Gesinnungen, die offene Aussprache seiner Selbsttäuschung, die Widerlegung seiner Jahrzehnte lang gehegten Anschauungen hat sehen wollen. Andererseits ist freilich die Thatsache, daß Goethe 1814 gleichsam als Demonstration in Wiesbaden den Orden der Ehrenlegion trug (Biedermann, 10, S. 71) zu wenig bezeugt, um als Thatsache zu gelten. Aber wenn er sich auch wirklich etwa für den Schläfer hielt, der das glorreiche Erwachen des Vaterlandes verschlafen und nun, zum Bewußtsein erwacht, seines Irrthums sich schämte, so gehörte er keineswegs zu denen, die nun ihren deutschen Patriotismus aller Orten, selbst bei unpassenden Gelegenheiten, zeigten. Vielmehr geißelte er die „teutsche" Gesinnung

in manchem heftigen Vers. Zu seiner Idee der Weltliteratur gehörte auch die Schätzung fremden Verdienstes, die gemeinsame friedliche Arbeit aller Nationen. Seine von Jugend auf empfundene Liebe und Verehrung für die französische Literatur hinderte ihn an einer einseitigen Werthschätzung Deutschlands und einer Herabsetzung oder Herabwürdigung Frankreichs.

Gewiß dürfen nach Goethe nicht alle Weimaraner beurtheilt werden. Was bei ihm Resultat des Nachdenkens ward, war bei anderen dumpfes Empfinden. Doch bieten gerade die Aeußerungen dieses Empfindens ein ganz eigenartiges Interesse dar. Hören wir daher zunächst einige Aeußerungen vor dem Unglücksjahr 1806.

Der erste, der zum Worte kommt, ist der alte F. J. Bertuch, der Buchhändler. Bei ihm, dem rührigen Manne, der mit ungewöhnlicher Klugheit und Findigkeit die literarischen und politischen Bewegungen der Zeit verfolgte und aus ihnen Nutzen zu ziehen wußte, erschien seit 1798 (bis 1815 unter verschiedenen Titeln)*) das Journal „London und Paris", das meist nach ausländischen Quellen Carricaturen lieferte und zur Trachten-, Sitten- und politischen Geschichte der genannten Zeit höchst werthvolle, noch heute interessante Beiträge enthält.

Natürlich waren unter den Carricaturen auch manche, die

---

*) Den folgenden Titel entnehme ich dem Catalog 174 von K. W. Hiersemann in Leipzig: London und Paris. (Eine literarisch-politische Zeitschrift.) 12 Jahrgänge mit 282 farbigen und schwarzen Kupfertafeln, meistens Carricaturen aus Paris und London von J. Gillray und anderen berühmten Carricaturenzeichnern und 6 in den Text eingedruckten Bildern. Weimar und Rudolstadt 1798—1810. — Paris, Wien und London. Ein fortgehendes Panorama dieser drei Hauptstädte. I. Jahrgang. Mit 38 farbigen und schwarzen Kupfertafeln. Rudolstadt 1811. — Paris und Wien. II.—III. Jahrgang. Mit 34 farbigen und schwarzen Kupfertafeln. Rudolstadt 1812—13. — London, Paris und Wien. Mit farbigen und schwarzen Kupfertafeln. Rudolstadt 1815. — Im Ganzen 30 Bände. Vollständige Exemplare der ganzen Reihe werden in dem genannten Catalog als nahezu unfindbar bezeichnet. Einzelne Bände benutzte ich aus der Großh. Bibl. in Weimar.

sich auf die politischen Zustände jener Zeit bezogen. Betrachtet man nun den 12. Band als den letzten, der in Weimar erschien, und das erste Heft des 13., das wohl auch noch dort ausgegeben wurde (das zweite Heft kann erst gegen Ende August 1804 erschienen sein, da es eine Beschreibung der Gedächtnißfeier des 14. Juli enthält), so begegnet man den folgenden vier auf französische Verhältnisse bezüglichen Carricaturen: „Die Litterarische Gesellschaft; Ihr Künstler seht hier Eure Richter; Rückkehr der französischen Tonkünstler aus Rußland; Die Velociferes, oder die neuen französischen Schnellfuhren in Paris." Die erste ist die Verspottung einer berühmten Frau, Madame Constance, die Bewunderer und Gegner fand und im Kreise der verschiedenen Parteien vorgeführt wird. Die Rückkehr ist eine humoristische Darstellung eines behäbigen Mannes, der von einem Beutezug heimkommt. Die Velocifere ist überhaupt keine Carricatur, sondern eine ernst gemeinte Zeichnung von Kutschen, die eine schnellere Personenbeförderung innerhalb Frankreichs bewirken sollten. Dagegen war das zweite Bild allerdings geeignet, Anstoß zu erregen. Denn es schilderte die Knebelung der Presse in Frankreich, beklagte die „höchst unwürdigen Verdrehungen, die man sich beim Einrücken fremder Artikel gestattet", wies auf das gleich zu nennende Werk „Napoleon Bonaparte" hin und rühmte dieses „heilsame", allgemein verbreitete Buch.

Dasselbe Buch wurde gelegentlich einer anderen Carricatur, „Untergang der französischen Kanonierboote", warm empfohlen. In dieser Zeichnung wurde der angebliche Plan Talleyrand's, England durch eine Flotte zu überrumpeln, scharf verspottet und der klägliche Untergang dieser Angriffsflotte vorgeführt.

Das dem gleich zu erwähnenden Verbot der Zeitschrift unmittelbar vorangehende erste Heft des 13. Bandes jedoch enthält durchaus nichts, was gegen die französische Regierung gedeutet werden könnte. Ueberhaupt muß man sagen, daß die literarischen, sozialen und ökonomischen Zustände den Zeichnern zu ihren Carricaturen viel häufiger Veranlassung geben als die politischen,

und ferner, daß in dem Text trotz der leicht erkennbaren Vorliebe für England doch keine bittere Tendenz gegen Frankreich herrscht. Eine Gefahr für die öffentliche Wohlfahrt kann man also in diesen meist unschuldigen Blättern nicht finden. Es muß als eine gar zu starke Nachgiebigkeit gegen französische Forderungen oder auch nur gegen französische Empfindlichkeit bezeichnet werden, daß ein solches Blatt belästigt oder gar mit einem Verbot bedroht wurde.

Auf diese Zeitschrift bezieht sich nachfolgender Brief F. J. Bertuch's an Böttiger.

10. Juli 1804.

Nun hat sich aber indessen ein Ungewitter am hiesigen Hofhimmel über „London und Paris" zusammengezogen, wie Sie aus beiliegendem Stückchen Akta, die ich Ihnen im Vertrauen mittheile und davon Sie durchaus Niemandem etwas sagen dürfen, ersehen werden. Ich erhielt nämlich beiliegenden Extractum protocolli d. 12. Juni aus dem Conseil. Schrieb darauf das beiliegende Promemoria an Voigt und erhielt darauf die beiliegende Antwort.*) Ist es nun wirklich Furcht vor Napoleon oder Tick**) und Ingrimm gegen uns, der in diesem Bannstrahl — dazu nicht die geringste Veranlassung von außen her da war — ausbrach, das wage ich nicht zu entscheiden. Meine Partei ist indessen schon genommen und ich lege London und Paris gleich mit dem neuen Jahrgang nach Halle, in unsere dortige neue Handlung, um mich hier keinen weiteren Chikanen, Launen und Tücken auszusetzen. Daß ich dort sicher bin, versicherten mich Schmalz, Schütz und Madeweiß, die ich darüber sprach und bewiesen mir dies durch den neuesten Fall mit dem Buch Napoleon Bonaparte, dessen Verbot in den preußischen Staaten Talleyrand durch den Gesandten Luchesini verlangte.

---

*) Die erwähnten Actenstücke und Briefe liegen unserm Schreiben nicht bei. — In dem geh. Staatsarchiv in Berlin fand sich über die in unserm Briefe berührte Angelegenheit nichts Neues.

**) Bertuch schreibt Tieg; Grimm D. W. erklärt es aus dem franz. tic: Laune, Grille.

Der König aber ließ darauf antworten, dies Buch jetzt erst zu verbieten sei lächerlich und viel zu spät, Libelle, die bei guter Sache von selbst hinfielen, zu unterdrücken. Dies habe sich bei allen solchen Schmähschriften (dem „schwarzen Buch", dem „gepriesenen Preußen", die er mitschicken ließ), die selbst auf ihn in seinen Staaten erschienen wären, bewiesen. Er liebe und schätze Geistesfreiheit in seinen Staaten und folglich müsse er diese Zumuthung verbitten. Kurz: Luchesini bekam über seine Aengstlichkeit eine Art von Nase. Sie sehen daraus, daß ich London und Paris ganz sicher, ohne darüber in Berlin anzufragen, nach Halle verlegen kann. Indessen ist es doch sonderbar, daß vor etwa 3 Wochen ein Pariser Buchhändler Henrich ein ganz completes Exemplar von L. und P. verschrieb und beorderte, daß es schleunig durch die Post unter Adresse an den Minister Talleyrand abgeschickt werden solle, welcher es auch so erhalten hat.

29. Juli 1804.

„London und Paris" ist wirklich vom Herrn (sic) Napoleon verboten, vom preußischen Adler aber schon in Schutz genommen.

Während der Zeit, da diese Dinge spielten, war Bertuch's Sohn, der spätere, frühverstorbene, Kammerrath Carl B. in Paris. Von dort schrieb er leider keine Stimmungsberichte an Böttiger. Wohl aber äußerte er sich bald nach seiner Rückkehr über seine Pariser Eindrücke und sein Bericht, wenn er auch mancherlei thatsächlich Unbegründetes enthält, mag wegen der Ansichten, die er äußert, hier unverkürzt folgen.

C. Bertuch an Böttiger. Weim. 18/8. 1804.

Ich habe allerdings einen sehr thatenreichen politisch gewitterhaften Winter in Paris verlebt, wo ich aber oft auf das äußerste über die schlaffe Gemeinheit der Franzosen indignirt war. B. zeigte ihnen deutlich genug, vorzüglich den Parisern, daß er sie verachte und nur als Mittel zu seinen heroischen Zwecken gebrauchen wolle und doch ließen sie sich ganz willig

die Narrenkappe über die Ohren ziehen und freuen sich jetzt kindisch der goldnen und silbernen Glöckchen, die daran hängen. Bs. System ist auf Eigennutz gegründet, blos dadurch schafft er sich jetzt noch Partisanen, daher die ungeheuren Besoldungen der Staatsräthe (50 000 L.), der Senateurs (32 000 L.) und der Senatorien für die Herzenssöhne und der Legislateurs (16 000 L.) und der Tribuns (10 000 L.), die die Staatskassen erschöpfen, so daß dann, verbunden mit den Kosten des neuen Hofstaats und Nepotismus, freilich für öffentliche, gemeinnützige und wissenschaftliche Anstalten wenig bleibt. Doch diese scheint B. jetzt als Kaiser nicht mehr zu brauchen und fängt sie wacker an zu maltraitiren; so schickte er die Deputation des Nation.-Instituts (wo sich in einer geheimen Sitzung Opposition gegen die Kaiserwürde gezeigt hatte), als sie ihm in S. Cloud glückwünschen wollten, ganz brüsk ohne sie zu hören zurück und erst nach dreiwöchentlichem submissem Suppliciren gelang es dem Bureau der vereinigten vier Classen vorgelassen zu werden. Gleich darauf erfolgte ein veranlaßter Brief vom Arzt Pelletan, Mitglied der ersten Classe, an alle Collegen des Inst. nat., worin er anträgt, das Inst. nat. in ein kaiserliches Institut zu verwandeln und Bonaparte als Protector des Ganzen zu erklären. Der Entschluß des Inst. nat. hierauf ist noch immer verzögert worden.

Man glaubt, da B. ziemliche Aversion gegen die Pariser hat, so würde er sich nach festgegründetem Reiche nach Lyon zurückziehn, dort seine Residenz aufschlagen und Murat als Gouverneur das Strafgericht über Paris zu halten überlassen . . .

Napoleon Bonaparte (das Buch)*) machte in Paris ge-

*) Das Buch „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate" (Germanien, im Jahre 1804), von dem auch schon oben S. 154 die Rede war, machte damals ungeheures Aufsehen. Seinen Verfasser kannte man lange nicht. Am 24. März 1804 schrieb Joh. v. Müller an Böttiger (ungedruckt, Dresd. Bibl.): „Wer das Buch Napoleon Bonaparte geschrieben hat, weiß ich nicht. Der Muthmaßungen sind viele; statthaft ist keine; gegen jede sind mächtige Einwürfe". Jetzt gilt als Verfasser Schlabrendorf, als sein Mitarbeiter J. Fr. Reichardt; genauere Aufklärungen über das Buch sind von Fr. Tschirch zu erwarten.

waltig Aufsehn. Das erste Exemplar kam sogleich à son adresse — nämlich an Talleyrand, der es einem seiner deutschen Interpreten zum Auszug gab. Natürlich setzte dieser alles in Feuer und Flamme, die Polizei suchte bei allen vorzüglich deutschen Buchhändlern nach, fand aber kein Exemplar, darauf ergingen die Verhaftsbefehle in das Ausland. Man konnte selbst im Ministère des affaires étrangères nicht läugnen, daß das Buch gut geschrieben sei.

1. Nov. 1804.

Hufeland sagte mir, daß der letzte Brief, den Monsieur d'Asberg vom Kaiser Napoleon an den König nach Potsdam überbrachte, den Wunsch, der König möge doch den Kaisertitel annehmen, enthielt und Napoleon würde den König darin kräftigst unterstützen. Der König soll es aber auf eine Art abgelehnt haben, die seinem Charakter und seiner Festigkeit Ehre macht.*)

Auch der schon früher genannte Weyland geht auf Politisches ein, doch hält er sich specieller bei Weimarischem auf.

Weyland an B. Weimar, 24. Oct. 1805.

(Von seiner Reise ins Elsaß.) Sie können sich vorstellen, wie höchst interessant mein Aufenthalt in Straßburg in dieser wunderbar critischen Epoche gewesen ist. Die ganze französische Armee sah ich voll Muth und Feuer über den Rhein gehn, um das arme Teutschland zu verderben; ich sah mehrmalen Bonaparte, diesen furchtbaren Menschen, der mit dem größten Genie und unaussprechlichen Talenten eine Thätigkeit besitzt, von der wenige Beispiele vorhanden sind und einen Ehrgeiz, dem er bereit ist, Frankreich und Europa aufzuopfern. Er geht mit schauderhaften großen Planen schwanger und ist er in diesem unseligen Kriege nur nicht ganz unglücklich, so wird Teutschlands geographische und politische Verfassung eine ganz andere Gestalt bekommen.

---

*) Ob dies Gerücht irgendwie begründet ist, vermag ich nicht zu sagen. Die beiden Stellen bei Ranke, Hardenberg's Memoiren II, 85, 112 enthalten nichts davon.

21. Nov. 1805.

Über die jetzigen Zeitläufte sind Sie mit Recht unruhig, wer wäre es nicht? Die Welt ist aus den Angeln gegangen und wir müssen den Künstler erwarten, der sie wieder hineinhebt. Unsere Existenz, mein Bester, kommt vorerst, wie ich glaube, noch nicht dabei in Gefahr; die Angelegenheiten müßten sich zuvor sehr und noch weit mehr verwickeln. Aber ein Königreich im südlichen Teutschland werden wir ohne Zweifel bald entstehen sehn, das durch die abgerissenen Stücke von Oesterreich vergrößert werden und mächtig genug sein wird, um eine Mittelmacht gegen Oesterreich und besonders Preußen zu bilden, aber nicht mächtig genug, um sich unabhängig von Frankreich machen und den Schutz desselben entbehren zu können. Übrigens habe ich eine Wette eingegangen (jedoch nur mit meiner Frau und nur um einen Laubthaler), daß wir noch vor dem Schluß des Jahres Frieden bekommen. Bonaparte wird seine errungenen Lorbeeren nicht wieder aufs Spiel setzen wollen und einen billigen Frieden, der aber nur für Oesterreich schrecklich werden muß, wahrscheinlich nicht ausschlagen.

Hätten wir nur die unselige Theuerung nicht, so würden die Welthändel uns wenig beunruhigen, aber Sie haben keine Vorstellung, mein Bester, wie hoch hier Alles im Preise steht. Ein Scheffel Korn kostet schon jetzt wieder 1 Carolin und drüber, für 1 Weck Butter (dies sei für Ihre Frauenzimmer gesagt) muß man 6 gr. 6 pf., und 7 gr. bezahlen, neulich wurde sogar 8 gr. 6 pf. dafür gefordert. Ein Korb voll Kartoffeln kostet 1 rthl. und alles Übrige in gleichem Verhältniß. Wie soll ein Familienvater, der 9 Menschen zu nähren und zu kleiden hat, zurecht kommen? Manchmal möchte man wirklich allen Muth verlieren. Dabei hören die Durchmärsche von preußischen Truppen fast nicht auf und mehrere Regimenter werden im Lande und in unseren nächsten Dörfern Cantonnierungsquartiere auf unbestimmte Zeit beziehn. Eine schöne Aussicht!

Die Napoleonschwärmerei, die in manchen Weimarer Kreisen herrschte und auch in dem zuletzt mitgetheilten Brief zum Ausdruck kommt, erhielt vielleicht ihren stärksten Ausdruck durch Gerning (er wollte sich literarisch nicht von Gerning nennen, „da er von seiner Caroline den Adel cum privilegio de non usu erhalten habe") in seiner Ode Timoleon—Bonaparte. „Er hat", so schrieb Weyland, der Weimarer Redacteur des Merkur (vgl. Ztschr. f. vgl. Litgesch. N. F. XI), „drei Wochen in Jena zugebracht und dort hat ihn Freund Knebel versichert, daß Napoleon noch von keinem Teutschen auf diese Art wäre besungen worden und dies hat ihm Muth gemacht, sein schon 5 Jahre altes Gedicht, so sehr sich auch seitdem die Sachen und die Menschen verändert haben, der Welt nicht länger vorzuenthalten". Er wünschte das Gedicht in den Merkur eingerückt, W. überließ Böttiger die Entscheidung.*)

Es ehrt nun diesen, daß er trotz französischer Umgebung deutschen Sinn zeigte und daß er im Gegensatz zu seiner sonst oft bewiesenen schwächlichen Nachgiebigkeit den Muth zur Ablehnung des von Gerning angebotenen Gedichts bewährte. Als eine besonders entschiedene vaterländische antinapoleonische Aeußerung verdient die folgende Stelle eine Wiedergabe:

Böttiger an Gerning. 16. Februar 1805.

„Aber Ihre Ode ist mir ein Greuel. Nicht als Ode: wahrlich sie ist brav und Horazisch und Knebel hat Recht wenn er sagt: so ward Bonaparte noch nicht besungen. Aber mit welcher Stirn könnten wir diesem Usurpator, der nicht einmal zum offnen Blutgericht über Moreau Muth genug hatte, so sehr der Tiger nach Blut dürstete, im Merkur diß Denkmal heute noch stiften. Als Sie es dichteten war die Larve noch nicht gesunken. Aber jetzt! — Fluch über Thuiskons entartete Söhne, wenn wir den, der uns so höhnte, der die deutschen Fürsten und Fürstlinge

*) Die Ode scheint nicht gedruckt zu sein; die Briefe Gerning's an Knebel (Düntzer, Z. Lit. u. Gesch. Nürnberg 1858) enthalten darüber nichts; für G.'s politische Gesinnung vgl. das. II, 13 A. 3.

noch zuletzt in Mainz so äffte und unter die Füße trat, noch von unserm Saitenspiel Hymnen singen könnten. Nein Freund, eher wollte ich mich Glied für Glied zerhacken lassen, ehe ich mit gutem Willen solchen Hochverrath an meinem Vaterland beging. Und glauben Sie mir, so denken jetzt ohngefähr alle guten Köpfe und Schriftsteller Deutschlands. Uns födert dieß glatte Schlangenvolk, das so lieblich Farben schillert, nicht mehr. Aber schicken Sie mir ein anderes kleines Gedicht recht bald für den Mercur, ein Einigkeitszuruf an die zwei deutschen Adler, daß sie nicht vom gallischen Aaß=Geier gefressen werden, oder was Sie sonst die holde Muse zu dichten gebietet und es soll fröhlich und gern dem Götterboten auf die Flügel gebunden werden."

Bevor nun die meist franzosenfreundlichen Briefzeugnisse der Reihe nach mitgetheilt und, soweit nöthig, erläutert werden sollen, sei ein Wort von einer Weimarer Zeitschrift gesprochen, deren politischer Charakter ein viel ausgeprägterer war, als der oben (S. 152 fg.) besprochenen. Es ist J. D. Falk's bisher zu wenig beachtete Zeitschrift „Elysium und Tartarus". Der Schriftsteller selbst, der in seiner Jugend ein Possenreißer und in seinen späteren Jahren ein Stifter edel gedachter und segensreich wirkender Anstalten war, ist uns schon mehrfach begegnet (vgl. oben S. 104 und S. 120.*) Er war schriftstellerisch bisher hauptsächlich als Satiriker thätig gewesen, hatte aber als solcher, wenige Ausnahmen abgerechnet, das rein literarische Gebiet bevorzugt, nun trat er als politischer Schriftsteller auf.

Die Zeitung**) wollte zunächst durchaus keine rein politische

---

*) In einem ursprünglich beabsichtigten Capitel: Zwei friedliche Feste war ihm ein größerer Raum zugewiesen.

**) Ex. in der K. Bibl. Berlin. Gesammttitel fehlt. Der Titel des ersten Monatsheftes lautet: Elysium und der Tartarus (später bloß: E. u. T.) Zeitung für Poesie, Kunst und neuere Zeitgeschichte (Vignette) Januar 1806. Preis des Jahrganges 6 Thlr. Sächsisch. Weimar, auf der Herz. Weim. Post und in der Exp. der Ztg. — Leipzig, in der Kurf. Sächs. Zeitungsspedition. Ein Herausgebername ist weder auf den Um=

sein; Bestellungen und Zuschriften wurden nur „an die Expedition der Zeitung für Poesie und Kunst in Weimar" erbeten, so daß in dieser Adresse der auf die Politik hinweisende Titel fehlte. Auch in der Ankündigung wurde der Nachdruck viel mehr auf das Literarisch-Künstlerische als auf das Politische gelegt. Trotzdem wurde letzteres gleich von der ersten Nummer an stark berücksichtigt. In ihr wurde die Einnahme von Ulm berichtet, wurden die Deutschen gehöhnt, daß sie über Militärdisciplin so viel zu schreiben wüßten und sich von undisciplinirten Feinden so oft schlagen ließen. In Nr. 3 erscheint mit Hinblick auf Nelson die Frage: „Warum fehlt uns Deutschen Gemeingeist?" und in einem Artikel (Nr. 7) wurde die Frage: „Haben wir Deutsche Männer der Nation?" mit Hinweis auf das überall waltende Sonderinteresse verneint, nur Kotzebue ironisch als Mann der Nation

schlagtiteln jedes Monats, noch auf den einzelnen Nummern genannt, ebenso wenig unter den einzelnen Beiträgen ein ausgeschriebener Autorname. Dagegen ist auf der Ankündigung 20. Dec. 1805 J. D. Falk unterzeichnet. Die Zeitung erschien zwei Mal die Woche: die Mittwochsnummer wurde als Elysium, die Sonntagsnummer als Tartarus bezeichnet, häufig kommt es vor, daß eine Nummer E. u. T. überschrieben wurde. Die Nummern wurden durchgezählt und durchpaginirt; gelegentlich erscheinende Beilagen weder numerirt noch paginirt. Im Ganzen liegen mir 75 Nummern = 304 SS. vor, eine Nummer (28) hat ein vierseitiges Beiblatt, vier Quartseiten, die nicht paginirt sind. Jedes Monats-Heft hat einen bes. Titel- und Registerbogen. Vom October liegen mir nur zwei Nummern vor, vom 1. und 5., ohne Mittheilung über das Aufhören des Blattes. — In einer Notiz auf dem Febr.-Umschlag werden Wieland, Knebel, J. H. Voß, Meyer, Fernow, Gruber ausdrücklich als Mitarbeiter genannt; einzelne Beiträge der gesperrt Gedruckten auf dem März-Umschlag genannt. F. P. ist Peucer. — Zur Gesch. des Journals vgl. die Briefe Falk's an Knebel in: Aus Knebel's Nachlaß II, 464fg. (über Knebel's, Wieland's, Meyer's Beiträge). Auf den literarischen Inhalt der Falk'schen Zeitschrift soll hier nicht näher eingegangen werden. Einzelne Schiller- und Herder-Anekdoten, die vorkommen, sind, wie mir scheint, nicht allgemein bekannt. Mancher Artikel Fernow's, Peucer's, viele Gedichte Falk's, auch Einzelnes von J. H. Voß ist nicht ohne Interesse. Sonst sind in der Zeitschrift sehr viele Auszüge aus neuen literarischen Werken, noch mehr Recensionen und viele literarische Plänkeleien gegen Feinde, auch mancherlei Parodistisches gegen gute Freunde enthalten.

gepriesen. Wie große Männer, so werden gelegentlich eines Spotts auf das Wort „Großthaten“ auch große Thaten in Deutschland vermißt (Nr. 12). Von dem Kampf der Tiroler gegen Bayern wird mit Antheil gesprochen und bei Erwähnung eines vom Kaiser Franz gestifteten neuen Ordens für Bürgertugend (Nr. 16) werden die folgenden geradezu prophetischen Worte gebraucht: „Der Zeitpunkt ist da, wo weder die Stecknadel der Stiefletten, noch der Pedantismus der Wachtparaden den Staat von seinem Untergange retten kann. . . . Die Furcht vor dem Korporalstock ist dem Lorbeer nicht günstig; und das Regiment der Steigbügel muß aufhören, wenn der Reiter, mit seinem Pferd verwechselt, nicht zu diesem herabsinken soll. Es ist kein hohler Phantasietraum; nein, nein, ganz andre Beweggründe, wie diese, werden im 19. Jahrhundert die deutschen Armeen ins Feld führen.“ Die Klage über den ewigen Wechsel der Besitzverhältnisse führt zu dem ahnungsvollen Stoßseufzer: „Wer weiß, wie viel Mal wir noch im Laufe dieses Jahres unsere Landfarben werden ändern müssen“ (Nr. 17). Eine sehr ernste Mahnung wird (Nr. 19) nach Erzählung einiger Anekdoten über Napoleon den Fürsten zugerufen: „daß Muth, Tapferkeit und solcherlei von den Altvordern angeerbte Tugenden die einzigen Stifter der Dynastien sind, die unter kurzsichtigen, schwachen, verblendeten Nachfolgern zugleich mit dem Kleinod der Krone und der Freiheit der Völker, die der Stolz mit überliefertem, aber kraftlosem Scepter zu beherrschen sich anmaßt, unwiederbringlich zu Grunde gehen.“

In einer großen Anzahl von Nummern kommen Artikel unter dem Titel „Zeitgeschichte oder kleine europäische Gazetten“ vor. In einer solchen (Nr. 20) bemüht sich der Autor, anknüpfend an einen Brief des Johannes von Müller, das nationale Gefühl zu heben durch Hinweis auf Männer, die den Mantel nicht nach dem Winde drehen, sondern ihrer Ueberzeugung folgen. Er richtet eine Mahnung an die Preußen des Inhalts, daß Vieles bei ihnen anders werden müsse, beglückwünscht sie aber, daß sie jeden

Funken des Patriotismus in ihren Herzen anfachen. In einem Gespräch zwischen Nelson und Luther (Nr. 23) wird stark gegen die Welteroberer aufgetreten, die die Folgen ihrer irdischen Größe im Tartarus leiden. Mit großer Ironie wird auf die Thaten Napoleon's hingewiesen, mit noch größerer aber auf die Gutmüthigkeit der Deutschen, die, statt zu handeln, Fichte's Vorlesungen besuchen, „die nur die Kunst, selig zu leben, um ein Billiges eröffnet, oder die zu ihrer Beruhigung ein geistlich Lied singen". Wie manche Zeitgenossen bemüht sich auch der Herausgeber entweder Stellen alter Autoren, z. B. eine Schilderung des Augustus durch Tacitus, oder eine Anzahl von Stellen des Sueton anzuführen, um von ihnen aus Parallelen auf die Zustände der Gegenwart zu ziehen. Diese anmerkungslosen Auszüge zeigen deutlich seine Tendenz, z. B. die schon erwähnte Schilderung des Augustus bei Tacitus, wie er alle Macht auf sich vereint, die Widerspenstigen knebelt, mit Güte, List und Gewalt auch die lautesten Schreier seiner Herrschaft gefügig macht.

Neben solchen Uebersetzungen aus alten Schriftstellern, unter denen auch Herodot vorkommt, finden sich Auszüge aus modernen Schriften, z. B. Arndt's „Geist der Zeit", die mit folgenden Worten charakterisirt wird: „Ein Buch, wie es wenige gibt, ernst, deutsch, gemüthlich, stark, freimüthig gegen Alle und doch für keine Partei". Diesen Standpunkt, nämlich den, keiner Partei anzugehören, möchte der Herausgeber auch für sich wahren. Er wiederholt, daß er nur das wünsche, was deutsch und recht ist. Aber gerade dieser nationale Standpunkt, den er für den allgemeinen hielt, war der der Freiheitspartei. Nur ein auf solchem Standpunkt Stehender konnte von Deutschlands Auferstehungsstunde sprechen (Nr. 32), die schlagen müsse und in der auch die verlorenen Theile Deutschlands wieder dem alten Vaterlande angehören würden.

Um die speciell in Weimar herrschende Stimmung zu kennzeichnen, wird folgende Inschrift fingirt, die angeblich schwäbische

Tüncher beim Bauen des neuen Herzoglichen Schlosses hinterlassen haben.

> Glaube, Liebe, Treu und Recht,
> Die Vier haben sich schlafen gelegt.
> Und wenn sie wieder auferstehn,
> Dann wird's auch wieder besser gehn.

In dem Fragment eines ungedruckten größeren Gedichtes „An Deutschland" werden die Anstrengungen einzelner Deutschen verschiedener Zeiten gegen Frankreich gepriesen, die Unmöglichkeit dargethan, daß Deutschland durch Frankreich beherrscht werden könnte, und als Hoffnung der Patrioten ausgesprochen: „Nein, nein, es ist kein träumerisches Wähnen, Deutschland muß frei sein". In dem Traume eines politischen Geistersehers heißt es nach dem Lobe der edlen Ansbacher und der hochgesinnten Tiroler: „So reißt Ihr die tausendjährigen Eichen aus ihrem uralten vaterländischen angestammten Boden, nehmt Ihr dem Königlichen Stamm mit seinen Säften zugleich den Einfluß eines erquickenden goldenen Gestirns, unter dem er aufwuchs, und zu dem eine ewige Sehnsucht ihn immer wieder zurückzieht, so sollt Ihr auch nicht rechten mit dem Schicksal, und Euch kindisch dagegen bäumen und ausschlagen, wenn über lang oder kurz die Winde mit den uralten Wipfeln der Waldriesen spielen und darüber hinfahren, bis seine Stätte nicht mehr gefunden wird."

Nicht Alles, was in Frankreich geschieht, wird unterschiedslos getadelt. Vielmehr wird in zwei großen, zwei Nummern völlig umfassenden Artikeln (Nr. 63 u. 64) die Art, wie bei den französischen Soldaten das Ehrgefühl gestärkt wird, deutscher Art gegenüber rühmend hervorgehoben. Aber wegen solcher Anerkennung darf man den Verfasser keinen Franzosenfreund nennen. Vielmehr wird sehr muthig (Nr. 65) in einem Artikel „Ein Wort an meine nordisch-deutschen Mitbürger" ein Aufruf mitgetheilt zur Vereinigung aller Guten mit dem Hinweis auf die Worte, die Goethe's „Egmont" unmittelbar vor seiner Hinrichtung spricht. Ein bekanntes Sprichwort wird variirt in dem Aufsatz: „Wer das

Schwert nimmt, der soll durch das Wort umkommen", und dieser Satz gedeutet durch folgende Worte: „durch das ernste, bedachte, heilige, zweck- und gluthvolle Wort des deutschen Patrioten". Und gerade auf Preußen und seine Verbündeten wird die Hoffnung gesetzt. (Vergleiche das Gedicht: „Der nordische Bund an Friedrich Wilhelm III." Nr. 70). Ihnen und allen deutschen wird als erste und heiligste Pflicht bezeichnet: Sich nicht erobern zu lassen.

Die beiden letzten Nummern des von mir benutzten Exemplars (Nr. 74. 75, 1. 5. October) sind wichtig genug, um besonders besprochen zu werden. Jene beginnt mit einem Gedicht Falks: „Empfindungen bei der Nachricht von Palms Tode", wo der Dichter sich frei und glücklich in den Thüringer Bergen preist und den Gemordeten als einen Helden feiert, der in seinem Bewußtsein und im Gedächtniß der Nachwelt groß dastehe: „Nur todt ist, wem todt ist für Freiheit das Herz". Die letzte Nummer aber, die z. B. einen satirischen Artikel über Protecteur, eine kurze Verherrlichung des patriotischen Dresdner Hofpredigers Reinhardt enthält, schließt den für die größeren Aufsätze reservirten Theil mit folgendem Gedicht:

Deutschlands Auferstehung.

Wenn einst deine Rächer von Gebirgen
Niederstürmen ins entdeutschte Thal
Zu Posaunen Todesengel würgen,
Schrecklicher Vernichtungen Signal.

Paderborn, du lehrtest „Varus" rufen
Einst den Römerherrscher, Paderborn:
„Varus, Varus" scholl's an Marmorstufen:
Schrecklich ist der Trank von Gottes Zorn.

Frankreich, zittre den Posaunentönen,
Frankreich, fürchte den Vergeltungstag:
Deutsches Blut wird deutschen Ruhm versöhnen,
Deutsches Blut wird rächen Deutschlands Schmach.*)

---

*) Ich vermag bei dem Mangel an Material nicht zu sagen, ob nach der Nummer vom 5. October, mit welcher das Berliner Exemplar

Die Falk'sche Zeitschrift beweist, daß bei manchen Weimaranern und denen, die ihnen nahestanden, ein reges politisches Interesse entwickelt war; die folgenden Ereignisse fanden daher einen vorbereiteten Boden. Wie nun diese sich gestalteten, theilweise auch, wie sie aufgenommen wurden, ist für das Jahr 1806 und die denkwürdigen Octobertage 1808 schon oben gezeigt; auf diese soll daher nicht zurückgegriffen werden. Wohl aber müssen, um den innern Zusammenhang zu wahren, einige Stellen auch aus den früheren Jahren mitgetheilt werden. Zugleich seien wenige Worte über die Gesinnung eines Einzelnen, des schon oft erwähnten Geh. Raths v. Voigt, gestattet, die zugleich typisch ist für die mancher Anderen.

Gleich die erste Aeußerung (vom 4. December 1806 unten S. 168) zeigt einen Napoleon-Taumel, der in Erstaunen setzt.

Man fragt bei der Lectüre solcher Stellen verwundert, ob sie die wirkliche Ansicht des Schreibers ausdrücken. An ihrer

---

schließt, noch fernere erschienen sind. (Das Exemplar der großh. Bibl. in Weimar schließt schon mit der Nummer vom 21. September.) Nach der Erscheinungsweise wären am 8. und 12. Nummern fällig gewesen. Daß am 15., dem Tage nach der Schlacht bei Auerstädt, keine Nummer ausgegeben wurde, dürfte natürlich sein. Nun gibt es in den Briefen Goethe's, Weimarer Ausgabe, Bd. 13, S. 435 ein Billet an Voigt vom 13. October, das in das Jahr 1807 gesetzt wird, und folgendermaßen lautet: „E. E. ersuche in so vielen Übeln, daß Falken verboten werde, sein Elysium und Tartarus fortzusetzen, bey Strafe gleich eingesteckt zu werden. Die Übel sind zu groß, so ein Narr kann sie noch vermehren. Nichts von Vergangenem. G.". Der Brief Goethe's, zuerst mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt, Grenzboten 1871, II, S. 201 (aus den Kriegsacten des Weimarer St. A.) wird ins Jahr 1807 gesetzt, wegen eines das. Anm. mitgetheilten Erlasses Voigt's: Dem Rath Falk wird hierdurch (vielleicht zum Ueberfluß, da derselbe gewiß nicht so unvorsichtig sein dürfte) die Verordnung gegeben, sein Journal nicht fortzusetzen. Außerdem wird die Vertretung auf seine eigene Persönlichkeit ganz allein zurückfallen und diese Verordnung zur diesseitigen Legitimation gereichen.

Sign. Weimar, den 13. October 1807.

Meine Vermuthung, daß Brief und Verordnung ins Jahr 1806 gehören, wird durch eine Mittheilung Burkhardt's bestätigt. (Statt 13. muß es wahrscheinlich 17. October heißen.)

Aufrichtigkeit aber kann kein Zweifel sein, wenn man freilich auch einzelne übertriebene Aeußerungen auf Conto der Furcht rechnen könnte, nämlich der vor Brieföffnung, die damals oft genug verhängnißvolle Folgen hatte. Aber hätte diese Furcht die Ansichten und deren Ausdruck überhaupt bestimmt, dann müßte man doch in den zahlreichen Schriftstücken, die nicht durch die Post, sondern durch sichere Gelegenheit befördert wurden, eine Correctur dieser Anschauungen, die Aeußerung entgegengesetzter Stimmungen und Ansichten erhalten. Dies ist jedoch nicht der Fall. Inhalt und Ton bleiben in den Briefen von 1806 bis 1813, d. h. in der Zeit von der Niederwerfung Deutschlands bis zu seiner Befreiung, die gleichen.

Um derartige Stimmungen und deren Ausdruck zu begreifen, muß man sich vier Momente vergegenwärtigen: die kleinstaatliche Ohnmacht, die Bewunderung für Napoleon, die Abneigung gegen Preußen und die Sehnsucht nach Ruhe. Die erstere begrüßte mit Freude jedes einheitliche Zusammenschließen, das aus der Misere des kleinlichen Einzeldaseins zu befreien suchte, wo Eines das Andere hinderte und beschränkte. Das Anstaunen des gewaltigen Mannes ließ es zu einer critischen Beurtheilung seines Verfahrens, zur Bildung eines nationalen Standpunkts, einer deutschen Gesinnung nicht kommen. Die Abneigung gegen den mächtigen Nachbarstaat Preußen, dessen Uebermacht man gelegentlich hatte empfinden müssen, ließ, wenn sie nicht geradezu Schadenfreude erregte, höchstens ein Gefühl des Mitleids für die unerschwinglichen Lasten, unter denen dieser Staat seufzte, zu, gestattete aber kein Mitempfinden an seinem Heroismus im Ertragen der Leiden und noch weniger ein wirkliches Verständniß für seine kühnen und weitsichtigen Anstrengungen zur Wiedergeburt und Selbstbefreiung. Denn alle solche Pläne mußten nur geeignet erscheinen, das Mißvergnügen des Weltenherrschers zu erwecken, ihn zu Repressalien zu veranlassen und durch die nach solchen Handlungen unausbleiblichen Folgen den schwerlastenden Kriegs- und Occupationszustand ins Endlose zu ver-

längern. Frieden aber war die einzige Sehnsucht der tiefseufzenden Menschen; um ihn zu erringen, waren sie bereit auch das Erniedrigendste zu ertragen.

Ganz unvermittelt vollzieht sich dann seit 1813 bei Vielen, speciell auch bei Voigt, die innerliche Umwandlung. Erst wollte Voigt an die Leipziger Siege nicht glauben oder betrachtete sie, nachdem er von ihrer Wirklichkeit überzeugt war, mehr als eine Episode, denn als eine völlige Wandlung. Noch damals waren ihm die Freiheitsapostel thörichte Schreier, die dem Rheinbund, auch nach dem Unglück treugebliebenen Fürsten bewunderswerthe Heroen. In seinen Reminiscenzen gedachte er des siebenjährigen Krieges und erachtete dessen Wirkungen für Deutschland heilsamer und bedeutender als die des Befreiungskrieges. Wenig später (der Brief vom 9. December 1813 ist Hauptzeuge dafür) war ein Umschwung eingetreten. Nun galt die Befreiung als das einzig erstrebenswerthe Ziel, für das kein Opfer zu groß sei. Diesem Ziele zu Liebe opferte er, vielleicht schweren Herzens, frühere Ideale, die Neigung zu dem Weltherrscher und die Vorliebe für die früheren Verbündeten. Der Schmerz um die ungeheuren Leistungen wollte und konnte freilich nicht sobald verstummen und die Abneigung gegen Preußen als gegen den Usurpator oder zum mindesten einen unsympathischen Nachbar machte sich gelegentlich Luft — jedenfalls begann Voigt, sich als Deutschen zu fühlen und auf sein geeintes Volk mit Interesse, schließlich mit Bewunderung zu blicken.

Der Umschwung ging dann bald zu weit. Nicht nur, daß Voigt den Kaiser, den er bisher so gepriesen hatte, und dessen würdige Nennung er auch bei seinem Unglück verlangte, als Bären, ihn nebst den Franzosen als „Schergen der Welt" bezeichnete, daß er Paris „das große Babel" geradezu eine „Sündenstadt" nannte, er wollte auch im übertriebenen Teutonismus sich keines französischen Wortes mehr bedienen.

Es wäre nicht undenkbar, daß in dieser neuen preußischen Periode, wenn auch im Allgemeinen keine größere ungerechte

Bedrückung Weimars stattfand, einzelne Lasten dem Herzogthum aufgelegt wurden, um die vielleicht bekannte französische oder französenfreundliche Gesinnung Einzelner zu strafen. Und hier könnte möglicherweise Böttiger, dessen journalistische Hülfe von den Weimaranern zu so Manchem in Anspruch genommen wurde, leicht seinen befreundeten Auftraggebern einen schlechten Dienst geleistet haben. Vielleicht bezieht sich darauf eine Aeußerung Voigt's in einem Briefe vom 10. Februar 1814. Er spricht darin von der Wiederkehr des russischen Ministers Repnin nach Weimar und hofft, ihn in einer nicht hierher gehörigen Angelegenheit zu sprechen. Dann fährt er fort: „Denn wenn auch Alles umsonst ist, so darf man doch keine Mühe scheuen, um solch einem Minister seinen Zustand zu expliciren. Denn man hat zum Theil ganz andere Meinungen von unserer Gesinnung und Verfassung".

Und nun mögen die Briefe folgen.

Voigt an Böttiger. 4. December 1806.

Da der Einzigste (nicht der Einzige, wie Sie sagen) am 25. unerwartet verreisete, so hat mein gnäd. Herr so wenig als Ihr theuerster Churfürst zur Zeit den Zweck der Reise erreichen können.

Joh. Müller hat mehrmals Audienz gehabt und ist huldvoll aufgenommen worden. Das arme Jena hat auch von neuem wieder viel Gnade gefunden, deren Wirkung in der Folge vielleicht bedeutend sein kann. Der große Kaiser wird Jena nie anders als mit Vergnügen aussprechen können. Denn keiner seiner Siege, selbst der bei Marengo nicht, hat solche Folgen gehabt, als der recht classische bei Jena.

Die folgenden Mittheilungen finden, obgleich sie nicht aus Weimar kommen, sondern nach Weimar gerichtet sind, mit Recht hier ihre Stelle. Denn der Briefschreiber, Rühle von Lilienstern (1780—1847), war damals, in Dresden lebend, militärischer Erzieher des Prinzen Bernhard, des zweiten Sohnes von

Karl August. Füllte er auch (vgl. A. D. B. XXIX, 612) diesen Posten „wenig genügend aus, weil ihm die Fähigkeit abging, auf die Entwicklung seines Zöglings in folgerechter und durchdachter Weise einzuwirken", so trat er doch dadurch mit Weimar in engere Beziehung.*) Auch sind seine, des Freundes von H. v. Kleist, Mittheilungen wegen ihres literarischen Inhalts, auch wegen der Erwähnung Müffling's bemerkenswerth, des Mannes, der gerade für jene Weimarer Uebergangszeit von besonderer Bedeutung werden sollte.

Rühle v. Lilienstern an Bertuch.

Dresden, 17. September 1807.

... Die Sorge, ein neues Quartier zu finden, da wir den Militärgesetzen zufolge und auch meinen Wünschen gemäß in der Altstadt wohnen sollen, die neue Einrichtung überhaupt, die Ankunft meiner beiden Freunde Kleist und Pfuel und die Noth-

---

*) In einem der wenigen im großh. sächs. Haupt- u. Staatsarchiv zu Weimar erhaltenen Stücke der Corr. zwischen Karl August und Müffling (vgl. unten), in dem Briefe Karl August's 20. September 1807 heißt es: „Hier, lieber Freund, ist das willfährige Königl. Antwortschreiben, das ich Rühlen zu übergeben bitte; wenn er Abschrift davon genomen hat, so erbitte ich mir diese od. das Original zurück. Es freut mich außerordentl., daß diese Sache in Richtigkeit ist, u. bitte dieses R. zu sagen, wie auch die Versicherung bey zu fügen, daß ich mir die beste Hofnung von unsern künftigen Verhältnißen machte: ich hoffe, Hr. v. Rühl wird mir beständig seyn Zutrauen erhalten und mir Gelegenheit geben, ihm meine Freundschaft bezeigen zu können; ich wünsche nun ein Blatt von ihm zu haben, auf welchem er seine Bedingungen selbst schriebe, damit ich darnach ausfertigen könnte lassen. Sie bestanden, dünckt mir, daß er förml. in meine Dienste träte, Major u. Cammerherrn Charakter nähme (dieses letztere giebt ihm besondere Vorrechte in Dresden u. weit mehr wie der Major), acht hundert Reichsthaler sächsisch lebenslängl., ja selbst als Pension, wenn er nach 10 Jahren außer Dienste träte, Gänzl. freye Station so lange er bey Bernhardten ist, die aber weg fällt, so balde er diesen verläst. Daß er jetzt gleich einen Vorschuß von 400 rth. nehme, den er sich nach seiner Bequemlichkeit in 4 Jahren abziehn lassen will, = 100 rth. jährl. Sein Dienst und Besoldung fingen vom 1. Sept. a. c. an. Wann ihn dieses gefällig ist, so schreibt er mir dieses wie schon oben gesagt oder sonsten seine Bemundungen. (sic.)"

wendigkeit, in der ich mich befinde, mich mit ungewöhnlichem Eifer auf die französische Sprache zu werfen, absorbiren meine Zeit so, daß sie auf den Flügeln des Sturmwindes unaufhaltsam davoneilt . . .

Nachrichten aus Memel zufolge ist der Brief wegen meines Abschieds dort angelangt,*) und ich erwarte die Dinge, welche da kommen sollen. Der Herzog hat mir den Majorscharakter zugestanden. Mein Buch**) ist in Memel im ganzen gut aufgenommen worden. Der König selbst hat es gelesen. — Man sagt, der russische Kaiser habe sich, wegen einiger Auftritte, die er mit dem Senat und dem Adel gehabt, nach Wilna zur Armee begeben. —

Noch habe ich die „Zeiten" von Voß***) nicht gelesen. Übrigens lasse ich mich durchaus auf keinen Federkrieg ein.

Dresden, 12. November 1807.

Mir geht es in meinen jetzigen Verhältnissen noch immer ganz leidlich oder eigentlich ganz wohl. Der Herzog bezeugt mir seine Zufriedenheit mit meinen Anordnungen, der Prinz ist gelenkiger und lenksamer als ich erwarten durfte. Der Herzog hat gegen Müffling die Besorgniß geäußert, ob auch wohl Adam Müller, der den außermilitärischen Unterricht bei dem Prinzen übernommen hat, ihn nicht zur katholischen Religion herüberziehn dürfte. Woher mag ihm wohl diese seltsame Besorgniß eingeflößt sein? Der Lieutenant Pfuel ficht täglich mit dem Prinzen und dieser macht augenscheinliche Fortschritte, so daß ich hoffe, daß in Jahr und Tag sich die Zeichen davon in seinem äußern Sein nicht unvortheilhaft an den Tag legen sollen.

*) Der Abschied war am 3. September 1807 ertheilt worden.

**) Gemeint ist: Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge . . . 1806 . . . (langer Titel), der R. v. L. in vielfache literarische Schwierigkeiten verwickelte.

***) Eine Zeitschrift von C. B. Voß (seit 1808 Prof. in Halle) u. d. T.: Die Zeiten oder Archiv für die neueste Staatengeschichte und Politik. Sechs Jahrgänge. Weimar 1805—10.

Dresden, 28. Januar 1808.

... Müffling irrt, wenn er meint, daß ich die Absicht gehabt habe, mit meiner Charte*) darthun zu wollen, die Herrschaft der Welt müsse von Frankreich ausgehn. Meine Ansicht war: Wenn sich erst alles ins Gleichgewicht gesetzt haben wird, kann eine dauernde Herrschaft nur vom Mittelpunkte ausgehn; Europa liegt in der Mitte der bewohnten Erde, Deutschland in der Mitte von Europa, folglich ꝛc. Von dieser politischen Anwendung und Beziehung ist indessen vor jetzt keineswegs die Rede...

Ihren Rath wegen des Phöbus**) werden meine Freunde befolgen. Wenn Sie Goethen zu Beiträgen irgend einer Art vermögen können, erzeigen Sie uns eine große Gefälligkeit. Es kann ihm ja nicht an alten Arbeiten fehlen, z. B. Fragmente aus der Achilleis u. dergl.

*) Die Karte befindet sich in dem merkwürdigen Buche: Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tages (vollendet Juli 1808) von R. v. L. Dresden und Leipzig 1808. Sie muß verschiedentlich Aufsehen erregt haben Denn die zweite Auflage des Werkes (das. 1811) enthielt als Beigabe: „Der Wechsel der politischen Gränzen und Verhältnisse von Europa während der zwei letzten Jahrzehnte, auf neun illuminirten Tecturen, zur Weltcharte in den Hieroglyphen dargestellt, und mit einigen Ideen über das Studium der neuesten Geographie begleitet. Von R. v. L." — Die nähere Beziehung des Schriftstellers zu Bertuch ergibt sich noch daraus, daß die bei Cotta in Tübingen erscheinende Zeitschrift „Pallas" auf dem Titel die Angabe enthielt: „Weimar. In Commission beim Landes-Industrie-Comptoir"

**) Die besonders durch Kleist bekannt gewordene Zeitschrift „Phöbus. Ein Journal für Kunst", die von 1808 in Dresden erschien. Goethe hatte schon vorher 11. Januar 1808 sich nicht abgeneigt erklärt, Beiträge zu liefern (vgl. G. J. II, 411). Dort ist auch der letzte Absatz unseres Briefes gedruckt, den ich aber an dieser Stelle nicht missen wollte. Der erste Gesang der „Achilleis", das Einzige, was Goethe von diesem Werke veröffentlichte, erschien im 10. Bande der Werke (1808). Auf eine der wenigen bemerkenswerthen zeitgenössischen Würdigungen des Werkes von Therese Huber, G. J. 18, 125 darf ich wohl auch an dieser Stelle hinweisen.

Voigt. 25. August 1808.

Doch was kümmert uns die politische Welt! Wir halten uns in der literarischen auf, die dem nördlichen Deutschland vorzüglich angewiesen ist. Herr v. Wolzogen, der mir aus Wiesbaden und Schwalbach schreibt, will versichern, daß in jenen Gegenden ein ordentlicher Abschnitt in der literarischen Existenz vorwalte. Die leichte und angenehme Art zu leben macht das mühsame Studiren unnöthig, man beneidet uns nicht darum und schiebt unsere Pedanterie auf die Reformation. Ich will wol glauben, daß Luther nicht hätte am Rhein geboren sein dürfen.

Um noch ein politisches Wort zu sagen, darf ich Ihnen bekennen, daß ich an den Ausbruch eines Krieges in Deutschland nicht glaube. Der große Kaiser sagt blos: Si vis pacem para bellum und daran glaube ich steif und fest. Die Zeitungsschreiber verlieren sehr oft das judicium. Hat doch die Nationalzeitung*) jetzt eine Jeremiade über Jena, die bei aller Gutmüthigkeit, womit eine Collecte eröffnet wird, für die Akademie doch gar nicht erwünscht publicirt wird, zumal alles darin höchst übertrieben lautet.

Weimar, 16. Juli 1809.

Gestern gab es einen pompösen Tag. Seine Westphälische Majestät zogen mit Ihren schönen Garden ein und brachten einen Tag hier zu, wobei ich zweimal die Ehre hatte, Sr. Maj. sehr nahe zu sein. Die Complaisance des Königs war ganz ausgezeichnet und wir haben große Ursache hier zufrieden zu sein, da die etwas lüsternen Holländer weiter haben marschiren müssen, um unsere Örter zu schonen. Ich muß sagen, daß das doch ein königliches Comitat hieß und daß es etwas heißt, einen Kaiserlichen Bruder zu haben, der mit Königreichen ausstatten kann. Der König Jerome sieht seinem großen Bruder

*) Die von Rud. Zach. Becker in Gotha seit 1796 herausgegebene „Nationalzeitung der Deutschen“.

sehr gleich, wiewohl er schmächtiger und nicht von dem kraftvollen Ansehen ist. Das kann aber auch nur Einer sein. . . . Gestern war der König in Jena und übernachtete dort. Der Herzog war ihm dahin entgegengefahren. . . .

29. Juli 1810.

Das freundliche Andenken, welches EW. dem Staatsrath Hufeland schenken, konnte ich, als ich Ihren Brief vom 25. Juli gestern erhielt, sogleich selbst bezeugen, weil Hufeland eben bei mir zum Mittag war. Am 23. erfuhr er den Tod seiner Königin in Frankfurt; er war so betroffen, daß er zwei Tage kein Wort geredet hat, wie mir sein Begleiter D. Osann versicherte. Von dem politischen Tode seines geliebten Königs Louis her, reiste er der Nachricht des physischen Todes Seiner großen Beschützerin und Wohlthäterin entgegen. Man sieht ihm die Folgen seiner Leiden (seit October 1806) sehr an. Er war 4 Tage in Amsterdam und 10 in Harlem in einem Hause mit dem König, von dem er nicht Gutes genug zu sagen weiß. Die Abreise des Königs, welchem er Töplitz vorgeschlagen hatte, geschah in der Nacht ein Uhr ganz still und geheim. Um 11 Uhr hatte Hufeland noch mit ihm gesprochen. Er hat natürlich allerlei Merkwürdiges über diese plötzliche Wendung in Holland erzählen können. Er bleibt 8—10 Tage hier, um sich zu erholen.

Wir fahren fort, die wundersamsten Dinge zu erleben und was steht nicht alles noch vor. Man muß des Erlebens endlich müde werden. . . .

Die Gegenwart des Königlichen Mannes in Töplitz wird dem Herzog manche interessante Unterhaltung verschaffen. Es ist doch eine große Resignation eine Königswürde! aufzugeben. Das heißt Character.

Was Hufeland von Pultusk, Eylau, Tilsit her zu erzählen weiß! Die künftigen Geschichtschreiber werden vielen Stoff haben. Indessen ist Massenbach's 4. Theil in der Jenaischen Papiermühle zerstampft worden. Er bat selbst dringend darum

und jeder dritte wurde vom König entschädigt, auch das Manuscript ausgeliefert . . .

EW. haben mich das Vaterländische Museum erst kennen gelehrt. Ich sehe das für sehr gegründet an, was von dem Herzog gesagt ist. Wegen meiner selbst erschrecke ich immer, wenn ich meinen Namen gedruckt finde, denn immer steht etwas dabei, was mich beschämt und ich rechne es, nach meiner Empfindung, zu meinem Lebensglück, meinen Namen wenig gedruckt zu finden.

Gar Manches in diesem Briefe bedarf der Erklärung. Am kürzesten darf über den Tod der herrlichen Königin Luise (19. Juli 1810) hinweggegangen werden, um so mehr, als ich auf meine eigenen Bemerkungen (Berlins geistiges Leben, Bd. II, S. 302 fg.) verweisen kann.

Der „königliche Mann", von dem in dem Briefe mehrfach gesprochen wird, ist der ehemalige König von Holland Louis Bonaparte (1806—1810), der Bruder Napoleon's. Er hatte (vgl. Suphan im G. J. 15, S. 17—19, 111—116) im Jahre 1810 seiner königlichen Würde entsagt, um, wie Goethe sagte „sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten im Privatstande weiter ungehindert zu entwickeln". Goethe schätzte ihn sehr und schrieb damals (wenige Wochen nach unserm Briefe 30. August 1810): „Sein Character ist eine höchst respectable Herzensgüte. . . . Wenn man ihn genauer kennen lernt, so sieht man wohl, daß die Gründe seiner Abdication mit ihm geboren sind". Goethe dachte seitdem gern an den König oder den Grafen St. Leu, wie er sich nannte, verfolgte dessen schriftstellerische Thätigkeit und verkehrte später noch einmal (22. Juli bis 19. August 1823) innig mit ihm.

Hufeland's Berichte betrafen theils holländische theils preußische Verhältnisse. Im Einzelnen berührten sie ein eigenartiges Werk eines merkwürdigen Schriftstellers. Es ist der Oberst Christian K. L. A. von Massenbach (1758—1827), der, nachdem

er schon die Kriege von 1792—95 in zahlreichen Schriften behandelt hatte, über den Krieg von 1806 und seine persönlichen Beziehungen zum Heere, zu dessen Führern und zum Könige eine geradezu unheimliche literarische Fruchtbarkeit entwickelte. (Die Zusammenstellung der A. D. B. XX, 567 ist unvollständig und ungenau; genauer, aber auch nicht zuverlässig Meusel 14, 504.) Zu seinen Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III., 3 Bände, plante Massenbach eine Fortsetzung. Sie wurde in Jena gedruckt, ist aber nicht erschienen (s. unten). Bei dieser Angelegenheit war nun auch Goethe betheiligt. Schon früher hatte Goethe 1806 eine persönliche Begegnung mit M. in Jena gehabt und ihn veranlaßt, ein heftiges Manifest gegen Napoleon zu unterdrücken (Tag- und Jahreshefte W. A. Bd. 35, S. 270 bis 272). Nun schrieb er in einem Briefe an Ch. G. von Voigt, 1. Mai 1810 (ursprünglich Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 279 ff., jetzt Briefe, W. A. 21, 262 ff.): „Ferner nehm' ich mir die Freiheit beyzulegen einen Brief von Herrn von Massenbach und einer Dame, welche beyde, aus verschiedenen Gründen, den Druck des vierten Theils seiner Memoiren suspendirt oder das Gedruckte secretirt wünschen. Herr v. M. hat mich schon von der Sache unterrichtet; ich will also Ew. Excellenz nicht weiter beschwerlich fallen, als mit der Bitte, mir nur mit wenigen Worten anzuzeigen, was ich diesen Personen, die ich doch nicht ganz ohne Antwort lassen wollte, etwa Freundliches, wenn auch nicht Ersprießliches, vermelden könnte: denn ich sehe wohl, daß die Sache in einer wunderlichen Klemme steckt." Ob Goethe an Massenbach schrieb, weiß man nicht; jedenfalls ist ein Brief Goethe's an jenen nicht bekannt; die Briefe Massenbach's und der Dame, Massenbach's Schwägerin, Frau von Kleist-Gualtieri, an Goethe haben sich, wie ich einer Mittheilung des Schiller- und Goethe-Archivs verdanke, dort erhalten. (Vgl. Tagebücher Bd. IV, 112 und 378 Anm.) In den eben angeführten Briefen beschwor die Dame (10. April 1810), die eine schwärmerische Verehrung für

Goethe äußerte, das Werk nicht drucken zu lassen, weil ihre Schwester (Massenbach's Gattin) und sie in ihren preußischen Gefühlen durch die Tendenz der Schrift tief gekränkt werde. Aber auch Massenbach (11. April) bat um Unterdrückung des Drucks, um Arrestlegung auf Druckbogen und Manuscript. „Es liegt mir viel daran, daß dieser 4. Theil nicht erscheine." Er erinnerte daran, daß er den Herzog schon darum gebeten und dem Verleger (Brockhaus) einen Proceß gemacht habe; als Grund der Inhibirung des Druckes erwähnte er auch, daß er von dem Verleger kein Honorar für die bisher erschienenen drei Bände erhalten habe. Doch scheint das Letztere nicht zutreffend zu sein. Auch war die Unterdrückung des vierten Bandes kein Privatwunsch des Schriftstellers, sondern dringende Aufforderung der preußischen Regierung. (Das betreffende Aktenstück vom 18. Mai 1810 ist gedruckt H. E. Brockhaus, Fr. A. Br. I, S. 181—184.)

Endlich das zuletzt erwähnte „Väterländische Museum". Es ist eine von Fr. Perthes in Hamburg herausgegebene Zeitschrift, von der sieben Hefte erschienen. Ganz am Ende des ersten Heftes steht eine Correspondenz aus Weimar (Juni 1810, Heft 1, S. 123—127) betitelt: „Bemerkungen über die neue Constitution des Herzogthums Weimar", aus der hier nur die über Voigt handelnde Schlußstelle folgen mag. Sie lautet:

„Das geheime Conseil bestehet gegenwärtig nur aus zwey Mitgliedern. Da aber der Geheimerath v. Göthe schon seit langer Zeit an eigentlichen Geschäften keinen Theil nimmt, so liegt die oberste Leitung aller Geschäfte dem Geheimenrathe v. Voigt ob; und man muß gestehn, daß man nicht leicht einen solchen Schatz von wohlgeordneten Kenntnissen, von so viel Erfahrung und rastloser Thätigkeit bey einem Minister, als bey diesem, finden wird. Es gehört gewiß unter die seltensten Erscheinungen, daß ein Minister, der mit so vielen, zum Theil höchst trocknen Geschäften überladen ist, dennoch nicht nur von jeder

neuen Erscheinung in der Wissenschaft Kenntniß nimmt, sondern sogar die eigentlichen Musenkünste selbst übt. Jeder, der diesen trefflichen Minister näher kennt, weiß, daß er mit der größten Leichtigkeit lateinische Verse macht, deren sich kein Dichter oder Philologe von Profession zu schämen Ursache hätte."

Zu den mancherlei Lasten und Bekümmernissen, unter denen das Weimarische Land seufzte, kam im Jahre 1810 ein trauriges Ereigniß hinzu, über das die folgenden Briefe handeln. Es ist ein zufällig eingetretenes, nicht absichtlich hervorgerufenes widriges Geschehniß, doch darf es in diesem Zusammenhang genannt werden, weil es durch Nachlässigkeit der Franzosen hervorgerufen war, und weil es dem Briefschreiber Veranlassung bot, von der Güte und Wohlthätigkeit Napoleons zu sprechen.*)

Seit dem Juni 1810 zogen französische Evacuationstransporte, alle fünf Tage circa 30—40 mit Pulver, Kanonen, gefüllten Bomben ꝛc. beladene Wagen über Halle, Erfurt und Gotha nach Eisenach und von dort nach Frankreich weiter (beil. bemerkt auf Kosten der Länder des Rheinbundes, durch welche die Wagen gerade fuhren). Am 1. September, Abends $^3/_4$9 Uhr, also ziemlich zur Dunkelstunde, passirten wieder 13 dieser Pulverwagen die unglückliche Stadt, welche durch ihre Lage an einer Hauptstraße von Frankfurt nach Preußen zu jener Zeit durch Ein-

*) Für das Folgende vgl. die beiden mir aus der Großh. Bibl. zu Weimar geliehenen Schriften: 1. Die Schrecknisse des ersten September 1810 in Eisenach. Aus glaubwürdigen Mittheilungen nebst einer Gedächtnißpredigt. Begleitet von einem Grundriß. Die ganze Einnahme ist den verunglückten Eisenachern bestimmt. Zweite unveränderte Auflage. Weimar, gedruckt auf Kosten des Landes-Industrie-Comptoirs. 1810. (Preis 12 Groschen.) — 2. Erzählende Darstellung des entsetzlichen Unglücks und Brandschadens und der wunderbaren und gräßlichen Wirkungen, welche am ersten September 1810 die Explosion dreyer auf der Messerschmidt-Straße in Entzündung gerathener französischer Pulverwagen der Stadt Eisenach zugefügt hat; nebst einem Aufruf zur Unterstützung und anderen dazu gehörigen Bemerkungen, Anekdoten und Zusätzen. Weimar 1810. Auf Veranstaltung und Kosten der Hoffmannischen Hof-Buchhandlung.

quartirung, Durchmarsch fremder Truppen u. s. w. schon sehr gelitten hatte. Das Steinpflaster der Stadt war dem Transport an sich nicht sehr günstig, und da die Fuhrleute — wie stets gegen das Ende des Tages — wohl mit ihrer gefährlichen Ladung schneller fuhren als sonst, so traf ein ausgeschlagener Funke das in ausgetrockneten, undichten Fässern schlecht verwahrte und daher um die Wagen auf den Boden verstreute Pulver, und das aufsteigende Feuer entzündete im Augenblick drei vollbeladene Wagen.

Vierundzwanzig Häuser der Messerschmiedegasse, einer der schönsten Straßen der Stadt, vernichtete die furchtbare Explosion, da hier die Wagen gerade sich befanden. Die Häuser stürzten sofort ein und begruben Alles, was darin war. Doch auch in weitem Umkreise wurden die Häuser schwer beschädigt, ihre Dächer abgerissen, Fenster eingeschlagen u. s. w. Die Menschen, die sich außerhalb des Hauses befanden, wurden zu Boden geworfen und erlitten meist schwere Brandwunden. Bis zur Wartburg, die zwei Stunden von Eisenach entfernt ist, hörte man den Donner dieser ersten Explosion. Trotz der Windstille pflanzte sich das Feuer mit ungeheurer Schnelligkeit fort und verheerte die Stadt in ihren schönsten Theilen, ruinirte die angesehensten Familien der Stadt. Der Brand kostete 54 fast nur Eisenacher Bürgern das Leben, viele Andere wurden verwundet.

Trotzdem gelang es verhältnißmäßig schnell, am Mittag des folgenden Tages das Feuer einzudämmen. In der ersten Verwirrung fürchtete man wohl, das aus der Explosion aller Wagen nach und nach entstehende Feuer über sich ergehen lassen zu müssen, doch zeigte es sich, daß in dem Wagenzuge eine Lücke entstanden war, wodurch man die zehn noch in der Stadt befindlichen Pulverwagen herausschaffen konnte, was allerdings die Bürger selbst thun mußten, da die Pferde, von der Explosion betäubt, sich nicht von der Stelle rührten. Nachdem die Wagen aus der Stadt entfernt worden waren, gelang es endlich, dem Feuer so weit Einhalt zu thun, daß nur der einmal entzündete

District und nicht, wie es sonst hätte geschehen müssen, die ganze Stadt von den Flammen verzehrt wurde.

Die damals erschienenen Schriften theilen eine Predigt Haberfeldt's mit und wissen viele einzelne rührende Züge von Rettungen und grausige Einzelheiten des Unglücks zu erzählen; unter den besonnenen Bürgern und Beamten, die sich um das Rettungswerk bemühten, werden ein Rath und ein Vicekanzler v. Thon, unter den durch das Unglück schwer Getroffenen der Geh. Cammerrath Eichel genannt, der eine Tochter verlor.

Von den Genannten war Joh. Friedr. Haberfeldt geboren 1772 (? zweifelhaft, da er schon 1789 als Schriftsteller auftrat), gestorben 1816, Philologe und Theologe, seit 1806 Superintendent zu Eckartsberge, seit 1807 Generalsuperintendent von Eisenach. Als ersterer gab er zwei Bände der von P. F. A. Nitsch begonnenen „Vorlesungen über die classischen Dichter der Römer" heraus; unter seinen theologischen Arbeiten sind exegetische und zwei Sammlungen Predigten (Eisenach 1810 u. 14). — Der erwähnte Thon dürfte Joh. K. Sam., Regierungskanzler, später Ober-Consistorialdirector (gewiß nicht der auch in Goethe's Briefen erwähnte Weimarer Hofrath Heinr. Christ. Casp. Thon) sein, der Gatte der Schriftstellerin Eleonore Thon (1757—1807), deren Romane und Dramen theilweise in Weimar und Eisenach erschienen.

Voigt selbst berichtete seinem Getreuen Folgendes:

Voigt. Weimar, 12. September 1810.

Ich bin erst vorgestern aus dem unglücklichen Eisenach zurückgekommen, wohin ich den Herzog und Erbprinz zu begleiten hatte. Ich habe in solchem sehr angestrengten Zustande, wo ich nur 4 Stunden schlafen durfte, die sonderbarsten Betrachtungen anstellen können über die Wirkungen des Tragischen. Meine speciellen Freunde, die Thon und Eichels (drei von jenen und zwei von diesen) haben vorzüglich gelitten, haben das Unglück in einer großen Manier getragen und selbst der Vater des schönen verbrannten Mädchens (Schwester des jungen Eichel, der

Sie einmal besuchte) hat sich größer als sein Unglück dargestellt, bis in den letzten Tagen, da ihn sein morbus niger Hippocratis überfiel, woran er noch gefährlich darniederliegt. Die Sammlung der wenigen Gebeine von 57 Erschlagenen und Verbrannten war eine ergreifende Mühe der überbliebenen Familienmitglieder; doch sind 3 Familien völlig ausgelöscht.

Indeß vernahm man keine Klage, keine Bettelei trat hervor, nicht ein einziger solcher Fall kam vor, auf den man doch eingerichtet war. Alles war zufrieden, nur zu leben; was sonst Lebloses verloren war, kam nicht in Betrachtung. Der schönste Theil der Stadt, den dieses Unglück traf, ist ein kleiner Vulkan, der immer noch Flammen aufschlägt, wo man aufräumt, da viele brennbare Dinge (z. E. eine Niederlage von Oel) verschüttet sind.

EW. können sich nicht vorstellen, wie artig der Herzog war. Was an Geld und Naturalien bei der Kammer war, wurde zur ersten Unterstützung aufgewendet. Eine eigene Hilfscasse ist errichtet, um die beschädigten Gebäude, Schornsteine, Fenster, Thüren daraus herzustellen, damit die Menschen ohne Gefahr wohnen können. Denn das betrifft die kleinen armen Häuser am meisten und wird viel kosten. An die Brandstätte selbst kann man jetzt nicht, nur daß dort aufgeräumt wird. In diese Hilfscasse kommen auch die auswärtigen Wohlthaten, deren schon bedeutende eingegangen sind. Der Leichtsinn, womit man das Pulver verwahrt, der Mangel an Aufsicht bei dem Fuhrwerke ist kaum zu begreifen; ja es war kein Franzose bei dem Transport, der wenigstens seinen Leichtsinn auch hätte mit dem Leben bezahlen mögen. Wenn die übrigen 15 Wagen auch vom Feuer ergriffen wurden, ging die ganze Stadt verloren. Den ersten nächsten Karren zog ein kleiner Tanzmeister zurück und an Lebensgefahr ward nicht gedacht. Die drei aufgeflogenen Wagen hatten zusammen 45 Centner Pulver, die übrige Ladung waren Kanonen-Patronen. Es ist nicht genug zu verwundern, daß das Feuer gelöscht werden konnte. Fünfzig Eimer alcalisirten Wassers,

welche der jüngere Thon bei der Feueranstalt in Vorrath hielt, tilgten den Brand, wo sie angebracht werden konnten.

Haberfeld hielt am Sonnabend eine schöne Rede, mit großem Feuer und einem angenehmen Organ. Mehrere Menschen mußten aus der Kirche gebracht werden und hielten es nicht aus. Vor der Predigt ließ er das Lied: Warum sollt' ich mich denn grämen mit abwechselnder Begleitung so oft es Blasinstrumente singen, was noch in mir erklingt.

30. September 1810.

Der große Kaiser hat recht in großem Stil und Zweck den Gesandten am primatischen Hofe, Graf d'Hedonville nach Eisenach geschickt und sich den Schaden dokumentiren lassen. Dieser Minister hat durch seine offene, gefällige und edelmüthige Manier die armen Eisenacher sehr consolirt und eine reelle große Beihilfe versprochen. Er besuchte auch vorgestern hier den Hof, besichtigte den Feuerschaden in Jena, besuchte das dortige Museum als ein Mineralog und Kunstfreund. Gestern Abend ging er wieder ab. In dem Besuche, mit dem er mich beehrte, fand ich alles das Gute bestätigt, was ich von ihm wußte. Es ist in der That ein liebenswürdiger Mann.

1. November.

Sie sollen wissen, daß der große Imperator für Eisenach ein Geschenk anweist und zwar von 120000 fcs. Was sagen Sie dazu? Sind wir nicht geliebte Kinder eines großen Familienvaters? Dazu kommt, daß uns verheißen ist, die Kriegsstraße nicht mehr auf Eisenach gehen zu lassen.

13. December.

Der Kaiser Nap. ist großmüthig. Er hat unser Regiment (das zwar nur noch aus 4 dienstfähigen Gemeinen bestand) losgegeben. Es kommt aus Spanien zurück; da wird auch mancher Kranke wieder aus dem Lazareth herauskriechen.

Diese traurige Angelegenheit gab Geschäfte genug. Aber auch die laufende Arbeit war groß, so daß zur Correspondenz wenig Zeit blieb. Doch mögen aus den folgenden Monaten

zwei Bruchstücke mitgetheilt werden, von denen das letztere über die große Arbeitslast redet, das erstere wohl als die stärkste Aeußerung von Voigt's Unmuth über Preußen anzusehen ist.

13. December 1810.

Die Miserabilität in Berlin können einige nicht genug beschreiben, die dort waren. Die rechten eigentlichen alten Preußen können eben ihre Prahlhansigkeit nicht ablegen — was hin und wieder recht ekelhaft ist. Don Ranudo des Colibrados ist ein Zwerg gegen diese Prahlriesen.

Weimar, 11. Juni 1811.

Unser 50tägiger Landtag wurde zuletzt so verwickelt und die Nacharbeiten so schwierig, daß ich aller meiner erprobten Geduld nöthig hatte. Vereinigung der Cassen, Peräquation der Abgaben, Accisen, Conscription haben mich und meine gute Laune fast beunglückt. Ihre „Aehrenlese" *) war beinahe die einzige angenehme Erscheinung, die mir entgegenkam.

Während die zuletzt angeführte Schrift Voigt's literarische Liebhaberei befriedigte, gehören die gleich zu nennenden Schriften zu denen, die V. entweder von Amtswegen las und durch deren Lectüre er sich wenig erquickt fühlen konnte, oder zu denen, die ihm, auch ohne daß er sie las, Verdrießlichkeiten zuzogen. Voigt schrieb:

Voigt. 29. October 1811.

Die Dresdener Regierung hat hierher requirirt, um den Drucker des 3. Theils von Seume's Reise nach Syrakus zu verfolgen. Ich höre erst jetzt, daß Frommann in Jena die Schrift gedruckt haben soll. Von der Zeit an, daß sie erschienen war, ist sogleich der hiesigen Buchhandlung verboten worden, sie nicht (sic) zu debitiren. Ich selbst habe sie nicht gelesen; man hat aber glaubwürdige Anzeigen gehabt, daß absurde politische

*) K. A. Böttiger, Archäologische Aehrenlese. 1. Sammlung. Den Theilnehmern der archäologischen Vorlesungen im Winter 1811 gewidmet. Dresden 1811.

Urtheile darin vorkommen. Frommann wird sich mit der Censur decken können; wer der zeitige Dekan der philosophischen Fakultät gewesen ist (denn dieser hat diese Censur doch besorgen müssen) weiß ich nicht. Eichstädt ist es nicht gewesen, denn er würde gewiß auch angefragt haben. Zieht man dann aber den Herausgeber nicht zur Verantwortung? Es ist ein fataler pruritus, in der jetzigen Zeit solche Libelle zu promulgiren.

Den Verfasser der Handzeichnungen errathe ich nicht. Ich lief die Broschüre durch wegen der Volgstedtschen Geschichte, die mir genau bekannt ist. Man ist dabei ziemlich in der Wahrheit geblieben. Aber cui bono? Warum alte Scandale deutscher Fürsten verbreiten?

28. November 1811.

Die Handzeichnungen haben aus Berlin Beschwerden in Gotha zugezogen. Man gibt einen Herrn v. Brockenburg als Verfasser an, der in Altenburg leben soll. Wie sich die philosophische Fakultät wegen der Censur des 3. Theils verantworten wird, steht noch zu erwarten. Fast glaube ich, daß der Censor die anstößigen Stellen nicht verstanden hat, insofern wäre die Unschuld des Philosophen vertheidigt. Er konnte auch glauben, daß er wie in England Alles passiren lassen könne, wenn nur Niemand eigentlich genannt würde. Oder er hat das Manuscript gar nicht gelesen, das wäre der ärgste Fall.

Ob denn wohl die Nachfrage wegen des 3. Theils auf kaiserlich fr. Requisition geschehen sein mag?

19. December 1811.

Als ich EW. werthe Zuschrift vom 15. erhielt, war ich eben in einer Unterhaltung über die Büchercensur begriffen mit Hn. v. Trützschler, Kanzler zu Altenburg. Brockhausen hat dort auch aufmerksam gemacht. Hier war bisher gar keine Censur. Das machte die Schriftsteller vielmehr aufmerksam, so daß es nie Anstoß gegeben hat. Die Handzeichnungen sind in Dessau gedruckt. Wegen der Apogryphen, wie der Jenaische Censor in seiner Vertheidigung schreibt, wird erst noch nach Dresden

communicirt, um zu erfahren, wie der Verleger bestraft worden, denn man möchte gern in Proportion der Strafe bleiben.

Die erste der genannten Schriften führt folgenden Doppeltitel: „Apokryphen von J. G. Seume. Nebst dessen übrigem literarischen Nachlaß und Anmerkungen und Zusätzen zu seinem Spaziergang nach Syrakus. — Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802 von J. G. Seume. Dritter Theil enthält: Anmerkung und Zusätze zur Charakteristik des Verfassers und dessen literarischen Nachlaß". 1811.

Weder auf dem Titel noch sonst wo wird Drucker, Verleger oder Erscheinungsort genannt. Die „Apokryphen" bilden den zweiten Abschnitt und Haupttheil unserer Schrift S. 37—172; die übrigen Abschnitte des Buches sind Uebersetzungen aus Xenophon und Thucydides, eine Erzählung „die Weinlese" nebst Anmerkungen und Zusätzen zur dritten Auflage des „Spaziergangs nach Syrakus" von Schnorr v. Carolsfeld. Seume war am 13. Juni 1810 gestorben.*)

Der wackere Schriftsteller, der, wenn ich nicht irre, nicht immer genügend gewürdigt wird, hatte auch Beziehungen zu Weimar. Seinen kurze Zeit vor seinem Tode abgestatteten Besuch in Weimar schildert er in einem Briefe an Tiedge (Leipzig 16. Mai 1810, Werke, Hempel X, 167—180). Sein Hauptzweck daselbst war Wieland zu sehen, „der sich immer so patriarchalisch freundlich seiner angenommen". In dessen Begleitung sah er die Großfürstin; auch die Prinzessin Caroline hatte er, nach einem früher gegebenen Versprechen, besucht. „Die Großfürstin", schrieb er, „war die Güte und Anmuth selbst. Es ist eine wohlthätige Erscheinung, solche Frauen in einem Fürstenhause zu finden, wie die beiden jungen Damen sind". Er beklagte den Tod manches Trefflichen, z. B. Schiller's und Herder's, „deren Achtung und Freundschaft er genossen"; mit Wehmuth

*) Vgl. dazu die Bemerkungen von R. Kratzmann, Seume als Patriot und patriotischer Dichter, Leipziger Programm 1897.

gedachte er der „sokratischen Cirkel“, die sich um Herzogin Anna Amalia vereinigt hatten. „Wer das Glück gehabt hat, daran Antheil zu nehmen, spricht davon als den schönsten Stunden seines Lebens; zu den schönsten des meinigen gehören sie gewiß“. Durch Bertuch wurde er bei Frau Schopenhauer eingeführt, die ihm schon wegen ihres Plans, Fernow's Leben zu schreiben, lieb war. Auch Falk sah er und freute sich, daß dieser „in einer so furchtbaren Crise einen so braven Charakter standhaft durchträgt. Es macht dem Herzog wahre Ehre, daß er den Werth eines solchen Mannes auch öffentlich anerkennt und schätzt“.

Goethe war damals in Jena; Seume sah ihn daher nicht, gedenkt aber seiner Abwesenheit gar nicht und erwähnt überhaupt nicht seinen Namen. Ein persönliches Verhältniß zwischen beiden Männern existirte, wie es scheint, nicht. Goethe gedachte des Wackern weder in den Briefen (nicht einmal den aus Teplitz, wenige Wochen nach Seume's Tod geschriebenen), noch in den Gesprächen; und die einzige Erwähnung in den Werken, die ich kenne („Nekrolog des deutschen Gilblas“ 1823), ist achtungsvoll, aber nicht warm.

Der Grund für diese Kühle beider gegen einander mag in dem Umstand gefunden werden, daß Seume ein ausgesprochen freiheitlich gesinnter politischer Schriftsteller war und Goethe gegen solche Thätigkeit und Gesinnung eine entschiedene Abneigung besaß. Ein Fürstenfeind zu sein, leugnet Seume zwar ganz ausdrücklich bei Schilderung der Weimarer Tage (Werke X, 175); aber sein politischer Standpunkt, wie er insbesondere in den „Apokryphen“ hervortritt, ist ein ziemlich stark anti-monarchischer, anti-preußischer und anti-französischer. Leider ist es aus Raummangel nicht möglich, einzelne besonders starke Aeußerungen hervorzuheben; man kann sich denken, daß diese gerade in Weimar großen sehr widrigen Eindruck machten.

Nicht bloß über Seume's eben kurz gewürdigte Schrift, die gelegentlich als dritter Theil, nämlich des Spaziergangs nach Syrakus bezeichnet wird, handelt der obige Brief, sondern

über die „Handzeichnungen“. Das Büchlein, das ich ebenso wie Seume aus der großh. Bibl. in Weimar benutzen durfte, führt den Titel: „Handzeichnungen aus dem Kreise des höhern politischen und gesellschaftlichen Lebens. Zur Charakteristik der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Erstes Bändchen. Cöln bei Peter Hammer 1811. 242 SS. kl. 8°.“ Die Firma ist bekanntlich eine fingirte, die vielen politischen Broschüren jener Zeit, auch manchen literarischen, z. B. den Testimonia de Merkelio 1806, vorangesetzt wurde. Der wirkliche Verleger war F. A. Brockhaus.*) Die Schrift enthält eine Reihe von Klatsch- und Skandalgeschichten aus der sog. vornehmen Welt, aus Nord- und Süddeutschland, manche ganz unterhaltend, einzelne nicht unwitzig erzählt, alle von einer gewissen Tendenz erfüllt, Adel und Fürstenthum herabzusetzen; einzelne bemüht, pikante, geschlechtliche Abenteuer breit zu erzählen. Antipreußische Tendenz, wenn auch sehr gemäßigt, könnte man in dem Abschnitt: „Der betrogene Werbeoffizier“ sehen, aber dies nicht schmeichelhafte Porträt „der preuß. Generallieutenant v. Salomon“ richtet sich doch nur gegen eine Persönlichkeit, nicht gegen den Staat und die recht skandalöse Ehestandsgeschichte des Herrn Elliot, Englischen Minister bei Friedrich II., spielt zwar in Berlin, hat es aber doch nur mit der Verderbtheit einer Gesellschaftsclasse zu thun, die sich in allen großen Städten findet. Die einzige höchst bösartig-indiscrete Geschichte, die vom Berliner Hofe aus Beschwerden hervorrufen konnte, ist „der Bruder als Liebesunterhändler seiner Schwester“, die sich gegen die erste Gemahlin Friedrich Wilhelms II. richtet. Mehr als die Regierenden fühlten sich Privatpersonen hohen Ranges getroffen. Minister Hardenberg zwar (vgl. Brockhaus I, 184) that keinen Schritt zur Verfolgung des Buchs, obwohl die darin über seine ehelichen Verhältnisse mitgetheilte Geschichte (S. 19—27) höchst bösartig ist.

*) Vgl. H. E. Brockhaus, F. A. B., Lpz. 1872, Bd. II, S. 5ff., vgl. auch schon I, 271. Es wäre denkbar, daß, vgl. a. a. O. I, 173, Brockhaus auch der Verleger des Seumischen Werkes war.

(Auch hier wird ein preußischer Prinz [der Kronprinz?] recht sehr bloßgestellt). Dagegen strengte Fürst Hatzfeld wegen der Skizze „der Falschmünzer oder Giftmischer", die gegen seinen Bruder mit Namensnennung gerichtet war, einen Proceß an, in dem Brockhaus zu einer Geldstrafe und Nennung des Verfassers verurtheilt wurde; schließlich erfolgte das Letztere doch nicht. Voigt's Angabe: von Brockenburg in Altenburg könnte leicht eine Verwechselung mit Brockhaus sein, der damals wirklich in Altenburg lebte. Die Geschichte, die Voigt las und als ziemlich wahr charakterisirte, ist betitelt: „Karl Eugen, Herzog von Würtemberg". Sie behandelt die von dem Fürsten befohlene Ehe einer der fürstlichen Maitressen Julie von Volkstädt und Eduard von Schilling (die Namen werden gesperrt gedruckt) und das Unglück, in dem die beiden gewaltsam Vereinigten ihr Leben hinbrachten.

Die Erfahrungen, die man mit den beiden Büchern gemacht hatte, von denen freilich nur Seume's dritter Theil in Jena gedruckt worden — die „Handzeichnungen" waren in Dessau gedruckt — veranlaßten schärfere Censurverordnungen, die sich in erster Linie gegen Antifranzösisches wendeten. Davon und von manchem anderen Trüben handeln die folgenden Briefe, in denen zum Theil auf frühere Ereignisse zurückgegangen werden muß.

20. December 1810.

Auch wir haben kein Völkerrecht mehr. Es ist ausgesprochen. Wir sind res nullius quae cedunt occupanti. Das Schicksal des Hauses Oldenburg macht große Sensation. Viele glauben, daß die ganze Küste der Ostsee bis nach Curland sich noch werde vor dem Scepter des großen Siegers verneigen müssen. Wenn der König von Westphalen wirklich entschädigt werden soll, so könnte man in Sorge sein, daß er nach Thüringen hereinrückte.

8. December 1811.

[Lobt eine Bußpredigt Reinhardt's.] Wenn doch die zerbrochenen Krüge so etwas zu Herzen genommen hätten! Keinen eminentern Beweis davon, daß er ein Narr war, konnte der

Wahlverwandtschafts-Ausspäher geben. Aber das arme junge Weib ist zu beklagen, daß sie sich einem solchen Irrling (denn jeder Brief muß ein neues Wort haben) hingeben konnte.

Des wackern Becker's Schicksal wird gewiß auch E. W. tief getroffen haben. Ihre Gothaischen Freunde werden Sie ohne Zweifel von dem Hergang unterrichtet haben, daher ich darüber schweigen kann. Und wer wagt es, noch viel über solcherlei Dinge der Feder anzuvertrauen? Der Mann war ganz gesetzt und unbetroffen. In Sondershausen ließ er sich ein Glas Wein gut schmecken mit seinen Begleitern, die außerordentlich zufrieden mit seiner Unterhaltung zu sein schienen. Die wahrscheinlichste Vermuthung ist, daß die Fratze von einem deutschen Bund, die der gute Mann in seiner Nationalzeitung aufnahm (Nr. 9. 12) mißgedeutet worden sein mag, wovon die Berliner Geschichte mit der Vossischen Zeitung leichtlich Anlaß geben kann. Man hat von Gotha den General v. Hanke und den Rath Stieler nach Hamburg der Sache wegen abgeschickt. Was sich sonst alles darüber denken läßt, brauche ich nicht zu explaniren. Wenn nur unter den weggenommenen Correspondenzen nicht manches ist, was einen oder den andern der Becker'schen Freunde in Verlegenheit bringen kann.

Das angeordnete Censorat ist weislich beschlossen und wird wol auch so ausgeführt werden. Ich will auf etwas Aehnliches für Jena denken, wo die Herren Fakultätsdekane nicht immer den Klugheitssinn haben.

Die Dresdener Communikation wegen der Ordens- und Landschaftsverbindungen wird man gern benutzen, wenn hier auch vor mehr als 20 Jahren noch viele mehr bestimmte und geschärfte Einrichtungen und Anordnungen über diese Dinge getroffen worden sind. Aber der Leichtsinn der Jugend nimmt in dieser Zeit eher zu als ab. Progeniem vitiosiorem werden wir so leicht nicht bessern. Die Eltern sollten den abgehenden Söhnen mehr Klugheit und Standhaftigkeit gegen die Verführungen mitgeben.

19. December 1811.

EW. haben vielleicht schon von der Ehre und dem Glück gehört, das uns hier bevorsteht. Wir erhalten nämlich mit den übrigen herz. Höfen einen Ministre plénipotentiaire des Kaisers und Königs, der hier residiren wird. Es ist Mr. de St. Aignan, Ecuyer de l'Empereur, Schwager des duc de Vicence, ein Mann, von dem außerordentlich viel Gutes gerühmt wird. Bedenken EW. wie hold uns der Kaiser ist und wie angeehrt wir uns empfinden.

29. December 1811.

Von dem ehrlichen Becker erfährt man kein Wort. Die Gothaische Abschickung ist zurückgekommen; es war zu früh, die kaiserlichen Befehle schon erfahren zu wollen. In Jena hat man Censor und Drucker der Apokryphen vernommen und wie ich wol schon gemeldet, erst wieder nach Dresden communicirt.

7. März 1812.

Alleweile (4 Uhr Nachmittags) ist der Vicekönig von Italien mit 6 Wagen hier durchgezogen. Zwischen Frankreich und England sollen Parlementaires hin- und hergehn in Friedensverhandlungen. So hat der große Kaiser immer, ehe er eine große Operation antrat, den Oelzweig angeboten. Ach wenn er diesen größten Sieg, einen allgemeinen Frieden davontrüge, wie wollten wir Ihn preisen! wie würde Europa, ja alle Welt ihn preisen!

15. März 1812.

Seit 8 Tagen haben wir ziemlich militärisch gelebt und so wird es noch 8 Tage fortgehn, ehe unsere 27 000 Mann und 10 000 Pferde passirt sind. Die Division Sebastiani bleibt aber noch 8—10 Tage bei uns. Denken Sie sich den kleinen Bezirk, aber die Militäroperationen gebieten es so. Wenn nur immer da sein wird. Hingeben wollen wir gern. Gestern ging der Duc d'Elchingen nach Leipzig hier durch. Der General Sebastiani bleibt hier. Die Truppen führen sich löblich auf und nehmen vorlieb.

Wir trösten uns damit, daß die gegenwärtige Erschütterung

der europäischen Welt dazu dienen wird, um eine recht lange Ruhe vorzubereiten. Der große Imperator wird diese für uns erringen. Welche andre als solche große Ideen und Zwecke könnte er fassen!

26. März 1812.

Der grüne Donnerstag ist in diesem Jahre zum Schlittenfahren geeignet und unsere zahlreichen werthen Gäste müssen dabei leiden, was wir sehr bedauern. EW. werden aber noch viel ansehnlichere Heeresmacht noch ferner zu erblicken haben und dort, wo sie sich vereiniget, wird man Gelegenheit haben, den stärksten Patriotismus zu üben.

17. Mai 1812.

Dermalen kann man nicht anders als mit Erstaunen und Bewunderung nach Dresden denken. Welche Heroen und Heroinen sind dort versammelt. Welche Diplomatiker! O gewiß wird alles in den weltbeglückendsten Staatsverträgen enden! Aegypten, Griechenland, der Archipel werden unser gehören und wenn der große Kaiser jedem der Bundesfürsten eine Insel verehrte, welche soll ich mir aussuchen? Ich bitte mich zu berathen. Die Numismatik läßt fast kaum eine Wahl, denn so viele zeichnen sich aus.

Die sehr verschiedenen Nachrichten der vorstehenden Briefstücke verdienen eine kurze Beleuchtung. Gewiß wird in manchen die Bekümmerniß des Patrioten laut, aber nirgends der tiefe Schmerz, der manch andern Zeitgenossen durchzitterte. Die an letzter Stelle mitgetheilten Worte klingen fast wie eine Ironie gegen den Welteroberer, doch dürften sie, wenn man sie mit anderen Aeußerungen zusammenhält, als harmloser Scherz aufgefaßt werden. Wo das menschliche Mitgefühl erregt wurde, wie bei dem Schicksal des armen R. Z. Becker, der am 30. November 1811 auf Befehl des Kaisers Napoleon verhaftet wurde und 17 Monate in französischer Gefangenschaft schmachten mußte, da regt sich sein deutsches Herz. (Ueber Becker vgl. die von mir gegebenen Nachweise in Ztschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. Schlesiens

Bd. 31, 1897, S. 390.) Oder sein dynastisches Interesse kommt in Mitleidenschaft, wenn er des Schicksals des Hauses Oldenburg gedenkt und im Hinblick darauf für sein eigenes Herrscherhaus und die Integrität seines Landes fürchtet. Am klarsten tritt diese apathische, um nicht zu sagen undeutsche Gesinnung hervor in den Worten, die er dem Selbstmorde Hchs. von Kleist widmet. Denn in diesen (8. December 1811) zeigt sich auch nicht die geringste Ahnung, daß bei diesem tragischen Ereigniß der Schmerz um den Verlust des Vaterlandes mitgewirkt habe, sondern nur die irrige Meinung, daß es ein Liebesverbrechen gewesen sei.

Für die thüringischen Lande war es wirklich ein wichtiges Ereigniß, daß ein französischer Gesandter nach Weimar kam. Er, Baron von St. Aignan,*) von dem in den folgenden Briefen viel die Rede ist, muß in Weimar einen bedeutenden Eindruck gemacht haben. Goethe, der in den Tag- und Jahresheften (1813 Ende, W. A. 36, S. 86) nur andeutend von ihm spricht, ohne auch nur seinen Namen zu nennen, hat in den Tagebüchern (W. A. III, 4. Bd. S. 257) seine Ankunft verzeichnet (7. Februar 1812) und auch in den folgenden Monaten den Verkehr mit ihm genau notirt (vgl. a. a. O. S. 262. 266—269. 328. 331. 333 u. a. m.) Eine besondere Charakteristik widmete er ihm in einem Briefe (an Reinhard, 13. Februar 1812). „Hr. von Saint-Aignan zeigt sich in diesen ersten Tagen seinem Rufe gemäß als ein angenehmer, ernststill aufmerkender Mann, seine ersten Schritte sind würdig, mäßig und lassen das Beste hoffen. — Den Zweck seiner Sendung kennen Sie am besten, da Sie eine gleiche an die Anhältischen, Lippischen rc. Häuser haben. Aufrichtig gesprochen, so glaube ich, daß Alles darauf ankommt, daß man sich mit der Truppenstellung willfährig und thätig erzeige und dann möchte das Übrige alles gut seyn. Wollten Sie mir gelegentlich einige Winke geben, so würde ich sie zum Besten benutzen. Ich

*) Eine sehr hübsche, durchaus sympathische Charakteristik St. Aignan's liefert F. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten, S 270ff.

habe mich zwar von den Geschäften losgesagt, aber mit einiger Kenntniß und gutem Willen läßt sich doch manches lenken und befördern". Reinhard antwortete erst am 15./16. Mai und meinte auf die ihm gethane Frage: „Allerdings ist, was Sie sagten, zu thun und das Übrige der Zeit, dem Kaiser, oder Gott zu überlassen, das Einzige. Es gibt gar keine Politik mehr. Selbst für diejenige, die Alles leitet, ist es Maxime, sich von den Umständen leiten zu lassen, aber immer weiter".

Der französische Feldzug gegen Rußland begann. Am 9. Mai 1812 hatte Napoleon Paris verlassen, hatte in Deutschland die Huldigung seiner Verbündeten und Vasallen empfangen und war nach Rußland geeilt. Die Nachrichten über diesen russischen Krieg sollen ohne Unterbrechung folgen:

Voigt. 11. Juli 1812.

Seitdem ich nichts von mir hören ließ, hat sich das Kriegsgeschick entschieden und die grausamen russischen Meineide erfahren die schweren Folgen. Man konnte zwar dieses von dem weltrichterlichen Arme lange voraussehen, allein bei einem aus nichts als Friedlichkeit zusammengesetzten Subject mußte doch der Krieg unerwartet seinen Vorhang aufziehen.

Was nun solchergestalt auf dem Schauplatze der Welt weiter vorgehen wird, das müssen wir armen Bipedes erwarten. Vorläufig sagt man schon, daß die sächsischen Truppen sich mit Lorbeern bedeckt haben sollen, weil sehr viele ins Gras beißen müssen.

10. August 1812.

Die Dwina, dieses geglaubte Non plus ultra ist verlassen worden, von Dünaburg bis Witepsk und aller Orten hat die große Armee ungestört ihren Übergang gemacht. Alexander zog sich bis Newel (?) zurück. Er scheint erst abwarten zu wollen, ob der Weg nach Petersburg oder Moskau geht. Bagration wird wohl bei Smolensk stehen und die Straße nach Moskau bewachen. — Man versteht nicht, was eigentlich der Plan ist.

Vielleicht zieht man noch Truppen an sich oder will den Fabius Cunctator machen. Man kann doch unmöglich eine Hauptstadt preisgeben wollen. Moskwa ist die nächste. Wie es dem Grafen Sebastiani mit den Kosacken gegangen ist, wird wohl im nächsten Bulletin erscheinen.

30. August 1812.

Wir haben den 15. August mit einer Illumination des Stadthauses und einem darin gegebenen großen Freiball von 560 Billets gefeiert. Die Herzogin und der Herr Gesandte beehrten das Fest mit ihrer Gegenwart. Der Herr Gesandte gab ein splendides Diner, an welchem ich die Ehre hatte, den Toast des großen Kaisers auszubringen. Der Herzog kam erst den 18. zurück, weil er sich in Freiberg verspätet hatte.

Die horazische Inschrift bei der Illumination Ihres Gesandten Palais war sinnreich gewählt.

10. September 1812.

Ich stimme Ihrem günstigen Urtheil über unsern lieben Erbprinz aufrichtig bei. Seine fügsame Klugheit verdient alle Achtung, sowie seine Sitten und sein edler Charakter. Er belebt (sic) eine wahre Prüfungszeit mit seiner Maria Angelica, denn diese ist ein wahrer Engel, Hr. v. Saint Aignan nennt sie gar nicht anders. Dieser vortreffliche Minister ist ein ordentlicher Trost für uns in dieser verhängnißvollen Zeit. Wenn wir noch auf Kasan marschiren, so sind wir ja ganz aus Europa heraus.

Riga thut mir leid, wie vormals Lübeck. Es war eine schöne Wohlhabenheit und viele Tugend des Friedens in dieser Stadt. Das Weltgericht geht seinen Weg fort; wann wird die Auferstehung eintreten?

Herr Graf Marschall reiset zu dem Dresdner Ausschußtage, auch mit schwerem Herzen, denn er ist ein ächter Patriot.

Aus Berlin sprach ich Jemand, der mir sagte, an einen wissenschaftlichen Geist unter den Studirenden sei dort nicht zu denken. Alles liefe der den Meisten neuen großstädtischen Vergnügungssucht nach und bald würden viele Eltern, denen an-

gelegen wäre, daß ihre Söhne etwas lernten, ihre Söhne nicht wieder hinschicken. Dies will ich wohl glauben, da ich den Berolinismus kenne, der junge Leute leicht ansteckt.

18. November 1812.

Daß die große Stadt (Moskau) mit $^9/_{10}$ untergegangen, ist wohl gewiß genug und am 23. Okt. wird noch die Hälfte des zehnten Zehntheils dazu gekommen sein. Wie viel Byzantinisches, Tartarisches, Chinesisches mag da verloren gegangen sein. Die Gebäude und Stiftungen der Akademie sollen auch sehr bedeutend gewesen sein. Die künftigen Geschichtschreiber erhalten schönen Stoff zu Betrachtungen. Das Gigantische äußert sich bei den Russen in allen ihren Unternehmungen und Maaßregeln. Die mehrere Ausbildung neigt sich immer mehr zum Kleinlichen, ausgenommen wo Napoleon ein Werk führt. . . .

Das herzogl. sächsische Regiment steht noch in Königsberg, hat aber viele Kranke. Es mag ein unbehaglicher Zustand in jenen Gegenden sein. . . .

Der König in Schweden ist gefährlich krank, was wird noch aus Europa werden?

10. December 1812.

Dermalen ist das Erwarten des Erfolgs des großen Manövres, womit der Kaiser die Russen in Litthauen vernichten wird, eine bedeutende Sorge.

Es leidet keinen Zweifel, daß man in Petersburg auf das Äußerste gefaßt ist. Läge es wo Constantinopel liegt, so glaube ich, daß der große Imperator dort seinen Sitz nähme und das Meer von dort aus beherrschte. . . .

Aus Frankreich marschiren die Conscribirten tanzend und mit Musik aus, die Freiwilligen sollen es nicht erwarten können, zur großen Armee zu kommen. Ich denke, daß das Journal de l'Europe mein Gewährsmann ist.

Doch das alles wissen Sie gewiß aus den Orakeln besser, auf die wir uns immer beziehen zu müssen nöthig haben. In Wien gibt es ein freies Völkchen; hier zu Lande getraut man

sich nicht, als nur Ohr an Ohr von politischen Dingen zu unterhalten. Unsere hiesigen Russen sind so wohlgemuth als nur möglich.

Bertuch. 17. December 1812.

Mittwoch morgen (d. 16.) früh 5 Uhr weckt ein Courier St. Aignan, sagt, er habe schon Pferde vor der Thür: er solle schleunigst nach Erfurt eilen; der Kaiser komme sogleich. St. A. wirft sich in seinen Wagen und eilt nach Erfurt. Um 9 Uhr kam der Kaiser, der bei Eckhardsberge den Wagen gebrochen hatte, in seiner Postchaise, blieb vermummt im Wagen sitzen, Coulaincourt präsentirte ihm Kaffee in die Chaise hinein, die frischen Pferde wurden vorgehängt und so ging es weiter nach Erfurt, wo er im Gasthof „zum Kaiser" 3/4 Stunden blieb. Dort war St. A. die ganze Zeit bei ihm; der Kaiser frug nach dem Hof, trug dem Gesandten viel Artiges an den Herzog und die Herzogin auf, sprach sehr ausgezeichnet von der Großfürstin, frug nach Goethe und Wieland. Von da ging es weiter. Er nahm St. A.'s Wagen und dieser kehrte im Schlitten zurück, fuhr gleich beim Herzog vor, um ihm das kaiserliche Compliment zu bringen. Der Kaiser soll sehr munter gewesen sein.

Voigt. 29. December 1812.

Für alle betrübte Nachrichten aus dem Nord ist der heute angekommene Moniteur ein gar herrlicher Trost. Wie das 29. Bulletin commentirt und Caesars Commentarien gleichgestellt ist! Welche Kräfte zu Gebot stehen und wie alles bald genug sich erheben wird! Wie besonders Deutschland sich angreifen wird, um seinen Waffenruhm gegen die nordischen Barbaren geltend zu machen. Wer kann daran zweifeln! Der Minister Bassano ist bei seiner Durchreise und Besuche allhier ganz ungewöhnlich lebhaft und fröhlich gewesen. — Ja man nimmt den von der Natur empfangenen Tort als ein Glück an, weil nun erst die großen Talente des großen Kaisers recht sich zu entwickeln Gelegenheit haben.

Bertuch. 10. Januar 1813.

Daß der Kaiser nach Wieland und Goethe fragte und sich der Unterredung erinnerte, habe ich Ihnen wohl geschrieben. [Schreibt von der Unterredung des Kaisers mit der Postmeisterin von Eisenach, die ihn nicht erkannte und der er sich nicht zu erkennen gab.] Die Selbstbeherrschung, die er auf der ganzen Reise zeigte, ist unendlich groß. Wer sieht da nicht den ungeheuern Riesenmann?

Voigt. 31. Januar 1813.

Die Kosacken werden es sich wohl vergehen lassen, bis an die Elbe zu kommen. Und an der Ilm gibt es gar nichts zu holen. In der That bin ich einer von denen, die über dieses Fach wenig fürchten. Wir verlassen uns auf unseren hohen Protector.

12. Februar 1813.

Welcher Stein mag der in Königsberg sein? Der Onkel der Frau Gräfin Senft? Das möchte ich fast bezweifeln. Übrigens halten (sic) wir uns bei dem Schneckengang der russischen Waffen ganz ruhig sein zu können. Die Adler werden ihm bald genug entgegenglänzen.

18. Februar.

Gestern schied der sehr verehrte und geliebte Hr. Baron von St. Aignan auf einige Zeit von uns. Hr. Schwebel ist inzwischen chargé d'affaires, vom Minister dazu ernannt. Ich würde noch mehr darüber betrübt sein, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Hr. von St. Aignan in Paris unser Fürsprecher sein würde. Noch wartete er das Fest vom 16. Februar bei uns ab. Es wurde mit Bilderscenen begangen, alle nach französischen Originalstücken. Ein Arkadien, mit dem Parnaß, allen Musen und Zubehör, Belisario, Hippolyt, die Horazier u. s. w. Alles fiel schön aus; die Zwischenchöre waren eigens dazu von Müller componirt. Das poetische Programm dazu war von Riemer. Goethe dirigirte hinter der Couliße. Die Vorstellung war in den Marmorzimmern. Die Zuschauer waren im großen Saal. Es war fürwahr ein schönes Schauspiel und unsere Fräuleins

wendeten die größte Standhaftigkeit an, leblose Bilder zu machen, besonders die Clio. Es dauerte von 8—10 Uhr und so machte ich auch einen Exceß, den Hof auszuhalten; die Großfürstin war doch der Erzengel des Tags.

21. Februar.

Das Haus unserer Justiz [Ernennung Beck's, der von Böttiger empfohlen war] ist also bestellt; wäre es doch auch so das Haus des Friedens. In Frankreich werden die ungeheuersten Anstalten zum Feldzug gemacht. 100000 Mann sollen sich schon bewegen mit 40000 Pferden. Der Aufruf in Berlin, der mit französischer Autorität ergangen, hat alles entflammt. Die ganze Akademie ist aufgebrochen, mein Neveu ist ein Cavallerist geworden. Mehrere hundert Referendarien und Subalternen sind marschirt; alles will dem König wider seine nordischen Feinde beistehn und diese werden einen harten Stand haben.

Die zuletzt mitgetheilte Stelle ist freilich seltsam genug. Soll man es für möglich halten, daß Voigt die Bewegungen der Zeit so wenig begriff, um die ersten Regungen des preußischen Befreiungskriegs als gegen Rußland gerichtet zu betrachten? Allerdings nahm Preußen officiell die Miene eines Vasallen an, York, der sich mit den Russen verbündet hatte, wurde verleugnet; die Eingeweihten aber vermochten die Gesinnung von der That zu unterscheiden, weil sie die Gründe der letzteren kannten und würdigten. Doch muß man wohl auch diese Stellen ebenso wie manche früheren (S. 194. 195) wörtlich auffassen und nicht versuchen, ihnen einen anderen Sinn unterzuschieben. Die Stellen ironisch zu deuten geht nicht an.

Danach glaubte Voigt entschieden an den Sieg der französischen Waffen in Rußland und war, selbst nach Vernichtung der Franzosenmassen durch russisches Schwert und Unwetter von einem Wiederaufleben napoleonischer Suprematie überzeugt. Er traute den Russen keine Großthat zu, gönnte ihnen geradezu Vernichtung wegen ihres Wagnisses, dem einzig „Großen“ ent-

gegenzutreten. Eine solche Gesinnung ist besonders deshalb merkwürdig, weil Voigt einer der begeistertsten Verehrer der Maria Paulowna, der Schwester des russischen Kaisers, war (oben S. 59 ff.; vgl. auch die Aeußerung vom 10. Sept. 1812, S. 194) und wissen mußte, wie herzzerreißend die aus ihrem Vaterland eintreffenden Nachrichten auf sie wirken mußten. Man könnte sich vorstellen, daß, wenn das deutsche Bewußtsein unvermögend war, antifranzösischen Sinn zu wecken, diese russophile Neigung solche Wirkungen hätte hervorrufen können.

Wie anders als die obige Mittheilung vom 18. November 1812 wirkt die in ihrer Schlichtheit ergreifende Notiz Goethe's in seinem Tagebuch (Tageb. W. A. III, Bd. 4, S. 326 fg., 29. Sept. 1812) „Nachricht von der Einnahme von Moskau. Mittag bey Hofe. W a r d i e H o h e i t n i c h t z u r T a f e l g e k o m m e n."

Eine andere oben mitgetheilte sehr merkwürdige Nachricht, die, daß Napoleon sich bei seinem eiligen Rückzug nach Wieland und Goethe erkundigt und des vor vier Jahren unter so ganz anderen Umständen mit ihnen geführten Gesprächs sich erinnert habe, erhält dagegen durch Goethe's Tagebücher keine Erläuterung. Nachricht von den ihm schmeichelhaften Worten des Kaisers mag Goethe durch H. Meyer erhalten haben, der, nachdem er „beim Gesandten gespeist hatte", zu Goethe kam (18. Dec. 1812, a. a. O. S. 354).

Die mitgetheilten Gerüchte auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen, liegt ebenso wenig ein Grund vor, als zu den zutreffenden historischen Nachrichten einen Commentar zu liefern. Zu erinnern ist nur daran, daß Stein in Königsberg (12. Febr. 1813) der berühmte Organisator Preußens ist. Herr v. Saint-Aignan wird als Besucher Goethe's und als von ihm besucht gerade im Februar 1813 häufig genannt (7. 10. 16., Tageb. Bd. 5, S. 13 ff.). Das am 16. Februar 1813 zur Feier des Geburtstages der Großfürstin veranstaltete Fest wurde unter Goethe's Mitwirkung gefeiert, ohne daß er sich dabei als Dichter

betheiligte. Vom 6. Februar 1813 an finden sich in Goethe's Tagebüchern (a. a. O.) zahlreiche Notizen über die Tableaux, welche aufgeführt werden sollten und schließlich auch aufgeführt wurden; als Hauptveranstalter werden Kammerherr v. Spiegel und Capellmeister Müller genannt; Hofrath Meyer gab, wie allen solchen Veranstaltungen, seinen künstlerischen Rath; als Dichter von Stanzen wird Riemer genannt, manche Schauspieler aufgeführt, die sich wegen verschiedener Einzelheiten Auskunft erbaten. Der Probe am 14. wohnte Goethe nicht bei, sondern ließ sich von Riemer und Meyer Bericht erstatten, am 15. ging er ins Theater, „wo das Gerüst zum letzten Tableau aufgestellt war"; am 16. hatte er auch noch mit den Vorbereitungen zu thun und nahm Abends Theil an der Aufführung.

Unter den bisher gedruckten Briefen Goethe's beschäftigt sich nur einer (an Knebel, 20. Febr. 1813) ausführlich mit diesem Hoffeste. Nachdem Goethe von den langen „ganzer sechs Wochen" und mühseligen Vorbereitungen gesprochen — eine Angabe, die sich mit den Notizen des Tagebuchs nicht recht vereinigen läßt — und seiner Freude Ausdruck gegeben, daß die Darstellungen allgemein gut aufgenommen wurden, fuhr er fort: „Die Tableaux gingen nur zu schnell vorüber, sie machten aber wirklich einen höchst bedeutenden Effekt. Die Composition und Beleuchtung der Materie in Verbindung mit der Wirklichkeit hat etwas Einziges und die Wirkung ist um so größer, als der Maler selbst ja nach wirklichen Modellen und nach bekannten Gliedermännern arbeitet, um sich dieser Wirklichkeit mühsam zu nähern, die wir hier ohne große Anstrengung hervorbringen."

Die Bilder selbst (vgl. Journal des Luxus und der Moden, Febr. 1813; Riemer's Verse in seinen Gedichten I, 122—129, „Bilderscenen mit Gesang") waren die folgenden: Hippolyte nach Guérin, Belisar nach David, Horatier nach demselben, Arkadien nach Goethe. In Riemer's Gedichten folgen dem Namen der Bilder einzelne erklärende Verse oder Strophen, darauf ein Chorlied, das, anknüpfend an die Erklärung, allgemeinere Gedanken

darlegt. Der gefeierten Frau gilt das Einleitungssonett und ein paar Huldigungsstrophen am Schlusse.

Schon in den letzten Stellen war angedeutet, daß eine Veränderung der Weltverhältnisse im Anzuge war. Seit dem Februar 1813 konnte kein Mensch mehr über die wahren Absichten Preußens im Zweifel sein. Freilich die Anschauungen über die Folgen des preußisch-russischen Waffenganges waren sehr getheilt. Während man in Preußen dem Sieg der gerechten Sache vertraute und vor keinem Opfer zurückschreckte, hielten Viele in Weimar einen Widerstand gegen Napoleon für unmöglich und seufzten unter den Lasten, die der Krieg, an dem man sich nicht mit ganzem Herzen und mit froher Hoffnung betheiligte, im Gefolge hatte. Weimar stand noch in französischem Bundesverhältniß. Preußen gilt Voigt daher noch als Feind. Der Ton, mit dem von Preußen gesprochen wird, ist der des Hohns und der Verachtung. Voigt's beständige Klage und sein ewiger Wunsch galt dem Frieden. Zur Vermehrung seiner trüben Stimmung trugen traurige Familienverhältnisse bei, von denen im nächsten Capitel zu reden ist. Daher sind seine Bemerkungen vielfach Klagen bis zur Leipziger Schlacht und auch dieser Völkersieg änderte zunächst nichts in Voigt's Auffassung der Lage.

Voigt. 1. März 1813.

Gestern ging der Marschall Duc de Castiglione hier durch. Er hat das Commando in Berlin an den Vicekönig überlassen. Am 25. Februar war dort noch Alles in Ordnung, außer vielen kleinen Kosaken-Scharmützeln. Ein öffentliches Proclam sichert der Stadt Berlin die äußerste Schonung zu.

17. April 1813.

Wir leben wie mitten im Kriege; der preußische Major Helbig nahm bei Langensalza mit 80 Husaren und Kosaken 1700 Baiern und 5 Kanonen. In Ruhl wurden die hiesigen, Gothaischen, Meiningischen und Hildburghausischen Ersatz-Contingente gefangen. Hier ist die Capitulation nicht ratificirt

worden. Zu Eisenach sind 6000 Franzosen, in Nordhausen 6—8000 Russen u. s. w. Seit mehreren Tagen bivouakiren die Preußen und Russen am Webicht; von da gehen sie auf Beute aus.

Daß man den lieben Baron St. Aignan in der Nacht vom 11.—12. April sammt Hn. Schwebel mitten aus Gotha herausholte, wiewohl der Gesandte selbst noch entlief und zu Fuß in der Nacht zu Eisenach eintraf, werden Sie wissen. Schwebel wurde etwas gemißhandelt, was mir ausnehmend leid thut. Die Beute hat an Werth auf 24000 Thlr. betragen. Man beklagt den Fall aufrichtig; Gott sei gedankt, daß er nicht bei uns geschehen ist.

In Gotha hat man vorgestern das Zeughaus geleert und auf 12 Wagen hier durchgefahren.

27. Mai 1813.

Gern schrieb ich auch etwas über unsere öffentliche traurige Lage. Aber ich kann mich nicht in die Sünde solchen Schreibens hineinwagen. Den Muth habe ich bei dem allen noch nicht verloren. Der Kaiser N. ist und bleibt immer groß und hat dieses bei uns sehr bewiesen.

10. Juni 1813.

Heute ist das Regiment fort, das wir seit einiger Zeit (seit den preußischen Panduraden) zur bleibenden Besatzung erhalten hatten. Das haben wir dem Waffenstillstand zu danken. Möge der Allmächtige die großen Herzen oder die Herzen der Großen leiten, um die beklagenswerthe Welt zu beruhigen. Sonst wird die Noth endlich Dörfer und Städte entvölkern. Die Lazaroni haben es ja besser als die Haus- und Güterbesitzer.

Ob und wie ein Friede werden kann, das kann hienieden niemand als der große Imperator beurtheilen. Wie soll arida et morosula Musa bei mir aufleben, wenn der große Mann das große Werk stiftet. Wer wollte alsdann nicht ein Heldenlied singen.

11. Juni 1813.

Das arme Jena ist durch die Kriegsstraße terribel mitgenommen worden und wenn kein Stillstand damit eintritt, so wird die Hälfte der Häuser zugeschlossen werden. Welch ein Krieg! Ich habe den siebenjährigen ganz miterlebt; was klagten die Sachsen damals über den großen König! Sie mögen einmal eine Vergleichung jetzt anstellen. Jetzt kostet es Muth, am gemeinen Wesen zu halten, besonders wenn man in seinem eignen Haus und Familie so zerstört ist und in solchem Alter! Doch Gott wird weiter helfen.

Trinitatis 1813 (13. Juni).

Endlich ist der Waffenstillstand auch in Thüringen, von den unseligen Partisans, die uns so viel Unheil gebracht haben, agnoscirt worden. Denn immer standen wir in Gefahr überfallen zu werden. Wir haben eben nur 170 bewehrte Mannschaft, mit diesen würde Prinz Bernhard möglichst widerstanden haben. Aber die Russen und Preußen kamen ja — post festum mit 8000 Mann herbei. Das gute Leipzig hatte ein eignes Glück, daß soeben der Waffenstillstand ankam. . . .

Wir verarmen totaliter und alle Vorstellungen sind umsonst, wiewohl der Hr. Baron de St. Aignan sich unsrer annimmt. So viel Qual und Arbeit mir diese Dinge machen, so bin ich doch fühlloser dabei als sonst; ich habe fast alles Interesse an der Welt verloren und da es einmal auf den Ruin losgehn soll, so kann ich daran doch nichts ändern.

Eine sehr bedeutende Menge Mehl, ich glaube 15000 Centner sollen wir bis Dresden fahren. Nicht die Etappen von Ort zu Ort, sondern wir allein sollen fahren, während ohnehin das Anspannvieh gemindert ist. Das ist eine einzige Probe unserer Leistung, nachdem wir in 1/4 Jahre 600000 Mann beköstigt haben und ich weiß nicht wie viele Pferde.

Nun — das Reich Gottes muß uns bleiben.

5. August 1813.

Morgen marschirt unser Contingent, wir haben es complet zu stellen gehabt, nun zum drittenmal. Wir können aber an unserer Pflicht nichts versäumen. Ich bitte das überall zu sagen, wo die Erfüllung unserer Bundesverbindlichkeit gern gesehen wird. Die Durchmärsche sind bis heute täglich fortgegangen. Wir sind daher so aufgezehrt, daß wir die requirirten Lieferungen für theures Geld kaufen müssen. Und sie sind sehr bedeutend und können nur durchs Borgen bestritten werden. Das hat aber auch sein Ziel, denn das Geld fehlt allenthalben. Doch das sind ja jetzt gewöhnliche Dinge. . . .

Was wird uns der 15. August bringen? Ich kann noch immer nicht glauben, daß ein allgemeiner Friede unmöglich sei.

N. S. Die Schicksale anderer Akademien haben uns hier sehr aufmerksam gemacht. Daß zwei geborene Preußen als Studenten zu dem preußischen Corps gingen, zog uns Vorwürfe zu, über die wir uns genugsam gerechtfertigt haben. Neuerlich hätte uns der Oberst und Commandant v. Hendrich bald Verdruß gemacht, weil er die albernsten Dicentereyen*) an den französischen Platzcommandanten brachte, die denselben zu Argwohn gegen die Stadt und Akademie leicht hätten bewegen können. Hendrich hat also den Abschied bekommen, wird nach Ilmenau exilirt und dort in Aufsicht gesetzt. Prinz Bernhard hat daher das Commando in Jena übernommen, wo er schon sehr gute Anstalten getroffen und die durchmarschirenden und einquartirten zahllosen Truppen in Ordnung gehalten hat. Er ist noch dort, bis ein neuer Commandant ernannt werden kann.

28. September 1813.

Aber nun, wie sieht es sonst bei uns aus? Wunderbar genug. Seit 10 Tagen hat uns der edelgesinnte St. Aignan verlassen. Wahrscheinlich ist er auch in Gotha nicht mehr, da die feindlichen Husaren zwischen Erfurt und Gotha streifen. Uns

*) Im Sinne von = Redereien, Gerüchte.

ist hier zur Zeit kein Unglück widerfahren, als daß wir aufgezehrt werden und ganz verarmen. Gott weiß was noch kommt. Wir sind von Feinden umgeben, die schwedische Armee steht in der Gegend von Halle. Bei Chemnitz ein österreichisches Corps u. s. w. Eine große Menge Depots unserer franz. Beschützer und Freunde sind seit 10 Tagen bei uns durchgezogen, um bald in vereinter und verstärkter Kraft zurückzukehren. Ich fürchte, daß das Kriegstheater sich zu uns zieht. Ach möchte uns doch der große Imperator den Frieden schenken.

Weimar, 5. Nov. aber nicht 1757,
sondern 1813.*)

Im J. 1757 wohnte ich einige Stunden weit von einem Schlachtfelde, das andre Resultate Deutschland gewährte, als die Schlachten der neuen Zeit. Ich mußte aus den eisigen Klostermauern nach Hause eilen und fand unterwegs einen Denarius von Nerva, den ich noch werth halte als den ersten meiner kleinen Aufsammlung dessen, was mir der Zufall in die Hände spielte.

20. Nov. 1813.

Als ich am 24. October an der kaiserlichen Tafel speiste, genoß der Geschlagene sein Mittag in Buttelstedt. Hier wußte man nicht, daß er dort war. Doch ich irre mich, Er war am 22. dort und sandte Lefebre ab, um die hier liegenden Kosaken zu vertreiben. Das Scharmützel erstreckte sich bis hinter meinen Hausgarten, wo einige todtgeschossen wurden. Die Kugeln knisterten einige Zeit über uns weg, bis eine russische Division mit reitender Artillerie ankam und die Feinde (unsern damaligen Protector) vertrieb. Wo der französische Rückzug hinging, zwischen Rastenberg und Olwig [? vielleicht Urbich bei Erfurt], ist Vieh und Vorrath überblieben. Einige Dörfer

*) Gewiß von ganz anderem Geist als diese Voigt'sche Auseinandersetzung beseelt war die folgende Veröffentlichung, die ich nur dem Titel nach kenne: Bertuch, C., Wanderung nach dem Schlachtfelde von Leipzig im October 1813. Beitrag zur neuesten Zeitgeschichte. Mit 2 Karten. Weimar 1814. Bei der bekannten patriotischen Gesinnung Carl Bertuch's läßt sich der Charakter dieser Publikation unschwer errathen.

erlitten Brand. Was aber übrig blieb, wurde von den verfolgenden Truppen wo nicht ganz aufgezehrt, doch verheert. Die Kosaken und die Österreicher haben sich hierbei ausnehmend vorgethan. Hier haben wir den größten Theil der österreichischen, russischen und preußischen Herren gehabt. Ich begreife kaum, wie man sie hat ernähren können. Aber vortreffliche Bekanntschaften haben wir in dieser Zeit gemacht: die Kaiser (von Oesterreich und Rußland), den König von Preußen, Großfürst Constantin, Churfürst von Hessen, Prinz August von Preußen &c. nebst einer Menge hoher Damen haben unsere Wohnungen nicht verschmäht. Ihr Nachlaß besteht in Lazarethen, die uns vollends herabbringen. Wenn Erfurt noch belagert wird, müssen wir auch die Belagerungsarmee ernähren helfen. Erst mußten wir einige hundert Acker Fichte umhauen, um die Festungswerke zu vermehren, jetzt um Feuerholz ins Lager zu schaffen. Erfurt ist ein wahres Algier für uns gewesen. Man dachte sich immer mehr neue Artikel aus, womit der Petersberg versorgt werden sollte, zuletzt auch Ipecacuanha. Man mochte sich über die Treffen bei Dennewitz, Culm dort sehr geärgert haben. —

Pferde und Rindvieh sind hier größtentheils fort. Jetzt wartet man auf Munition, um den Petersberg niederzuschießen; so lange das nicht geschieht, hat das Elend dieser Gegend kein Ende. Daß man von Erfurt nach uns hierher einen Ausfall hat machen wollen, zu Ehren hoher Personen, ist wohl nur eine Erdichtung. Hier ist davon nichts bekannt.

Jena hat auch viel gelitten, aber die Lehrer sind muthig und freuen sich der wieder erlangten Geistesfreiheit.

Unsere himmlische Maria Paulowna — sie kam den 9. November zurück — hat viel zur Erheiterung beigetragen und Catharina Paulowna unterhielt sich gelehrt mit einigen Professoren, z. B. mit Luden über seinen Macchiavelismus. Ich habe selbst einige interessante Unterhaltungen mit Ihr gehabt. Gestern ist sie nach Frankfurt ins Kaiserliche Hauptquartier abgereist. Unsere Frau Erbprinzessin ist heute dahin nachgefolgt.

Der gute Großherzog von Frankfurt und der Fürst von der Leyen halten allein noch den Rheinbund aufrecht; ihre Besitzungen sind aber sequestrirt. Doch ich vergaß den König von Sachsen, der seine constans et perpetua voluntas in Berlin übt. Dort fährt er täglich nach Charlottenburg oder im Thiergarten. Es ist streng befohlen, ihn mit großer Achtung zu behandeln. Er residirt daher auch im Königlichen Schlosse und seine Gefangenschaft ist der von Joh. Friedrich dem Großmüthigen fast gleich. Beide hingen treu an ihrer Lehre und wurden für ihr Geld gut genug gehalten. Jener war der letzte ernestinische Churfürst; dieser wird nicht der letzte König von Sachsen sein. Wie kann man urtheilen? Der Erfolg ist in Gottes Hand und die Zukunft verbirgt uns noch viel.

Wir sind hier zur Zeit ohne Steinsche Administration und es ist noch im Werke Alles zu reguliren, was wir thun sollen. Landwehren und Landstürme werden wir auch aufzustellen haben. Wenn nur Waffen genug vorhanden sind, ergreifen wird man sie reichlich.

21. Nov.

Übrigens brennt es jetzt in allen Köpfen der jungen Leute. Soviel ist gewiß, daß es an Reservetruppen nöthigenfalls nicht fehlen wird.

Die armen Musen werden bei solchem Getümmel sehr zurückkommen und sich verkriechen müssen. Ach wie würde uns der Friede besser behagen! Ich bin fast zu alt, um auf dessen Genuß rechnen zu können. Glücklich halte ich meinen aus diesen Unruhen geschiedenen Sohn, so sehr ich auch ihn immerfort vermisse und bis zum eignen Grabe vermissen werde.

Die vorstehenden Briefe sind nicht bloß wichtig wegen der anschaulichen Schilderung der Vorgänge in und um Weimar. Vielmehr ist die Art charakteristisch, wie Voigt sich zu den augenblicklichen Siegern und Besiegten stellt. Die Letzteren bewundert er trotz ihres Unglücks: sie benehmen sich edelmüthig in dem

ihnen feindlichen Lande, während die Ersteren, seiner Bemerkung nach, gegen die Stammesgenossen sich räuberisch betragen. Die den Franzosen treu gebliebenen Rheinbündler und der König von Sachsen, der auch nach der Entscheidungsschlacht seine Anhänglichkeit an den Feind bewies, erscheinen ihm nicht wie den erbitterten Preußen als Verräther, sondern als ehrwürdige Charaktere. Und doch fängt schon eine andere bessere Ueberzeugung an, sich Bahn zu brechen. Wenn auch die Aeußerungen, die besagen, daß es den preußisch-deutschen Kriegern nicht an Zulauf fehlen werde, daß es in den Köpfen der jungen Leute brenne, resignirt klingen, eine unerfreuliche aber nicht zu ändernde Thatsache constatiren, — die Bemerkung, daß die Jenaer Professoren sich der wiedererlangten Geistesfreiheit freuen, klingt wie ein Zugeständniß der bisherigen Knechtschaft und wie die Ueberzeugung von dem Herannahen einer bessern Zeit.

Daß Voigt einstweilen noch in gewissen französischen Sympathien befangen war, lehrt gleich der Anfang des folgenden Briefes; aber seine Fortsetzung und die folgenden Briefe beweisen deutlich, wie sich der Umschwung vollzog. Trotz allem Ruhebedürfniß des alten Mannes, trotz der schweren Bekümmernisse des sorglichen Ministers dringt die Ueberzeugung durch, daß der Lohn, der winkt, der äußersten Anstrengung und der größten Opfer werth sei.

Voigt. 5. December 1813.

Seitdem die deutschen Mäuler nicht mehr zugebunden sind, geht es schmählich über den Welteroberer her.

Feuerbachs kleine Schrift [über Unterdrückung und Wiederbefreiung Deutschlands] ist geistreich geschrieben. Nur 2 Bogen, aber sehr gehaltvoll.

9. December 1813.

EW. haben mir durch Ihr Tagebuch manche Belehrungen über den damaligen Zustand der Dinge verschafft. Es ist sehr interessant, sich erinnern zu können, wie die Gegenwart stand oder zu stehen glaubte und wie die Zukunft alles erledigte. Der

Zustand einer belagerten Stadt ist sonderbar; erst da kann man lebhaft empfinden, wie wir zur Sociabilität geschaffen sind. Erfurt kommt jetzt in gleichen Zustand wie Dresden. Das möchte sein, weil man es nicht besser will und weil das Volk nicht genug Energie hat, eine kleine Garnison selbst gefangen zu nehmen. Indessen bedrückt uns hier diese Blokade gar sehr; hier allein muß man fast das Corps des General v. Kleist unterhalten. Weil wir gutwillig sind, muthet man uns mehr zu; ja man schont die Erfurtischen Ämter selbst, weil sie nunmehr als wiedereroberte Königl. preuß. Ämter angesehen werden. Diese Geschichte wird unser kleines Land völlig ruiniren. Theuer müssen wir diese Erlösung erkaufen, aber es darf kein Opfer zu theuer sein, um der uns höhnenden Sclaverei los zu werden.

Durchl. Herzogin lassen für die Mittheilung recht sehr danken. Ich konnte und wollte erst auch die Hefte selbst zurücksenden, aber ich erwarte stündlich die Rückkehr des Herzogs. Ich möchte ihn diese Bulletins lesen lassen und zwar um desjenigen wegen, der die Bemerkungen geschrieben hat. Vielleicht daß diesem verdienten Held es nützlich wäre, wenn mein gnädiger Herr das alles läse. Dies ist auch die Meinung des Grafen Edling und zwar hat er zuerst die Idee gehabt als ich die Bemerkungen gegen ihn rühmte. Ich bin vorläufig zwar unterrichtet, wie unser Tractat mit den hohen verbündeten Mächten lauten wird. Am 2. December wird er völlig zu Stande gekommen sein. Aber die Aufgaben sind doch schwer, für unsern attenuirten Zustand. Aber wie könnte man für solch eine große Sache nur kleine Opfer machen zu dürfen glauben können.

Das neue Commando der Kön. Sächsischen, Herz. Gothaischen und Anhaltischen, auch Schwarzburgischen und hiesigen Aufstellungen wird dem Herzog viel Arbeit und Beschäftigung geben. Denn es wird außerordentlich betrieben, so daß man fast glauben sollte, es sei auf einen Winterfeldzug abgesehn. Ich armer Finanzier werde schlimm daran sein. Es ist caeteris paribus keine kleine Aufgabe und noch habe ich die Auflösung nicht inne.

Seither haben wir uns mit Baschkiren befreundet. Sie liegen mit ihren kleinen Pferden auf den Gassen und Straßen umher, wahre Wilde, wie die englischen Pelzhändler sie beschreiben. . .

Hierbei übersende ich zwei Stücke der ALZ. 1. den jenaischen Zustand betreffend, 2. den Auszug aus The Times, zum Beweis, daß wir die englischen Blätter und ihren Geist einathmen und weiter verwehen wollen. Ich habe Noth, Eichstädt festzuhalten mit dem Institut der A. L. Z. Fast verzagt er. Ich aber — Ego vero — kann nicht verzagen. Es ist eben der Übergang von der Finsterniß zum Licht. Die Dämmerung macht immer traurig, aber das Licht erhebt.

Wollen Sie mir die Liebe erzeigen, auch durch Ihre literarischen Verhältnisse zur Empfehlung unserer ALZ. beizutragen und zu dem Wunsche ihrer Erhaltung? Es ist bei ihr wirklich nicht auf numeräre Vortheile abgesehn, ich sehe sie als ein deutsches Werk an, das mit Kühnheit und Geistesanstrengung ergriffen und festgehalten wurde. Vielleicht würde in der Allg. Zeitg., im Morgenblatt, etwas Günstiges zu sagen sein. Jetzt, wo der Norden noch stockt, müssen wir den Süden nicht verabsäumen.

Bertuch regt sich mit einer Nemesis, die Luden redigirt.

In den vereinigten Niederlanden geht es frisch her. Oranien boven erschallt. Dänemark und die Schweitz zucken noch die Achseln. In Paris ist man mit der fatalen Brücke beschäftigt, welche die Hunderttausende bei Leipzig schlug. Bald wird man Calembourgs darüber hören.

6. December.

Die beiden gütigst mitgetheilten Supplemente haben selbst mein Nachdenken beschäftigt, außer daß sie mich so gut als Serenissimum unterhielten. Der gute und ehrwürdige König ist sich immer gleich verblieben. Daß der Gegentheil sagt, „bei seinem Verbleiben in Prag würde hunderttausenden das Leben erspart sein worden", gehört zwar zur Logica probabilium.

Aber wer ist ex post nicht klüger als ex ante. Daß der große Alliirte ihn noch verhöhnen soll, wäre sehr traurig. Hoffentlich wird bei einem künftigen Frieden seine Verwendung desto kräftiger sein. Ich kann daher, wie ich aufrichtig bekenne, für die künftige politische Existenz nicht viel sagen; besonders bei dem mächtigen Einfluß des Kaisers von Österreich. Und sollte man wohl zum zweitenmale die Tragödie des großmüthigen Joh. Friedrich aufführen wollen, dessen unschuldige Kinder man sein geglaubtes Unrecht entgelten ließ! Im Religionsfanatismus mußte das gehen, während ein untreuer Cousin die Triebfeder war. Das alles ist aber jetzt der Fall nicht und die verbündeten Mächte ertheilen ja ihre Grazie an alle ehemaligen Rheinbundsfürsten, die doch auch ihre Feinde waren.

Übermorgen kommt der Herzog von Frankfurt zurück und wird alsdann wohl in seine Commando-Sache eingehn. Freiwillige sammeln sich hier auch; mehrere schätzbare junge Leute von schätzbaren, besonders philologischen Studien, z. B. Göttling, Ulrich, Osann, Basch. Dieser jungen Leute Urtheil ist nicht reif genug, um zu decidiren, wie und wo sie dem Vaterlande am nützlichsten sein und ihrer Ehre am besten dienen könnten. Aber einmal ist Oberons Horn erklungen.

Einer unserer in Danzig eingeschlossenen Officiers kam mit Vergünstigung des Hrn. Grafen Rapp zu uns zurück. Danzig wird den 1. Januar 1814 übergeben. Inzwischen ist, wie preuß. Officiers versichern, die Capitulation nicht genehmigt, sondern auf einer puren Kriegsgefangenschaft bestanden worden.

Die Erfurtische Blokade verschlingt unsern Überrest von Kräften. Entfernte Requisitionen werden nicht befolgt und so müssen wir nebst Gotha und Schwarzburg die Armee allein unterhalten, während 4 Armeen vorher alles aufgezehrt hatten. Bald werden wir es länger nicht aushalten. Doch wir geben gern, so lange wir können. Erst heute sind wieder 400 Blessirte angesagt; wir haben schon über 1000 Kranke zu verpflegen.

21. December 1813.

Der plötzliche Tod meines alten Freundes seit 52 Jahren (seit 1761), des Ministers von Ziegesar, hat auch meinen Zustand nicht verbessert. Vorgestern ging er von mir um $^1/_2$3 zur Hoftafel; nach der Tafel traf ihn auf der Treppe ein Schlagfluß, der ihn sogleich tödtete. Um 5 Uhr wollte er wieder zu mir kommen. Wir betrieben die wichtigsten und bedenklichsten Landessachen. Seine Stelle als Generallandschaftsdirektor kann nie wieder so besetzt werden. Nächst seiner Familie verliere ich persönlich am meisten.

26. December.

Oberon bläst hier noch immer sein Horn. Meine Schwester Erdmann gibt 4 Söhne her, einen mein Bruder, der Commissarius. Zwei Hufelande und ein Osann sind auch dabei, also 8 Freiwillige aus einer Familie. Und so zieht eine Nation zu Felde; werden die Franzosen auch als Nation ziehn wie die Deutschen, Holländer, Spanier? Dänemark soll nun auch sich anschließen wollen. Die Schweiz wird sich so lange bedenken, bis sie muß. Und so fehlten aus Europa nur noch die Türken und die Italiener. Der kleine König von Rom wird schon seine Sache machen.

Es ist eine höchst merkwürdige Zeit, wenn man sich nur nicht so schlecht dabei befände.

Doch Gott wird uns ein glückliches Neujahr schenken!

Gar Manches in den vorstehenden Briefen bedarf einer kurzen Besprechung. Die zwei Mal (5. December und nochmals unten 27. Januar 1814) erwähnte Schrift Feuerbach's ist die Broschüre des berühmten Juristen P. J. Anselm von Feuerbach (1775—1833): „Über die Unterdrückung Europens", München 1813, von der sein Biograph A. D. B. II, 735 gesagt hat, nachdem er sie als „herrlich" charakterisirt, „daß sie nur durch eine Überlistung der Censur das Licht der Welt erblickte, aber in um so weiteren Kreisen zündete". Das Tagebuch (9. Dec.) und die dazu gehörigen Supplemente (16. December) sind ge-

schriebene (oder gedruckte?) Auszüge aus Böttiger's Tagebuche, von dem auch sonst Proben bekannt sind (aus den Reisetagebüchern, z. B. über den Aufenthalt in Hamburg und Berlin in: Lit. Personen und Zustände, II, S. 1ff.); ferner „Bruchstücke aus meinem Tagebuche": Minerva 1811. Das Tagebuch über die Dresdener Kriegsereignisse ist erwähnt, Lit. Zust. und Zeitgenossen, Bd. I, S. 7; schwerlich dürften die von Böttiger herausgegebenen „Landwehrblätter" — nur 15 Nummern erschienen im Druck — gemeint sein. Die Belagerung Dresdens, über die die letzterwähnten Tagebuchblätter handelten, fand nach der Leipziger Schlacht statt. Am 26. und 27. August hatte Napoleon dort seinen letzten Sieg erfochten; in der zweiten Hälfte des October wurde die schon früher befestigte, seit dem Mai mit neuen Schanzen versehene Stadt belagert, bis sie am 11. November capitulirte. Von 1817 an wurde dann der Abbruch der Festungswerke energischer betrieben. Erfurt, das seit 1802 zu Preußen gehört hatte, dann unmittelbar unter französischer Herrschaft stand, und nach dem Frieden wieder zu Preußen kam, wurde seit dem December von den preußischen Truppen belagert: die Stadt ergab sich im Januar, die Citadelle erst im Mai 1814. Die „Bemerkungen" (5. December) kann ich nicht nachweisen. Für die Befreundung der Weimaraner mit den „Baschkiren" (5. December) legt ein Gedicht Riemer's Zeugniß ab (Gedichte I, 278): In das Stammbuch eines Baschkiren (1814). Wieso sich freilich diese ganz ernstgemeinten Verse von Mutter, Tochter, Sohn, Vater in die Abtheilung „Scherz" verirrt haben, ist mir nicht klar geworden. Der „kleine Baschkir" als Besuch bei Goethe wird G. J. 17, S. 7 erwähnt.

Der Jen. Allg. Lit. Ztg., deren Inhalt von Voigt genügend charakterisirt wird, blieb Böttiger trotz Voigt's häufigem Drängen, daran mitzuarbeiten, abgeneigt, treu dem Standpunkt, den er schon 1803 eingenommen hatte (vgl. seine Aeußerung an Rochlitz, Goethe-Jahrbuch 18, S. 149). Ueber die wirklich bei Bertuch erschienene Zeitschrift Luden's „Die Nemesis" vgl. unten Cap. 10.

Unter den jungen Männern, die damals in Jena sich als Freiwillige für den Krieg meldeten (Basch, der Sohn des mit Goethe befreundeten Physikers, Ulrich, Sohn des Jenaer Philosophieprofessors J. A. H. Ulrich) sind zwei bekannter geworden: K. W. Göttling 1793—1869, der seit 1822 als Professor der Philologie in Jena wirkte und als Corrector der Ausgabe letzter Hand von Goethe's Werken auch in weiteren Kreisen viel genannt worden ist, Jahrzehnte lang „die schönste Zierde und das geistige Haupt" der Jenaer Universität; Friedr. Wilh. Osann 1794—1858, der zwar in Jena nach seiner Meldung einige militärische Ausbildung erhielt, aber nicht ins Feld kam, lehrte 1821—25 in Jena, seitdem in Gießen Philologie. Seine Mutter, eine Schwester Hufeland's, verheirathete sich mit unserm Briefschreiber, dem Minister Voigt, so daß dieser bald mit Osann in nächste persönliche Berührung kam. Endlich war Voigt's alter Freund, der Minister Generallandschaftsdirector Aug. Friedr. Karl Freiherr Ziegesar (geb. 1746), ein früher in Gotha, später in Weimar lebender, hochangesehener Beamter. Auch Goethe, der namentlich für seine Tochter Silvie herzliche Freundschaft empfand, stand mit ihm in Verbindung; „ich hatte für ihn", schrieb Goethe in den „Annalen" 1808, „immer Hochachtung, ich darf wohl sagen Verehrung empfunden". Die Tochter heirathete 1814 den Professor und Garnisonsprediger F. A. Koethe in Jena; an sie richtete Goethe (20. und 22. December 1813, Goethe-Jahrbuch III, 197 fg.) zwei Condolenzbillete, in deren einem es heißt: „Möge unser lieber Vater und Freund an der selbstbereiteten Stätte sanft ruhen und mir das ernste Glück werden, in schöner Jahreszeit, an dem geheiligten Orte, Sie meiner unauflöslichen Anhänglichkeit zu versichern".

Die folgenden Briefe, geschrieben in der Zeit, da Deutschland von den Feinden befreit war, athmen, wenigstens theilweise, den durch die Befreiung geweckten Geist. Gleich der erste gibt ein Zeugniß davon.

Viel lebhafter als bei Voigt war bei Anderen der nationale Gedanke erwacht, z. B. bei Carl Bertuch. Er durchwanderte am 21. October 1813 das Leipziger Schlachtfeld (vgl. oben S. 205 A.) und schrieb einige Wochen später über den erschütternden Eindruck. „Doch erhebend", so fuhr er fort, „ist der Gedanke, daß diese Tausende der Alliirten diesmal nicht für fernere Unterjochung, sondern für die Befreiung Deutschlands fielen. Wichtiger noch als Marengo ist die Schlacht von Leipzig. In ihr liegt der zweite Wendepunkt der neueren Geschichte. Bei uns ist auch ein Aufruf an Freiwillige zu einer Escadron reitender Jäger und einer Compagnie Fußjäger ergangen. Mehrere wackere Leute, worunter auch Medicinalrath Kieser von Jena und Prof. Jagemann haben sich einzeichnen lassen. Man sieht, wie allenthalben der bessere Theil der Nation, der gebildete Mittelstand, sich der guten Sache annimmt, so muß die Wiedergeburt dauernd begründet werden".

C. Bertuch erließ mit einigen Anderen, z. B. K. Freih. v. Ziegesar — wohl der kurz vorher erwähnte, der also unmittelbar vor seinem unerwarteten Hinscheiden ein Zeugniß seines eifrigen Patriotismus gab — (20. December 1813) einen Aufruf zu Beiträgen für die Ausrüstung freiwilliger Jäger, der bis zum 6. Januar 1814 schon 2500 Thlr. einbrachte. Am 28. Januar wurden die freiwilligen Jäger vereidigt, am 31. zogen sie nach Kassel ab. Zu ihnen gehörten einige der oben (S. 211 und 213fg.) genannten Personen.

Nun war aber auch für Voigt die Zeit des Schwankens vorüber; wie schon einer der nächsten Briefe (10. Februar 1814) bezeugt, gehörte er nun ganz den Nationalgesinnten an. Seine „Bekehrung", wie er selbst schrieb, vollzog sich.

Voigt. 27. Januar 1814.

Feuerbach's Schrift hat Feuers die Fülle. Ist der Geh. Fin. Rath Rohde kein Freund von Feuerbach? Der deutsche Mund öffnet sich jetzt mannigfaltig. Die Jenaische Allg. Z. recensirt jetzt diese Flugschriften, insofern sie anständig geschrieben

sind. Denn in vielen wird der sonst so gefürchtete und gepriesene Mann auf eine unwürdige Weise mitgenommen.

Noch haben die befreiten Staaten besonders auch die kleinen viel zu überwinden. 1600 Mann zu halten und eine Million Gulden Kriegskosten zu bezahlen, ist für uns hier eine harte Aufgabe. Morgen werden unsere Freiwilligen in der Kirche verpflichtet. Die reitenden sind recht altdeutsch eingekleidet und nehmen sich gut aus. Die jungen Philologen darunter haben Rom und Sparta im Leibe, feiern aber sehr bei ihrem fleißigen Exerciren.

10. Februar 1814.

Der öffentliche Zustand und die unbarmherzige Verkennung desselben durch unnöthige Lasten vieler Art drückten alle Repräsentanten des Vaterlands. Verständige und gründliche Vorstellungen hatten nicht den geringsten Erfolg, ja man meinte, man habe noch lange nicht genug gelitten u. s. w. Doch ich breche ab von solchen Elendsgeschichten des Tages — gegen die großen Ereignisse der Zeit sind solche Unglückspartikularitäten eine Null und man muß immer nur denken, was aus uns geworden wäre, wenn die Schergen der Welt nicht untergelegen hätten.

Aus Breda erhalte ich heute einen Brief von Serenissimo, als er eben mit Bülow auf Antwerpen rücken wollte (Herzogenbusch ward mit Sturm genommen). Der Herzog ging voraus wegen des in Brabant zu übernehmenden Obercommandos. Die Sächs. Armee marschirte in starken Märschen nach, wurde aber bei Zütphen durch die ausgetretenen Flüsse retardirt. Wenn dem Herzog das Glück bescheert wäre, Antwerpen einzunehmen, so würde er sich für alle die Lasten belohnt halten, denen er sich unterzogen hat. Seine Armee wird dort bedeutend werden und auf 70000 Mann ansteigen. Am 1. und 2. Febr. hat es in Brienne etwas gesetzt, Napoleon war so hurtig und so geschickt, Blüchern allein anzugreifen, aber er wurde zurückgeschlagen, mit dem Verlust von 6000 Gefangenen und 78 Canonen. Die

Franzosen sollen sich aber auf das muthigste genommen haben. Es ist ein eigenes Glück, daß dieser erste Versuch in Frankreich unter N.'s eigenem Commando verunglückte, sonst hätten die Axiome der Unüberwindlichkeit wieder eintreten und alles Volk in Bewegung setzen können. Es soll aber sehr an Gewehren fehlen.

3. März 1814.

Die Räthseleien über den neuesten Weltgang eröffnen für Müßige und Geschäftige ein weites Feld, Aber es muß ja erst der Bär gefangen sein. Mir genügt es, daß er bei uns ausgethan ist. Bei Paris hat es vom 10.—12. Febr. wunderlich genug ausgesehen. . . . Obgleich die Niederlage eines einzelnen Corps nicht entscheidet, so wird man dergleichen Sonnenblick doch nutzen, um das Volk aufzumuntern. Der Herzog (Dux per eminentiam) war am 20. in Ath, von wo er mir geschrieben hat.

14. März 1814.

Der 27. Febr., an welchem EW. mir zuletzt geschrieben, war ein günstiger Tag in der Champagne. Also ein augurium salutis, das Sie mir, ohne es zu wissen, entgegenbringen. Wird doch vielleicht bald nur noch rother Burgunder statt rothen Blutes fließen.

Meine Bekehrung geht noch immer vorwärts. Eine schöne Frühlingssonne und eine Sonne des Friedens sollen mich bald noch mehr ermuthigen, Artois möge in Vesoul Hof halten und Besuche machen oder nicht. Ja wohl mögen uns die leidigen Bourbons Unruhe erwecken. Ich wollte nichts wider sie sagen, wenn sie nur auch ihr Leben für einen angeerbten Thron wagten. Aber andere Nationen sollen sich ihnen zu Liebe die Hälse brechen, während sie hinter dem Ofen sitzen bleiben.

C. Bertuch. 31. März 1814.

Ich glaube an einen nahen Frieden. Der Himmel verleihe uns nur dann eine auf Volksmajestät gegründete Constitution, daß der Deutsche nicht mehr wie bisher durch den Adel von

seinem Fürsten getrennt werde und wir werden stark genug sein, allen künftigen Ränken des rachsüchtigen Corsen zu begegnen.

10. April 1814.

Jagemann's Ankunft, gestern morgen um 6 Uhr, mit der officiellen Nachricht des Einzugs am 31. in Paris, hat Alles mit Jubel erfüllt, der bis jetzt fortdauert.

Voigt. 10. April 1814.

O welch ein anderes Ostern als 1813. So sprach mich die ehrwürdige Herzogin an, als ich mit gerührtem Gemüth gestern früh zu der Siegesnachricht Glück wünschte. Was da alles meiner Seele vorüberging! Die Menschen der Stadt waren nicht zu halten; alles stürmte mit Musik auf den Schloßhof und rief ein Hoch den verbündeten Monarchen und unsern hohen herzoglichen Personen. Die fromme Großfürstin ging sogleich nach Ihrer Erhalt zu heiliger Handlung. Der Lärm, das Geschrei von Hoch, und das Schießen dauerte bis in die späte Nacht. Alle Polizei hatte insofern ihr Ende; die große Babel ist gefallen, unser Gott that Großes — das war Aller Stimme und Gesinnung.

Man hat noch wenig einzelne Umstände (oder details, ich möchte aber gern alle Worte der falschen Sprache vermeiden). Die Capitulation bestimmte besonders die Fortschaffung der Besatzung nach der Bretagne, mit Verpflichtung, binnen Jahresfrist nicht zu dienen. Ganz Bretagne ist im Aufstand, mit weißer Schleife bezeichnet. Man will das auch von den südlichen Provinzen versichern. Gott helfe nur, daß kein Unglück in der großen Sündenstadt vorgehe.

Nun wird noch einmal geschlagen werden; vielleicht schafft dieses Blut den Frieden, nach dem sich die Welt sehnt.

Eine Mischung von Freude der Gegenwart und Trauer der Reminiscenz woget in meinem Gemüthe und ich breche ab.

Am 27. Februar wurde die Schlacht bei Bar-sur-Aube geschlagen (hauptsächlich Marschall Oudinot gegen die von Fürst

Schwarzenberg befehligten Alliirten), die ungünstig für die Franzosen schloß.

Von der Weimarer Stimmung in den Tagen nach dem Bekanntwerden der Schlacht bei Paris und der Capitulation der Hauptstadt gibt auch folgender Bericht Kunde, dem dann ein Schlußbrief Voigt's aus der „gallischen" Periode folgen mag.

Bertuch an seinen Schwiegersohn (Froriep).

Weimar, 13. April 1814.

„Seit letzten Sonnabend schwindelt mir, bey Gott, der Kopf, von all den fröhlichen Nachrichten, die Schlag auf Schlag täglich und stündlich aus Frankreich hier ankommen und man kann kaum vor Freuden zu Athem kommen. Täglich habe ich müssen Affichen wie z. E. Beylagen und Proclamationen drucken lassen; die ganze Stadt war 3 Tage lang wie toll vor Freuden. Man läutete alle Glocken, schoß Tag und Nacht auf allen Straßen, hielt Dankfest mit Tedeum, man illuminirte 2 Abende die ganze Stadt (wobey sich unser Haus und die ganze neue Straße recht hübsch machte), gab 2 große Bälle und jubelte auf alle mögliche Art und Weise. Aber auch welch ein anderes Ostern heuer als das vom vorigen Jahre, wo Souham (?) den 1. Feyertag mit 10000 Mann hier einrückte und die ersten Todten vor unserm Hause fielen. Alles was sich seit vierzehn Tagen in Frankreich zugetragen hat, wissen Sie schon. Darüber kein Wort. Consummatum est."

Voigt an Böttiger. 19. Juni 1814.

Also unser liebes Sachsen soll seine Integrität erhalten, aber für wen, das wissen wir nicht. Der Name soll ja doch bleiben — ist das nicht genug und erwünscht? Wollen wir das der obersten Weltregierung anheimgeben, die doch, wie wir gesehen, über Völkerschaften und Länder wacht. Wir werden doch immer deutsch reden können!

Die schönen bunten und schimmernden Eisenkrystalle freuen mich jetzt nicht blos mineralogisch. Der sel. Becker brachte mir schöne Stücke aus Elba mit. Illua inexhaustis chalybum

generosa metallis. Aber schon zu Aristoteles Zeit waren diese Eisengruben berühmt. Die halbe Insel ist Eisen; wird es nicht einmal von Napoleon heißen können:

ab ipso
Sumit opes animumque ferro.

Das heißt doch: ein eisernes Schicksal. Und so wäre die gallische Periode vorüber; nun tritt die germanische an. Wie wird diese vorübergehen!

Mit den vorstehenden Mittheilungen sind die Notizen über die Kriegszeit vorüber, denn am 30. Mai 1814 war der Pariser Friede geschlossen worden. Schon einige Wochen vorher, am 7. April, hatte Napoleon die Abdankungsurkunde unterzeichnet und die ihm zugewiesene Insel Elba als Aufenthaltsort angenommen (vgl. 19. Juni). Auf die einzelnen Kämpfe des Befreiungskrieges, von denen V. andeutend spricht, soll hier nicht weiter eingegangen werden. Nicht ohne Erstaunen wird man die Ausdrücke lesen, mit denen Voigt hier die Siegesnachrichten mittheilte; er ist ein Deutscher, fast ein Teutscher geworden, denn er möchte alle Fremdwörter, die Ausdrücke der „falschen Sprache" vermeiden und er, der noch vor kurzer Zeit vor den übertriebenen Redensarten warnte, sprach jetzt von der „großen Sündenstadt" und der „großen Babel".

Voigt. 3. Juli 1814.

Es ist leider mehr als wahrscheinlich, daß die königl. Sächs. Lande unter eine andere Herrschaft kommen. Aber Sie müssen glauben, daß man hier keine partem de tunica nehmen kann und wird. Nur die Waffengewalt kann hierzu ein Recht geben und wir haben keine Gewalt. Es ist das nicht zu erwidern, was 1547 geschah, wo ein Vetter den andern um Würde und Lande brachte [vgl. S. 211, Z. 12]. Jetzt waltet diejenige hohe Politik, die in der Rede des Hn. von Vieth so vortrefflich geschildert worden ist und Nemesis mag ihre Rechte anderwärts anbringen. Das sind meine Gesinnungen, die EW. nicht befremden

werden. Ich habe nie bedauert, daß wir zur Franzosenzeit nichts erhielten, denn ich dachte immer an eine wiedernehmende Kraft.

Der Vergleich zur Güte ist von dem russischen Legationsrath Meyer, der einige Jahr hier gewohnt hat und jetzt auf dem Congreß der Commissionen der hohen Mächte (in Rücksicht des Etappenwesens der thüring. Fürsten) seine Herrschaft vertritt. EW. wollen versichert sein, daß man hier an diesem Aufsatze weder publice, noch privatim den mindesten Antheil hat. Ich habe weder mit dem Autor noch mit sonst jemandem ein Wort darüber gesprochen. Denn mir hat das Ganze schlecht gefallen.

[Der Herzog war in England.] Das muß ein merkwürdiger Aufenthalt gewesen sein für des Herzogs Wißbegier und Beobachtungsgabe. England ist vorzüglich durch das sog. Continentalsystem zur höchsten Stufe des Wohlstands emporgestiegen. So falsch rechnete Napoleon.

C. Bertuch. 31. Juli 1814.

Bei uns ist der Landsturm in größter Thätigkeit und verspricht hier der Gemeinsinn die besten Folgen. Am Dienstag wurden die 5 ersten Cameradschaften der freiwilligen Büchsenschützen-Compagnie der Stadt Weimar organisirt, wobei ich zum Offizier oder Waibel gewählt wurde.

4. August 1814.

Der König von Preußen kam am Montag Nachmittag hier an und blieb über Nacht. Er trank den Thee im Park mit unsern Herrschaften und soupirte dann im kleinen Cercle im Hof. Der ihm voreilende Oberst Thiele hatte alle auch die geringste Festlichkeit ernst verbeten und den König in dem Gasthof zum Erbprinzen logirt. Als Impromptu brachte ihm der Landsturm um 11 Uhr eine Tafelmusik, was der König gut aufnahm.

Voigt. 7. August 1814.

Seit dem 15. Juli, wo Durchl. Herz. bei uns sein sollte und wollte, hatten wir uns hier zu einem fröhlichen Empfang ausstaffirt. Unsere Kränze sind aber verwelkt, nur die poetischen Blumen erhalten sich, deren Ihre Durchl. 32 Stück finden werden.

Ich lasse eine Windrose zeichnen, wo ich jedes Gedicht einreihen werde; mein eigenes soll der kalten Zone angehören. Hr. v. Goethe ist nach Wiesbaden gezogen, weil die Rückkehr des Herzogs zu lange sich verzog und darüber die Badezeit verloren gegangen sein würde. . . .

Was der rheinische Merkur dem ehrlichen Könige schuldgibt, mag er verantworten. Auf die Länder seiner Nachbarn zur eignen Vergrößerung speculirt zu haben, sieht ihm ganz unähnlich.

Mein gnädigster Herr hat in England, Frankreich und Holland soviel gesehen, genossen und aufgemerkt, daß es lebenslang nicht an Unterhaltung darüber fehlen kann. Hüttner hat er zum Correspondenten angenommen gegen einen kleinen fixen Gehalt. Bei Herschel hat er sich sehr ergötzt; war es nicht Schade, daß Lindenau zurückbleiben mußte?

C. Bertuch. 7. September 1814.

Der Einzug des Herzogs am 1. September im herrlichsten Wetter war des geliebten Fürsten und Weimars werth. Sie erhalten nächstens im Journal der Moden eine ausführliche Schilderung mit 2 Conturen, die sinnreiche Decoration unseres Logenlokals sowie Meyer's Portal als Kunstschule, vide die Gedichte des Willkommen, ein Blumenstrauß mehrerer hiesiger Dichter von Goethe geordnet. . . . Abends war eine brillante Illumination der ganzen Stadt und Fackelmusik des Landsturms, den ich anführte. Beifolgendes Lied von Peucer wurde im Chor im Schloßhof gesungen. Es gab uns allen ein herrliches Gefühl, dieses deutsche Lied unter den Fenstern unseres verehrten kräftigen Fürsten zu singen. Der Herzog, der in der letzten Zeit der Campagne litt, ist durch den Aufenthalt in England und durch den Gebrauch von Aachen ganz verjüngt zurückgekommen und nimmt den herzlichsten und innigsten Antheil an Allem, was ihm gebracht wird.

Voigt. 5. October 1814.

EW. haben unsern „Willkommen“ gütig und schonend genug aufgenommen. Weil der Herzog früher kommen wollte, war

alles das Werk weniger Tage, woher gar manches zu wünschen übrig gelassen werden mußte.

In dem Allg. Anzeiger steht wieder etwas Kräftiges über Sachsens Pflicht und Recht.

Der Herzog und seine Begleitung befindet sich wohl, was mir sehr tröstlich ist. Die Gegenstände, welche der Congreß berichtigen soll, sind von so großer Wichtigkeit und Bedeutung, daß man nicht begreift, wie damit in kurzer Zeit etwas sollte zu Stande kommen können. Solch eine Versammlung hat es noch nicht gegeben.

26. October 1814.

Unsere Umwälzungen sind mir noch nicht klar, wiewohl ich den edlen sächs. Fürstenstamm beklage, daß er nach 800 Jahren noch seine Urbesitzungen aufgeben soll. Von der diplomatischen Protestation, deren EW. erwähnen, weiß ich nichts, auch nichts von einer Zutheilung an die heilige M. In Kurzem muß sich alles entscheiden. Käme es auf Papier und Tinte an, so wollte ich behaupten, daß es an keiner Vorbereitung hier gefehlt hat. Ich hätte mir nicht träumen lassen, solche Geschichte der Zeit zu erleben, und was ist seit 1791 nicht alles erlebt worden, grade seit der Zeit, wo ich auf meinem Platze stand. Dermalen ist es mit Persönlichkeit, Repräsentation ꝛc. bei mir vorbei; an allem dem, wohin solche Eigenschaften gehören, kann ich schwerlich theilnehmen. Meine Studien und Erfahrungen in sächs. Hausgeschichte und Staatsrecht sind abgethan und nicht weiter zu nutzen. Dafür gibt es jüngere, talentreiche Männer, welche ersetzen werden, was mir abgeht.

Die confiscirte Schrift, deren EW. gedenken, kenne ich nicht; wohl aber haben wir, auf Requisition, die Schrift eines preuß. Patrioten über Sachsens Vereinigung mit Preußen hier confisciren helfen, da sie die Ehrfurcht gegen hohe Häupter verletzte.

2. November 1814.

Das Congreßtagebuch quaest. wird fürwahr mehr enthalten als alle diplomatische Correspondenz. Diese ist außerordentlich

mager. Es thut mir leid, daß man ebenso verschlossen ist, als wenn Napoleon's Terrorismus noch im Gange wäre. Man muß mit den Provisoriis zufrieden sein, gleichwie das ganze Leben ein Provisorium ist. . . .

Die Werner'sche Unkraft besucht die Diners bei Arnsteins und sonst und ist voller Weihe. Der Herzog wollte zum Spaß ihn eine Messe lesen hören. Ich weiß nicht, was geschehen ist.

Die Verarmung der Protestanten ist die Hauptstütze der Proselytenmacherei des Katholicismus. Denn der gesunde Verstand wird endlich doch sein Recht behalten. Die artistischen Mystificirungen werden als geschmacklos bald vergessen werden. . . .

Noch kenne ich die Schrift nicht über die Centralverwaltung. Übrigens confisciren wir hier derb und tüchtig, nur daß alsdann erst recht gelesen wird. Wer kann das hindern? Wir haben keine französische Douane.

19. November 1814.

Des Herrn Falks vortreffliche Darstellung ist blos sein Werk; es wäre sehr unrecht, ihm dieses streitig zu machen. Es ist hier erst vor wenig Tagen in den deutschen Blättern zur Kenntniß gekommen. Was von nichtbezahlten Schulden und von wahrscheinlichem Bankrott gesagt wird, ist ganz gewiß nicht officiell und nichts als wundersame Klugheit, das Mitleid an die englischen Beutel klopfen zu lassen.

Die Universitätssperre wäre in der That kein unwürdiger Gegenstand für eine neue deutsche Organisation; wenigstens mehr noch oder ebensogut als der Nachdruck. Ich werde in der That nach Wien etwas fallen lassen.

Mit Hn. Ludens Manier bin ich, wie ich in der Stille gestehn muß, nicht recht zufrieden. Es ist zu viel Breites und Hohles darin, wodurch man nichts lernt. Wer seine neue Staatengeschichte verstehen will, muß die Geschichte schon kennen. Indeß soll er einen angenehmen Vortrag haben und mit Nutzen gehört werden.

Was mich Bredow gedauert hat! Der hatte historische Ge-

diegenheit! Da ich ihn persönlich kannte, so kann ich seinen schmählichen Tod gar nicht vergessen.

4. December 1814.

Die Schrift „Friedrich August und sein Volk“ ist bei uns nicht geschrieben. Auch könnte sie besser geschrieben sein. Die Lethe ist ein ganz anderes Werk. Ich will blos literarisch, nicht politisch darüber geurtheilt haben. Selbst die französischen Blätter mischen die Geschichte von 1547 ff. ein. Sie wollen doch auch klug scheinen und die Traube bitter finden.

Übrigens kommt mir der jetzige Zustand der Dinge fast vor wie im J. 1789. Damals schwebte man auch im Dunkeln und fürchtete keine Folgen. Vielleicht erhalten wir doch ein Christgeschenk der Ewigkeit, des Einklangs, des Patriotismus, der Großmuth, und wie alle die schönen Eigenschaften heißen mögen!

13. December 1814.

Die Schrift: „Preußen und Sachsen“ werden EW. wohl nun gelesen haben. Die Berliner glauben, daß solche von dem Fürst Hardenberg selbst geschrieben sei. Aber er hat auch geschickte Männer genug. Für den Zweck ist sie sehr geschickt, mäßigend und schmeichelnd geschrieben, nicht leicht wird eine so zweifelhafte Sache so klug und geschickt vertheidigt worden sein. Daß die Hauptpunkte übergangen sind, war natürlich. Es wurde ja nicht für Deutschland, sondern für Preußen geschrieben.

Das Verbot der Nürnberger Zeitungen, das man mir aus Leipzig meldet, des Rheinischen Merkurs in Baiern macht keine großen Aussichten für die Preßfreiheit, wiewohl ich die Novellisten nicht in Schutz nehmen mag. Mich verdrießt, daß solche Verbote immer einen wunden Fleck argwöhnen lassen. Man muß sich lieber recht überzeugend vertheidigen, wie neulich Fürst Repnin gethan hat. Diese Übersicht bis zum 8. Nov. möchte ich mir wohl zu verschaffen bitten.

Die Aufhebung der Canzleiförmlichkeiten wird den Canzlisten und Copisten wohl bekommen. Ich habe, nach meiner altväteri-

schen Art noch immer die alten Formen geehrt, mag aber wohl Unrecht haben. Die alten Männer wollen die alten Moden nicht gern fallen lassen. Aber genauer untersucht liegt doch auch etwas darin.

Ich wünsche nichts, als daß der Herzog gesund und wohl wiederkehren möge; alsdann werde ich mich in jeden Zustand zu finden wissen. Hören die militärischen Plagen auf und gedeihen unsere Felder und unsere Viehzucht und werden wir die außerordentlichen Aufwände los, so wollen wir mit Ehren auch in Tertia bestehn, ohne nach Sekunda versetzt zu werden.

C. Bertuch. 5. März 1815.

Unser Herzog ist nun — dies noch sub rosa — Großherzog mit dem Titel: Königliche Hoheit. Unsere Loge hat beschlossen, eine Medaille dazu auf ihn als ihren Protector schlagen zu lassen. Sie, liebster Freund, werden hoch gebeten, uns eine schöne, einfache und geschmackvolle Idee dazu zu geben. Gewähren Sie unsrer Loge diese Bitte.

Voigt. 15. April 1815.

Heute geht, so Gott will, mein gnädigster Herzog oder Großherzog, wenn Sie wollen, aus Wien ab; über Salzburg, München, Regensburg, etwa zu Ende dieses Monats hier ankommend. So hat er sich denn lange genug auf dem Drehboden im Kreise mit herum bewegt. Man muß vollkommen unterrichtet sein, wenn man darüber urtheilen will, daß er, Seiner würdig, Sich verhalten habe. Die Tadelsucht und die Scheelsucht und mehrere andere Suchten werden ihn nicht unangetastet gelassen haben. Die Ehrenbezeigung, womit die Klage über das Unglück seines Stammes einigermaßen gedämpft werden soll, wird vermuthlich mit einiger reellen Ausstattung verbunden sein. Ich kenne aber solche noch nicht und seit die Unthunlichkeit vorlag, uns den Dorn, Erfurt, aus dem Fuße zu ziehn, habe ich für meine Person meine Wünsche und Hoffnungen aufgegeben gehabt. Doch genug de me ipso; ich hoffe noch erst mündlich zu erfahren, welche Bewegungsgründe, für und wider, sich wie Brandungen

begegneten. Jetzt sagt man weiter, daß der König [von Sachsen] beigetreten sei, aber noch einige Vermittlungen und Milderungen bevorständen. Vae victis wird es auch im mildesten Fall heißen. Der neue unglaubliche Umsturz in Frankreich hat die Gesinnung der hohen Verbündeten nicht versüßen können. Welche Folgen hat der Mißbrauch von Großmuth, persönlicher Schonung und unverdientem Zutraun hervorgebracht. Welche Verwüstungen und Blutströme werden von dem ausgehn! und wie wird es enden! B. scheint sehr auf Trennungen zu rechnen, die aber gewiß so lange wenigstens nicht stattfinden werden, bis er überwunden ist. Dafür wird die Befestigung der eignen Existenz sorgen.

Die alten Prophezeiungen mögen uns immer trösten; eine wahre Curiosität ist es damit. Geistreiche Schriftsteller sollten mehr solche mystische Sätze der Nachwelt aufbewahren, daß sie in der Folge sie zu Orakelsprüchen erheben kann. Eine gewisse Schule wird in dem Fall sein können.

30. April 1815.

In Belgien mag es noch weitläufig aussehen zu Eröffnung eines Feldzugs. Graf Edling kam jetzt von dort wieder zurück, nachdem er von seiner Sendung an den König der Niederlande in Begleitung des Prinzen Bernhard zurückgekehrt war. Der Prinz wurde von dem königl. Hause sehr ausgezeichnet; man war verwundert über seine Männlichkeit und seine militärischen Erfahrungsurtheile. Er steht zu Namur und gehört mit zur Avantgarde, wenn der Krieg losbricht. Gott möge seine schützende Hand über ihn halten! Es gefällt übrigens dem lieben Prinzen recht wohl in Belgien und er gewinnt gute militärische Aussichten. . .

Sollten die vereinten Kräfte Europas nicht die Prätorianer besiegen, so möchte es endlich auch wol anderen Armeen einfallen, Monarchen einzusetzen oder zu verjagen. Das muß ich sagen, daß mir doch der Geist des preußischen Volkes jetzt sehr respectabel ist, nach solchen Anstrengungen noch einmal und mit solchem

Muthe dem Unglück entgegen zu streben. Denn Alles will fort und alles lebt in Feuereifer. — Jetzt wird nun auch ein zweites Bataillon von hier abgehn. Auch ist der Landsturm sehr lebhaft.

21. Juni 1815.

Seit einigen Wochen bin ich in eine Politik eingesponnen gewesen, die mein Leben nicht angenehmer gemacht hat. Vielleicht daß man anderwärts das nicht so glaubt, denn es gehen sonderbare Urtheile über das arme Weimar und seinen Herrn vor. Indessen wird man doch in meiner Lage so ermüdet von Mißurtheilen, daß man darüber vieles Gute, wenigstens im Privatleben, verabsäumt. . .

Der Wiener Congreß bringt jetzt Vorbereitungen eines Bundestages zu Wege, der mit dem 1. September (1815?) anheben soll. Dort werden die Nachdrucker und die Juden von neuem exagitirt werden. Die hohen Gönner von beiden werden ihre Schützlinge nicht fallen lassen. . .

Vielsten Dank für Hrn. Dr. Ammons weise Reden; es war eine schwere Aufgabe, in Dresden solch ein Argument öffentlich abzuhandeln. Der König gibt aber selbst das schönste Muster von Mäßigung und würdiger Selbsterhebung, höher als alles Unglück. Mein gnädigster Fürst ist noch sehr zerstreut; was in Brüssel, Paris, London, Wien, alles seinem Kopf einverleibt worden ist, läßt sogleich keinem Eindruck der Kleinwelt Raum. Ich bin daher sehr in Geschäften zurück, die ihm aufgehoben waren. Es wird desto frischer damit gehn, wenn wir nur erst angefangen haben und der Zeitgeist wird noch manches Neue herbeiführen.

Fast bin ich aber müde und sehne mich nach einiger Schonung und Ausruhung. Die gewaltige Verpflegung der Russischen Armee hat uns zu Beischaffung der Hilfsmittel sehr agitirt. Alleweile wird alles Silberwerk für die Münze abgeliefert. Der Hof wird zusammen vielleicht für 100,000 Thlr. Brillanten einliefern. So wird man ausgezogen durch den unglückseligen

Krieg und das alles um einen einzigen Menschen. Kaum wäre es glaublich, wenn es nicht wahr wäre.

In den vorstehenden Briefen sind es außer der kurzen Erinnerung an die neuen durch Napoleon's Wiedererscheinen veranlaßten Kämpfe vornehmlich zwei außerweimarische Angelegenheiten und eine weimarische, die behandelt werden: jene, die Frage um die Beibehaltung des Königs von Sachsen und die durch diese Frage und die allgemeinen politischen Verhältnisse hervorgerufenen Broschüren; diese, die Rückkehr des Herzogs und seine Standeserhöhung. Was den König Friedrich August von Sachsen betrifft, so stand der preußischen Auffassung, daß er sein Land verwirkt habe, die durch menschliches Mitgefühl verstärkte Ansicht sehr vieler durchaus patriotischer Männer gegenüber, daß der Fürst, der dem Zwang der Verhältnisse und seiner Ueberzeugung gehorcht habe, nicht zu bestrafen sei. (Vgl. Manso's Aeußerung in Ztschr. f. schles. Gesch. XXXI, S. 60fg. und meine Bemerkung S. 63 A. 2f.)

Diese Stimmung für den König von Sachsen und das Bewußtsein, daß die Unterthanen diesem Könige trotz Allem ergeben waren, geht auch hervor aus einem merkwürdigen Brief von L. von Ompteda an Niebuhr, den 6. December 1813: „Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin" 1896, S. 122 und einem Briefe des Baron Rhediger an Niebuhr, 16. Februar 1814, am angeführten Orte S. 138. An der letztgenannten Stelle heißt es: „Mit Ausnahme von Leipzig ist man überall lau und matt, wünscht den König zurück und schmeichelt deshalb den Russen mit Zurücksetzung der Preußen".

Die erste der von Voigt angeführten Schriften (3. Juli) wird falsch citirt, sie heißt „Vorschläge zur Güte bei der Wiederherstellung Deutschlands. Germanien 1814". 36 S. in 4°., unterzeichnet: A., im April 1814. F. M. In dieser Schrift war der Plan zu einer neuen Verfassung Deutschlands, nebst genauer Angabe einer veränderten Gebietseintheilung gemacht.

Nach dieser war Sachsen, der Einwohnerzahl nach, nicht geschädigt, denn es erhielt fast ebensoviel zurück wie es verlor. Ueber Weimar — diesen Abschnitt hat B. wohl hauptsächlich im Auge — hieß es, daß es das Fürstenthum Eisenach nebst Allstädt und Ilmenau verliere (50 000 Einwohner), dafür aber Vieles, namentlich vom Königreich Sachsen, außerdem Erfurt u. s. w. erhalten sollte, „zusammen einen Landstrich mit 197,700 Einwohnern und also einen Zuwachs von 145 700 Einwohnern, welcher dem klugen und heldenmüthigen Fürsten wohl zu gönnen ist". Aus dem Verfassungsentwurf sei hervorgehoben, daß Preußen und Oesterreich jede 4 oder 6 Jahre mit der Kaiserwürde abwechseln sollen. Das Ganze sollte das „heilige deutsche Reich" heißen; es sollte, außer den beiden Kaisern, 34 Fürsten, darunter einen König von Burgund, 4 Fürsten Reuß und einen Statthalter des Fürstenthums Frankfurt geben. Fürstenversammlungen, Bundestag, Reichskreiseintheilung wurden bis ins Einzelne bestimmt; in der „Bundesstadt, oder einer andern Stadt des Fürstenthums Frankfurt" sollte ein Reichsgericht niedergesetzt werden. Ueber die merkwürdige Schrift äußerte sich ein Correspondent Bertuch's, Wangenheim, 16. Juni 1814, also:

„Die „Vorschläge der Güte", die mir Froriep vor einigen Tagen in Ihrem Namen übergab, sind gewiß recht gut gemeint, enthalten auch hier und da lichte Gedanken: allein in dem Ganzen herrscht doch keine gründliche Ansicht durch und manche Vorschläge, wie der zu einer Reichs-Universität in Compagnien und Corporalschaften, zeigen doch von großer Beschränkung. Indessen soll jetzt Jeder gehört, und nicht getadelt werden, wenn sein Wille über der That steht. Ich kann nicht in die Klage derer einstimmen, welche über die „Sündfluth" solcher Schriften jammern. Jede, sey sie auch noch so untief, jede spricht doch ein Bedürfniß aus, das der Mensch nothwendig fühlt, selbstthätig mit zur Ausbildung des Staats und der abgehenden mangelhaften Form desselben zu arbeiten."

Von den sonst erwähnten Schriften kann ich folgende nach-

weisen. „Ammon's weise Reden" (S. 228) sind entweder eine Sammlung der zahlreichen Predigten des beliebten, seit 1813 als Oberhofprediger in Dresden wirkenden Redners, oder, was wahrscheinlicher, „Predigt bey der Dankfeyer für die Wiederkehr Sr. Maj. des Königs von Sachsen am 11. Juni 1815 gehalten", eine Predigt, die viel Aufsehn erregt haben muß, wie die 3 Auflagen, in der sie erschien, beweisen. Mit Falk's „vortrefflicher Darstellung", wie Voigt satirisch schreibt (19. November 1814), ist offenbar gemeint: „J. D. Falks Kriegsbüchlein. Nro. 1. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806 bis 1813, nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Actenstücken und Originalbriefen einiger deutschen Männer an ihre Freunde in England gesammelt". Weimar 1815. Die meisten der übrigen erwähnten Broschüren betreffen die damals so lebhaft ventilirte Frage der Wiederherstellung oder Vernichtung Sachsens. Von der Zahl der damals erschienenen Schriften kann man sich einen Begriff machen aus der Thatsache, daß in zwei mir gütigst geliehenen Bänden der großh. Bibliothek in Weimar 20 Sachsen betreffende Schriften enthalten sind. Mit den Bemerkungen des „Rheinischen Merkur" (7. August 1814) ist vielleicht die kleine Schrift: „Sachsens Pflicht und Recht. Aus dem Rheinischen Merkur Nro. 90—94. 1814", 16 S. gemeint, die für ein Aufgehn Sachsens in Preußen plädirt, wodurch der sächsische Name und Stamm nicht an Bedeutung verliere. Die in Weimar confiscirte Schrift (vgl. 26. Oct. 1814) ist: „Über die Vereinigung Sachsens mit Preußen. Von einem Preußischen Patrioten. 1814" (20 S.). Der angebliche preußische Patriot warnt vor der Vereinigung. Die „Verletzung der Ehrfurcht gegen hohe Häupter" wurde wohl in dem Tadel der Besitzergreifung Hannovers (1806) und in folgendem Schlußsatz gefunden: „Unsere Veredlung und Wiedergeburt werde nicht mit einer That besudelt, die uns dem Hasse Europas unwiederbringlich aussetzt". Nicht gemeint dürfte eine Schrift sein, deren Titel ähnlich lautet, die aber für die Vereinigung plaidirt: „Sachsens Vereinigung

mit Preußen aus dem Gesichtspunkt des Protestantismus betrachtet von Germanus Sax". Leipzig, im November 1814. Die in Weimar nicht geschriebene Schrift (4. December 1814) ist „Friedrich August, König von Sachsen, und sein Volk im Jahr 1813," 1814; sie richtet sich durchaus gegen den König. So heißt es z. B.: „Er war seinen bösen Sternen blind gefolgt", „in dieser unseligen Verbindung eines bösen Willens und eines verstockten Herzens", „das unteutsche und unwürdige Betragen eures Königs", „sein heilloses und schnödes Betragen gegen Preußen in Teutschland und in Polen, seine knechtische Anhänglichkeit an den Unterdrücker der Ehre und Freiheit, endlich die schwarzen Verbrechen der letzten Monate gegen das Vaterland nahmen auch dem Beinamen des Frommen die Ehre: wem Gott und Religion nicht Muth gibt, sich über die Zeit und ihre Eitelkeit zu erheben und dem schleichenden Unrecht den Stolz der Pflicht entgegenzustellen, der verdient einen solchen Namen nicht". Diese Schrift wurde unterstützt durch K. L. Horff's feurige Worte zu der Schrift: F. A. u. s. V., Lpz. u. Frkf. a. M. 1814; gegen beide erschienen mehrere Broschüren. Endlich ist die Schrift: „Preußen und Sachsen, November 1814. Berlin Duncker und Humblot" (oben S. 225) — nicht zu verwechseln mit B. G. Niebuhr's berühmter Streitschrift „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof" — in durchaus preußischem Sinne geschrieben. Ob sie (wie es 13. December 1814 heißt) von Hardenberg herrührt, vermag ich nicht zu sagen; wahrscheinlich ist es nicht. Sie richtete sich gegen eine im October 1814 erschienene Schmähschrift: „Preußen und Sachsen", die ihrerseits mit großer Heftigkeit sich gegen zwei in der „allgemeinen" und der „Baireuther" Zeitung, also zwei nichtpreußischen Blättern abgedruckte Aufsätze gewandt hatte. Auch sie erhielt eine Gegenschrift in der sehr umfangreichen und entschieden gehaltenen (in München erschienenen) Arbeit: „Sachsen, Preußen und Europa, zur Widerlegung der Staatsschrift: Preußen und Sachsen. Fata viam invenient. Jänner 1815". Ueber die Schrift vgl. Brockhaus I, 348; sie

enthielt nämlich Bemerkungen gegen Br., wider welche dieser sich vertheidigen zu müssen glaubte.

Interessirte diese sächsische Angelegenheit Weimar nur wegen der Nachbarschaft und wegen der Sympathie, die der greise, vielgeprüfte und in Folge mancher guten Eigenschaften geschätzte Fürst erregte, so war die Heimkehr des Landesherrn, seine Rangerhöhung und Erweiterung seines Gebiets eine jeden Weimaraner nahe angehende Sache. Goethe hatte vom 18. Juni an sich um die Ausschmückung der Stadt zum Empfang des schon damals erwarteten Carl August bemüht und die Redaction des poetischen Grußes besorgt. Er selbst stellte dieser Sammlung*) „Willkommen" eine dichterische Widmung voran und ließ ihr eine Erklärung der einzelnen Beiträge folgen; vielleicht steuerte er auch zwei Gedichte bei. Knebel forderte er direct zur Mitarbeit auf und bat ihn, auch die Freunde zu Beiträgen zu veranlassen; Knebel entsprach auch der Aufforderung; von Voigt sind die Gedichte Nro. 6. 15. Unter den übrigen Mitarbeitern waren ziemlich viele Weimaraner; von den in den bisherigen Ausführungen vorgekommenen Bertuch, Einsiedel, Göttling, von Müller, Peucer, Riemer, Vulpius.**) Die Sammlung „Will-

*) Die Sammlung führt den Titel: Willkommen! Weimar 1814. 40 unpaginirte Bll, 22 Gedichte enthaltend, auf dem letzten Blatt: Übersicht (kurze Charakteristik der einzelnen Gedichte) von Goethe. (Exemplar in der großh. Bibl. in Weimar.) Vgl. Goethe an Knebel 9. Juli 1814, Knebel's Antwort 14. Juli, Goethe's Tagebücher W. A. III, Bd. 5, 113ff. vom 18. Juni an (dazu Anmerkungen S. 353), Annalen W. A. Bd. 36, S. 89, dazu Biedermann's Erläuterungen S. 156, Hirzel, Verzeichniß S. 76, (die dort citirten Bemerkungen von Peucer, Weimarische Blätter, Leipzig 1834, S. 597. 599 bestätigen nur, daß die Ueberschriften und erklärenden Bemerkungen der Gedichte von G. sind), Carl August an Goethe 6. August 1814 und Jahn, Goethe's Briefe an Voigt S. 108 fg., 434—436. Goethes Antheil gedruckt Strehlkesche Ausgabe der Gedichte III, 249 ff.

**) In den Beischriften zu dem schon bei Strehlke benutzten Exemplare Kräuter's in der großh. Bibliothek in Weimar wird von den 32 Gedichten (richtiger 34, da die 6 auf dem Titel stehenden Verse und der Vorgesang nicht mitgezählt werden) nur eines, Nr. 20, als Anonym bezeichnet. Die

kommen" würde, als Ausdruck der Zeitstimmung, eine Wiederholung verdienen, ist aber zu lang, um an dieser Stelle abgedruckt zu werden. Die 32 Gedichte geben dem Wohlgefühl Ausdruck, das durch Ruhe und Frieden hervorgerufen ist, preisen die tapferen Thaten des Herzogs und feiern die Anhänglichkeit des Landes an seinen Fürsten. Sternbilder und Blumen erscheinen, um dem als Vater, Fürsten und Helden Gepriesenen zu huldigen, in verschiedenen Versmaßen: antiken Oden, Distichen und Sonetten, Gnomen, in denen Vers und Prosa gemischt ist, auch in lateinischen Hendekasyllaben und Distichen versuchen sich die Dichter: Schiller's „Worten des Glaubens" stellte einer „Worte der Zeit" gegenüber, selbst zur Nachahmung des eigenthümlichen Metrums der „Braut von Corinth" wurde ein Andrer gelockt. Gerade die Erinnerung an die Friedensthätigkeit des Fürsten kehrt mehrmals wieder: indem seine Berufung und Beschirmung der großen Schriftsteller gefeiert wird, erklingt auch die wehmüthige Klage um die längst oder kürzlich Heimgegangenen: Schiller und Wieland. Doch herrscht der freudige Ton vor. Zu seiner Charakteristik diene die elfte Strophe des Liedchens „Patriotisches Stillleben", das in Goethe's Uebersicht charakterisirt wurde: „zeigt die heitere Beharrlichkeit, die sich einem Ort, Einem Fürstenhause, Einem Volk und Geschäft getreulich widmet":

Sei es schön in andern Zonen;
Hier in Weimar will ich wohnen,
Leben, sterben hier,
Mit den Schatten edler Geister,
In der Nähe großer Meister:
Weimar lob' ich mir.

Dichter der übrigen sind nach alphabetischer Ordnung folgende: Bertuch (Vater und Sohn, nur bei einem Gedichte wird ausdrücklich sen. bemerkt), Danz, von Einsiedel, von Gerstenbergk, Wilhelm Gerhard, Göttling, Hand, von Knebel, Demoiselle Meyer, von Müller, Peucer, Pistorius, Riedel, Riemer (dieser hat in die Sammlung seiner Gedichte 1826 folgende aufgenommen: Titelverse, Prolog, Sternbilder, Blumen und Pflanzen, Kunstschule), Schnauß, Sondershausen, Vulpius, Weichardt.

Anhang zum achten Capitel.

Voigt's und der Seinen Urtheile und Gesinnung wird man als den Durchschnitt der in Weimar herrschenden Meinungen und Hoffnungen annehmen können. Daneben gab es aber gewiß auch Andersdenkende, voran den Herzog. Carl August war lange preußischer General gewesen und preußisch-deutscher Patriot seit seiner Jugend; er wurde gewiß nie ein Bewunderer Napoleon's und niemals thätig in seinem Interesse. Wieweit jedoch seine antifranzösische Thätigkeit ging, ist bisher, soweit mir bekannt ist, aus den Quellen niemals dargestellt worden. Bis dies geschieht — und eine solche Arbeit kann nur von Weimar aus, nach Weimarer Materialien erfolgen, um deren Benutzung ich mich erfolglos bemüht habe —, bleibt man auf den Bericht Müffling's „Aus meinem Leben“ (Berlin 1851) angewiesen.

Nach diesem Bericht ging Carl August's geheimer Plan dahin, Weimar zum Centralpunkt der deutschen Freiheit zu machen. In der Ausführung dieses Plans sei Müffling außer der Herzogin der einzige Vertraute gewesen. Der Plan wurde erleichtert durch die vielen schon früher unterhaltenen brieflichen Beziehungen und die Gastfreiheit des Hofes. „So wurde Weimar der Centralpunkt der deutschen Freiheit im wahren Sinne des Wortes. Von Weimar aus wurden die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt und manches ohne Aufsehen vorbereitet, was 1813 beim Ausbruch des Krieges sich als deutsches Element zeigte.“ Allerdings sei, wie M. gesteht, die französische Partei in Weimar sehr mächtig gewesen, St. Aignan hätte unter den Beamten eine förmliche Spionengemeinde gehabt.

Wie weit diese ganze Darstellung den thatsächlichen Verhältnissen entspricht, vermag ich nicht anzugeben. Man müßte doch denken, daß Müffling, der ehemalige preußische Officier, der später es zu sehr hohem Range in Preußen brachte, während

dieser Zeit, in der er die preußisch-deutschen Interessen in Weimar vertrat, mit den bestimmenden Männern Preußens in naher Verbindung gestanden hätte. Dies ist jedoch nicht der Fall. Weder im geheimen Staatsarchiv noch in dem Kriegsarchiv des Generalstabes in Berlin befindet sich ein Schreiben Müffling's. Auch Correspondenzen des Herzogs Karl August mit dem Könige sind dort nicht erhalten. Das Wenige, was mir in dem erstgenannten Archiv vorgelegt worden ist, beschränkt sich auf einzelne Geburtstags-Glückwünsche (1807), Anzeigen des Todes des Prinzen Paul Constantin, der Herzogin Anna Amalia, Mittheilung der Geburt eines Enkels 1808, bei dem der König die Gevatterschaft annimmt, Anzeige von der Durchreise der Maria Paulowna durch die preußischen Staaten. Es sind also nur Stücke einer rein persönlichen Correspondenz, die erhalten sind. Von wirklich politischem Interesse ist höchstens der im Folgenden erwähnte Briefwechsel, bei dem es sich aber nur um die preußischen Besitzverhältnisse, nicht um allgemein deutsche Fragen handelt.

Am 10. September 1808 schreibt nämlich der König an Karl August, er sei überzeugt, dieser werde ihm gelegentlich der Erfurter Zusammenkunft bei dem Kaiser von Rußland gute Dienste leisten, pour aider à disposer ce souverain à faire entrer la restitution de mes États comme objet essentiel dans les arrangements dont on conviendra. Zu diesem Zwecke schicke er an K. A. ein auch dem Grafen Romanzoff übergebenes Memoire. K. A. antwortet am 22. September: Er werde dies Memoire dem Kaiser von Rußland persönlich durch Herrn von Wolzogen übergeben lassen. Ma situation est très épineuse, schreibt er, et je suis obligé d'être très circonspect; j'ai quelques raisons de croire que L'Émp. sera fort aise, si l'on ne lui parle que des objets indifférents.

Auch der Biograph Müffling's, A. D. B. 22, S. 452, weiß von diesen patriotischen Verdiensten Müffling's nichts zu melden, und das wichtige Quellenwerk F. von Müller's „Erinnerungen aus den Kriegszeiten" nennt zwar Müffling's Namen an zwei

Stellen, S. 286 Anmerkung und 307 f., berichtet aber von seiner eminent patriotischen Thätigkeit durchaus nicht das Geringste. Die patriotische Gesinnung und die freimüthigen Aeußerungen des Herzogs über die deutsche Erniedrigung und die Hoffnung auf Befreiung sowie die dadurch hervorgerufene Erbitterung des Kaisers gegen die tonangebenden Männer in Weimar hebt dagegen auch Müller mit aller Entschiedenheit hervor (S. 286). In der oben (S. 177 fg.) erwähnten Schilderung der politischen Einrichtungen Weimars wird Müffling nur als Vicepräsident des Landschaftscollegiums genannt.

Auffällig bleibt es gleichfalls, daß Müffling dem Goethekreise ganz fern gestanden zu haben scheint. In den Werken wird er nirgends erwähnt. In brieflicher Verbindung stand Goethe nicht mit ihm, und die kargen Erwähnungen in den Gesprächen (vgl. Biedermann, Register) bezeugen keinen engeren Verkehr. Nur die eine Stelle, freilich eine Aeußerung Falk's, Bd. 2, S. 351, beweist die Intimität des Herzogs mit dem preußischen Officier und des Herzogs Eifer für die deutsche Sache. Aber in den durch diese Aeußerung hervorgerufenen hyperpatriotischen Ausrufungen Goethe's, die mehr nach Falk als nach Goethe klingen, ist von Müffling's Thätigkeit nicht die Rede.

Endlich müßte, so sollte man meinen, das Weimarer Archiv viele auf diese Thätigkeit bezügliche Aktenstücke enthalten. Doch scheint dies nicht der Fall zu sein. Auf meine Anfragen sind mir aus der Correspondenz Müffling's und des Herzogs nur drei Aktenstücke mitgetheilt worden (A. XIX, Nr. 91). Von diesen behandelt das Schreiben Müffling's (15. März 1807) eine unbedeutende militärische Angelegenheit; der wesentliche Inhalt des oben (S. 170 A.) benutzten zweiten betrifft den damals in weimarische Dienste übertretenden Rühle von Lilienstern. Nur das dritte gibt wenigstens eine Andeutung von der engen Verbindung, die zwischen dem Herzog und seinem Vertrauten herrschte.

Dieser Brief (10. October 1808) lautet:

„Noch immer hege ich für Sie dieselben Gesinnungen die ich Ihnen auszudrücken mich oft beflißen habe u. mit Ihnen habe ich noch immer dieselben Absichten, die ich Ihnen schon vor einiger Zeit kund machte: die Verschiebung der landschaftl. Zusammenkunft hat mich nur verhindert daß völlig zu realisiren und es öffentlich bekannt zu machen, was ich zu Ihren künftigen Wirkungskreise in hiesigen Diensten mir ausgedacht hatte. Für das was Sie Zeit her für mich und meine Angelegenheiten gethan und gewirkt haben, bin ich Ihnen Danck und Lob schuldig. Ich glaube durch diese Zeilen Ihren Brief völlig beantwortet zu haben und Sie haben hier auch daßjenige schriftl. in Händen, was Sie zu besitzen wünschten."

Eine Sonderstellung Müffling's wird durch dieses Schreiben gewiß bestätigt; mehr aber nicht. So lange nicht durch andere Aktenstücke seine Mittheilungen völlig erhärtet sind, wird er allein die Verantwortung für seine Aussage übernehmen müssen. Jedenfalls ist seine in patriotischem Sinne unternommene Thätigkeit einstweilen unbekannt; nur das darf man als gewiß annehmen, daß sich seine und des Herzogs politische Gesinnung von der der ersten Weimarischen Staatsmänner wesentlich unterschied.

Neuntes Capitel.

Ch. G. von Voigt, Goethe's Amtsgenosse.

In den vorstehenden Capiteln, besonders dem unmittelbar vorangehenden ist häufig von Voigt's Briefen an Böttiger Gebrauch gemacht worden. Sie bilden auch die Hauptmasse, die zu diesem Abschnitt benutzt ist, zu dem natürlich auch das schon gedruckte Material herangezogen werden mußte. Doch treten diese anspruchslosen Mittheilungen keineswegs mit dem Anspruch auf, eine Biographie des vielfach thätigen Staatsmannes und Gelehrten zu geben; eine solche kann nur von Weimar aus geliefert werden, wo in dem Staatsarchiv eine Fülle von Stoff bereit liegt. Eine Biographie Voigt's und eine erschöpfende Biographie Karl August's, welche dankbare, wenn auch schwierige Aufgabe für einen Weimarischen Historiker.

Ch. G. von Voigt (oder eigentlich nur Voigt, denn geadelt wurde er erst 1807) ist geboren am 23. December 1743. Er stammte aus einer Familie, die schon seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts dem weimarischen Fürstenthum tüchtige Beamte geliefert hatte. Er wurde in seiner Vaterstadt Allstedt zuerst von einem Hauslehrer, dann in der Klosterschule Roßleben unterrichtet (1758—61). Dort legte er den Grund zu seiner trefflichen klassischen Bildung, so daß ihm bis in sein spätes Alter stets erneute Lectüre der lateinischen und griechischen Schriftsteller, das Verfertigen lateinischer Verse Freude und Erholung war. Zugleich wurde aber in der Schule sein Hang zur deutschen Poesie

genährt und sein Sammeltrieb hauptsächlich für alte Münzen angeregt. Während der Schulzeit verlor er die geliebte Mutter, der zu Liebe er sonst Theologie studirt haben würde. Von dieser Rücksicht frei, wählte er 1761, als er die Universität Jena bezog, das juristische Studium, war aber schon während der Universitätszeit kein einseitiger Jurist, sondern blieb daneben um seine allgemeine Bildung bemüht und war einem fröhlichen Studentenleben nicht abhold. Von Jena wandte er sich nach Weimar, dem er mit Ausnahme weniger Jahre bis an sein Lebensende treu blieb. 1766 erhielt er dort die Erlaubniß zur Advocatur und gleichzeitig die Stelle eines Accessisten an der dortigen Bibliothek, die er vier Jahre verwaltete. Gerade durch diese Thätigkeit wurde seine gelehrte Liebhaberei befördert, die später, 1786 durch die von seinem Onkel Chr. G. Müller ererbte Bibliothek eine neue kräftige Nahrung erhielt. Durch solche Zuwendungen und die aus eigenen Mitteln bewirkte Vermehrung seiner Bücherschätze wurde er ein oft aufgesuchter und gern spendender Liebhaber von literarischen Seltenheiten.

Im Jahre 1770 wurde er an Stelle seines Vaters Justizamtmann in Allstedt und heirathete seine um zwei Jahre ältere Cousine Johanna Victoria, geborene Hufeland, die in einer kurzen kinderlosen Ehe mit einem Herrn Michaelis in Dornburg verheirathet gewesen war. Sie war eine gebildete, poetisch beanlagte, großdenkende fromme Frau, die eine treffliche Mutter der drei Kinder wurde, die sie ihrem Gatten in Allstedt schenkte, eine ausgezeichnete Gattin, die länger als 40 Jahre das Glück ihres Mannes ausmachte.

Seit 1777 lebte Voigt in Weimar. Zuerst als Regierungsrath, seit 1783 als geheimer Archivarius und Mitglied der Direction des Ilmenauer Bergbaues, 1788 in Folge von Goethe's Drängen Mitglied der Kammer, 1789 Geheimer Regierungsrath, 1792 Geheimer Assistenzrath mit einem Sitz im Conseil, 1794 wirklicher Geheimrath, 1804 Excellenz, 1807 geadelt, 1816 Präsident des Staatsministeriums

In der ersten Zeit stand er mit dem Fürsten, dessen Wiederkehr von seiner großen Bildungsreise 1775 er in einem lateinischen Gedicht besungen hatte, in keiner näheren Beziehung. Diese trat erst ein, als Goethe sich von den Geschäften zurückzog. Voigt wurde, seitdem er mit Karl August nach Berlin in Angelegenheiten des Fürstenbundes gereist war und sich dort zu bethätigen gewußt hatte, erster Vertrauensmann des Herzogs und blieb dies, nachdem er namentlich bei den wiederholten Entfernungen Karl August's aus Weimar während der Kriegszüge sich als ausgezeichneter Berichterstatter und trefflicher Ersatzmann und in den darauf folgenden schweren Zeiten als unermüdlicher Arbeiter und umsichtiger Finanzmann bewährt hatte, sein langes Leben hindurch.

Auch mit den bedeutenden Männern Weimars kam er in rege gesellschaftliche Verbindung. Dies geschah hauptsächlich in den mannigfachen Clubs, vornehmlich in der von Goethe seit 1791 geleiteten Freitags-Gesellschaft, deren eifriges, durch naturwissenschaftliche, geographische, historische und staatsrechtliche Vorlesungen sich auszeichnendes Mitglied er wurde. Er wurde nahe mit Herder bekannt, dessen Sohn Gottfried mit Voigt's ältestem Sohne gemeinschaftlich erzogen wurde; mit Wieland, dessen „Merkur" ihm auch für einzelne schriftstellerische Productionen offen stand; mit Schiller, der 1787 die Hoffnung aussprach, „in Voigt den vertrauten Freund, nach dem er sich lange gesehnt, zu finden". Von diesen dreien blieb Schiller, so lange er lebte, mit dem Minister in dauernder Verbindung und konnte ihn auch seiner Wittwe als treuen Berather und Helfer hinterlassen.

Hübsche Worte Voigt's über Schiller's Verlust sind schon oben (S. 72fg.) mitgetheilt; unten mag Manches folgen, was die fortdauernde Intimität Wieland's mit Voigt bezeugt.

Das Vertrauen des Herzogs, Voigt's Arbeitsfreudigkeit und Gewandtheit brachten ihm freilich beständige Vermehrung der Geschäfte. Seine Collegen im Geheimen Conseil waren oft

durch Krankheit, diplomatische Sendungen oder Arbeitsunlust gehindert. Er war und blieb der „Geschäftsscherwenzel" für ganz Weimar. An Ehre und Anerkennung fehlte es ihm nicht; denn sein Wort „ich stehe ohne Ablösung auf der Schildwacht und bin, statt irgend davor Dank einzunehmen, immer gefaßt, getadelt und verantwortlich gemacht zu werden", war doch höchstens für die erste Zeit und auch für sie nicht völlig zutreffend. In den schwersten Zeiten schien seine Kraft sich zu verdoppeln. Die Losung, die er sich selbst gab, „an mir soll es nirgends fehlen", bewährte er vollauf. Er war des Herzogs eifrigster Helfer bei der Vereinigung der landständischen Verwaltung (vergl. oben S. 214) und fand in dem neuen General=Landschaftsdirector, seinem alten Freunde Ziegesar, einen treuen Mitarbeiter.

Seine Privat= und Familienverhältnisse gestalteten sich sehr günstig. Seit 1809 bewohnte er ein eigenes Haus in der kleinen Teichgasse, die jetzige Hofbuchdruckerei, rühmte sich nun der bequemsten und elegantesten Wohnung Weimars, in der er seine Sammlungen wohlgeordnet aufstellte. Er erfreute sich des schönsten Familienlebens, das ihm Ersatz bot für alle anderen Vergnügungen, auf die er theils aus Neigung, theils aus Geschäftszwang verzichtete.

Dieses harmonische Zusammensein wurde durch den Tod des gleichnamigen ältesten Sohnes, der es zu hohen Ehren gebracht und nach einer ersten unglücklichen Ehe in der zweiten Friede und Glück gefunden hatte, vernichtet. Der Sohn wurde, nachdem eine seiner chiffrirten Depeschen aufgefangen worden, von den Franzosen verhaftet. Er verfiel, nachdem er dem angedrohten Schicksal, erschossen zu werden, auf Fürbitte der Herzogin entgangen war, unmittelbar nach der Freilassung in eine schwere Krankheit, an der er am 13. Mai 1813 starb.

Der Vater tröstete sich durch unermüdliche Thätigkeit und tiefe Frömmigkeit: „Ich las im Seneca viel Schönes. Doch ist das Alles nichts gegen unsere Christlichkeit, deren Stärke erst dann am wirksamsten vortritt, wenn wir sie am meisten be=

dürfen". Ein nicht minder schwerer Verlust war der Tod seiner Frau (September 1815). Die Lücke, die das Hinscheiden dieser Frau riß, wurde einigermaßen ausgefüllt durch Voigt's zweite Vermählung mit der Nichte der Heimgegangenen, Amalie geborenen Hufeland, die seit 1803 Wittwe des Regierungsraths Osann war.

An äußeren Ehren fehlte es dem Greise nicht. Er wurde, wie schon erwähnt, 1816 Präsident des neugeordneten Staatsministeriums, Ordenskanzler des Falkenordens, dessen erstes Großkreuz er erhielt; sein am 27. September 1816 gefeiertes 50jähriges Dienstjubiläum brachte ihm reiche und wohlverdiente Ehren.

Unter den Weimarer Beziehungen Voigt's sind gewiß die mit Goethe am bedeutendsten. Nachdem er gegen diesen wie alle Weimarer Beamten anfänglich eine von Neid nicht ganz freie Abneigung gespürt hatte, wurde er durch die mit ihm gemeinsam geübte Thätigkeit am Ilmenauer Bergbau, durch die in Folge dessen sich entwickelnde wissenschaftliche und Sammler-Arbeit und vielleicht auch gerade durch die bei diesen Bemühungen erlittenen Mißerfolge mit Goethe eng verbunden. Seitdem dieser Voigt's Bedeutung erkannte, wünschte und erlangte er seine Mitarbeiterschaft bei seinen wissenschaftlichen Inspectionen, bei der Aufsicht über die Universität Jena, über die wissenschaftlichen Institute überhaupt. Ja auch auf diesem Gebiete amtlicher Thätigkeit übernahm Voigt oft den größern Theil der Arbeit. Die Universität Jena wandte sich in ihren Angelegenheiten gern an ihn. Einer ihrer bedeutendsten Lehrer, Fichte, sandte ihm mehrere Schriften zu und blieb ihm, trotzdem er nicht ohne Voigt's Mitwirkung seine Entlassung aus Jena erhalten hatte, auch später anhänglich ergeben. Besonders lag ihm die Literaturzeitung, die „Allgemeine" und die seit 1803 als Jenaer bezeichnete am Herzen. Die Stürme des Jahres 1803 (Wegzug vieler Professoren nach Halle und Würzburg) wurden durch seine Mitwirkung überwunden; „kein Mensch dächte", so schrieb er einmal, „mehr dieses edlen Gefäßes, wenn ich nicht hin

und wieder mich regte. Und doch müssen wir das Gefäß erhalten, wenn wir wieder darin etwas aufnehmen wollen. Endlich wird gewiß der Verstand noch sein Recht behaupten, und die Wissenschaften werden nicht untergehen". Auch nach der furchtbaren Erschütterung des Jahres 1806 ließ es Voigt trotz der sehr beschränkten Mittel an Förderungen der Hochschule nicht fehlen.

Auch die privaten Beziehungen mit Goethe wurden seit 1791 von Jahr zu Jahr enger. Voigt ward Goethe's Helfer in Finanzverlegenheiten, in kleinen Verhandlungen mit dem Herzog, auch in Auswirkung einzelner Gnaden; er bewährte sich besonders als redlicher Mittelsmann in der Theaterkrise des Jahres 1808, wo die Intriguen der Schauspielerin Jagemann Goethe vom Theater zu entfernen drohten.

In vierfacher Art sprach sich Goethe über seinen Amtsgenossen aus: in Gesprächen, Gedichten, Lebensbekenntnissen, Briefen.

In den Gesprächen kommt es zu keiner Charakteristik, sondern nur zu einzelnen verhältnißmäßig sehr wenigen Reminiscenzen an die gemeinsame Thätigkeit; nicht einmal des Todes wird gedacht. Unter den Gedichten ist eins (Weim. Ausg. IV, S. 15 fg.): „Herrn Staatsminister v. Voigt zur Feier des 27. Sept. 1816". (Voigt's Jubiläum vgl. oben S. 243.)

Es betont, in poetischen Worten, das Beglückende und Erhebende der gemeinschaftlichen Wirksamkeit. Es erwähnt der schweren gemeinsam verlebten Zeiten und der Fähigkeit des Angesungenen, in einer aufreibenden Thätigkeit das höhere geistige Interesse sich zu bewahren und schließt, indem es zu weiterer gemeinsamer Arbeit auffordert, mit den Versen:

> Beharren wir zusammt in gleichem Sinne,
> Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne.

In den „Annalen" gedachte Goethe Voigt's gelegentlich unter den ‚nächsten' Freunden, erwähnte die persönlichen und amtlichen Beziehungen, die er mit ihm gehabt hatte, auch sein

Jubiläum und gedachte seines Todes mit den Worten: „für mich entsteht eine große Lücke und dem Kreise meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Prinzip. Voigt fühlte sich in der letzten Zeit sehr angegriffen von den unaufhaltsam wirkenden revolutionären Potenzen und ich pries ihn deshalb selig, daß er die Ermordung Kotzebues, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde".

Das schönste Denkmal dieser Freundschaft sind Goethe's Briefe an Voigt. Sie legen nach ihres Herausgebers, O. Jahn's, treffenden Worten das beste Zeugniß davon ab, „wie während dieser langjährigen, gemeinsamen, zum Theil auf die edelsten Interessen gerichteten Amtsthätigkeit zwischen Goethe und Voigt eine wahre herzliche Freundschaft unwandelbar bestand. Lassen sie uns in den Betrieb des Geschäftsverkehrs blicken und die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit erkennen, mit welcher auch das kleine Detail behandelt wird, so wirken sie durch die darin herrschende Offenherzigkeit und das volle Vertrauen ungemein wohlthuend. Niemand wird sich dem Eindruck verschließen, wie nicht bloß durch den Actenton die eigenthümlichen Accente des Dichters und Schriftstellers dringen, sondern wie fortwährend die Theilnahme eines warmen Herzens an einem individuellen menschlichen Verhältniß unwillkürlich sich ausspricht".

Seitdem Jahn die 248 Briefe und Billete Goethe's herausgab, hat sich deren Zahl ungemein vermehrt. Während die Jahn'sche Ausgabe bis zum Mai 1805 hundert Briefe zählte, brachte die Weimarische Ausgabe von Goethe's Briefen bis zu dem genannten Zeitpunkt hunderteinundachtzig. In den Jahren bis 1810 fügte sie zu den bisher gedruckten achtzehn unveröffentlichte hinzu. Die bisher erschienenen 18 Bände des Goethe-Jahrbuchs veröffentlichen gleichfalls elf bei Jahn nicht aufgenommene Briefe, so daß man sagen kann: mit der Vollendung der Weimarer Briefausgabe dürfte die Zahl der an Voigt gerichteten Billete und Briefe sich beinahe verdoppeln.

Durch alle diese neuveröffentlichten Briefe wird zwar die Ansicht über das Verhältniß der beiden zusammen wirkenden Staats- und Geschäftsmänner nicht geändert, aber gar manche wichtige Angelegenheit wird offenbar, in der sie gemeinschaftlich arbeiteten, und das schöne Einverständniß beider wird immer klarer. Wenigstens eine Stelle, die in Erinnerung an die schon erwähnte Ilmenauer Thätigkeit geschrieben wurde, mag hier mitgetheilt werden (14. Januar 1810, W. A., Briefe 21, 170):

„Möchten Ew. Excellenz, indem ich über diesen alten Erinnerungen, Resten und Einrichtungen noch immer wie ein abgeschiedener Geist schwebe, der nach Hofrath Jungs Theorie bey seinen im Leben so sehr geliebten Schätzen wie ein blauer Dunst verweilt, möchten Sie für das Viele was Sie uns sind doch eine recht freudige und lebenvolle Belohnung genießen."*)

Zu den vielen Angelegenheiten, in denen Goethe und Voigt zusammen wirkten, wenn auch nicht in allen Kleinigkeiten gleich gesinnt, gehörte auch die Böttiger'sche Sache (vgl. oben S. 36 ff.). Während aber Goethe und Böttiger schon vor der räumlichen Entfernung persönlich völlig getrennt waren, blieben Voigt und Böttiger auch nach dem Wegzug des Letzteren in enger durch die Entfernung sogar gefestigten Verbindung. In Weimar hatte das Rangverhältniß, so wenig Ueberhebung Voigt's Sache war, manchmal störend gewirkt; dies trat, seitdem B. in Dresden lebte, völlig zurück und so wurden beide von jener Zeit an intime Freunde.

---

*) Riemer, der so ziemlich Alles bedichtete, was sich in Weimar bedichten ließ (Gedichte, Weimar 1826, 2 Bändchen: an Goethe 21 Gedichte, Bd. II, S. 6—48), richtete auch an Voigt sechs Gedichte 1813—18, theils an seinem Geburtstage, theils an seinem Jubiläum. Sie sind wegen ihrer Uebertreibung und ihrer unpoetischen Sprache zur Mittheilung nicht geeignet; als genießbarste Probe mögen die folgenden Verse gelten:

Ja! Der Du stät, im Sturme, wie im Frieden,
Des Staates Schiff mit wachem Geist gelenket,
Die Scylla dort, Charybdis hier vermieden,
Nun sich die Fahrt zum Friedenseiland lenket,
Ein sichres Ufer winkt mit reichen Triften:
Genieße mit, was Du uns mitgeschenket!

Die Briefe Voigt's füllen die Bände 210—214 der großen Böttiger-Sammlung in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Sie beginnen mit dem Jahre 1795 und schließen im Jahre 1819 (13. Januar, zwei Monate vor dem Tode des Schreibers). Die fünf Bände umfassen 457 Nummern (82, 108, 85, 72, 110). Der letzte Band enthält die undatirten Briefe; für die übrigen Bände sind die Jahre 1805, 10, 13, 19 die Endjahre. Die datirten Briefe sind im Ganzen völlig chronologisch geordnet; einzelne Briefe des Jahres 1805 sind, was bei der sehr undeutlichen Handschrift Voigt's leicht erklärlich ist, in die Briefe des Jahres 1808 gerathen. Mitten in Band 214 findet sich ein Brief des Erbprinzen Karl Friedrich, der, strenggenommen, nicht dahin gehört. Einzelne gedruckte Beilagen enthalten Gedichte Voigt's, Friedensanschlag und Gebet 1806 und (vgl. oben S. 115fg., 117fg.), lateinische Carmina Eichstädt's u. A. auf Voigt, auch den Nekrolog, den Böttiger auf Voigt schrieb.

Im Laufe der Zeit werden die Briefe nicht geringer und kürzer, sondern nehmen eher an Häufigkeit und Umfang zu. Am stärksten ist der Zeitraum 1811—13 vertreten, aus dem 85 meist große, vier Quartseiten umfassende Briefe erhalten sind, so daß mindestens alle 14 Tage ein Brief geschrieben wurde. Bei der Arbeitslast, über die Voigt gewiß mit Recht klagte, bei seiner auch sonst bezeugten starken, nichtamtlichen, freundschaftlichen Correspondenz z. B. mit Frankenberg, ist eine solche Briefmasse recht verwunderlich. Begreiflich wird sie nur dadurch, daß Voigt seine ganze Mußezeit auf die Correspondenz verwandte, daß er, im Gegensatz zum modernen Menschen, keine Zeit für die Zeitung brauchte und daß er, in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens, um die es sich hier fast ausschließlich handelt, fast niemals Gesellschaften oder Theater besuchte.

Wirklich regelmäßig und interessant wird der Briefwechsel erst, seitdem beide Männer nicht mehr an einem Orte zusammen lebten, also seit 1803. Bis dahin wurden, da ziemlich rege persönliche Zusammenkünfte stattfanden, nur Billete gewechselt, die

das Zusammentreffen regelten, das Besprochene vervollständigten, zu Besprechendes andeuteten, Bücher erbaten, kurze Anfragen enthielten.

Bei diesem ungeheuern Material that Beschränkung noth. Da es in erster Linie darauf ankam, das Allgemeine, Cultur-historische, Altweimarische zu schildern, so mußte das rein persönliche Verhältniß zwischen Voigt und Böttiger im Hintergrund bleiben. Daher war alles auszulassen, was sich auf die beiderseitige Liebhaberei, die Numismatik und die von Beiden gepflegte Maurerei bezog, soweit die der letzteren gewidmeten Notizen nicht allgemeineres Interesse hatten. Aber auch die vielfach mitgetheilten Personalien, falls sie nicht bekannte Menschen betrafen, waren zu übergehen. Endlich hielt ich auch die Veröffentlichung solcher Notizen und Betrachtungen für ungeeignet, die sich allzu intim mit dem Privatleben befaßten, z. B. die über Voigt's Schwiegertochter, die unglückliche erste Ehe seines Sohnes überhaupt und dessen Scheidung, sowie die häufig wiederkehrenden Ausdrücke der Sympathie für diese trotz aller ihrer Schwächen stets geliebte oder wenigstens beachtete Frau (geb. Ludecus, auch als Schriftstellerin rühmlich genannt). Auch die Stellen über Voigt's zweite Ehe wurden nur mit Maß berichtet. So geeignet diese theilweise recht wortreichen Ausführungen auch sind, um die Intimität der freundschaftlichen Beziehungen beider Männer zu bekunden, so ehrenvolle Worte sie auch über Böttiger's milde Tröstungen, seinen dem Klagenden erfreuenden und beruhigenden Zuspruch enthalten, so sehr sie auch ein Manchem vielleicht unerklärliches Vertrauen Voigt's zu Böttiger's Verschwiegenheit beweisen — ein Vertrauen, das, wie man annehmen möchte, nicht unbedingt gerechtfertigt war —, so sollen diese als vertraulich bezeichnete, zum Geheimniß bestimmte Bekenntnisse nicht an das Licht der Oeffentlichkeit gezerrt werden.

Die Antworten Böttiger's sind mir nicht bekannt. Daß eine ziemliche Anzahl davon in dem Weimarer Staatsarchiv enthalten ist, weiß ich durch die Güte Burkhardt's. Von Böttiger's

an Voigt gerichteten Zusendungen sind nur ein paar lateinische Geburtstagsgedichte in den „Opuscula", 490, 509 fg., 538, gedruckt. Jene Antworten waren für das Verständniß der Voigt'schen Briefe nicht unbedingt nöthig, so daß ich bei dem ungeheuren Material, über das ich schon verfügte, auf sie verzichten zu dürfen glaubte.

Die Verbindung beider Männer war zunächst hervorgerufen durch ihr gemeinschaftliches antiquarisches Interesse. Sie wurde wohl durch Böttiger's Dienstfertigkeit in bibliothekarischen Dingen, im Herbeischaffen seltener Münzen genährt. Böttiger mochte ein Interesse daran haben, in Weimar, dem Platz, den er trotz des ihm Widerfahrenen mit steter Neigung und Sehnsucht betrachtete, sich einen hochgestellten, vielvermögenden Gönner zu sichern. Bei Voigt war das Festhalten an der freundschaftlichen Verbindung, außer durch Dankbarkeit für geleistete Dienste, durch Gewohnheit sowie durch Anerkennung der wissenschaftlichen und publicistischen Leistungen Böttiger's begründet. In seiner Theilnahme für den Freund ging Voigt so weit, daß er, wie aus der folgenden Stelle: 30. September 1810 hervorgeht, Goethe zu veranlassen suchte, an B. etwas über die Aldobrandinische Hochzeit zu schreiben: „Herr von Goethe hat also keine Gelegenheit ergriffen, Ihnen etwas darüber bemerklich zu machen, wozu ich ihn aufgefordert hatte?" B. seinerseits bezeugte die Dankbarkeit für die ihm mannigfach erwiesene Gunst z. B. dadurch, daß er bei dem Eisenacher Brand (s. o. S. 178 ff.) eine Sammlung veranstaltete, deren Resultat 501 Thaler war.

Von den meist politischen Briefen Voigt's ist in den früheren Capiteln ausgiebiger Gebrauch gemacht; die nun folgenden sind wesentlich literar- und kulturgeschichtlichen Inhalts. Vor ihrer Mittheilung sind nur zwei Bemerkungen allgemeinerer Art zu machen. Die eine über Voigt's Schrift, die andere über seinen Stil und seinen Sprachgebrauch.

Voigt's Schrift ist sehr schlecht. Der außerordentlich beschäftigte, mit Schreibereien aller Art überaus belastete Mann

benutzte zur Correspondenz meist die Abendstunden, die einem reichlich ausgefüllten Arbeitstage folgten. Aber selbst wenn er, wie dies gleichfalls vorkam, einen Feiertag zum Briefschreiben benutzte, gönnte er sich keine Zeit und gab sich beim Schreiben keine Mühe. In Folge dessen sind seine Züge so flüchtig, die Buchstaben so unregelmäßig, in einander gezogen, daß es oft schwer fällt, die Zeichen zu entziffern, ja daß manchmal die Enträthselung seiner Hieroglyphen aller Anstrengung spottet. Einzelne Worte, die errathen werden mußten, weil sie sich gar nicht lesen ließen, sind mit Fragezeichen versehen.

Voigt war kein Stilkünstler, wie er ja überhaupt nicht eigentlich Schriftsteller war. Die außerordentlich große amtliche Thätigkeit ließ ihn zur freien Schriftstellerei nicht kommen. Gelegentlich klagte er, wie über die erdrückende Arbeitslast, so darüber, daß der Curialstil seine Schreibweise verderbe. Doch kam noch ein anderer Umstand hinzu, ihn an dem Eintreten in die Schriftstellergemeinschaft zu hindern. Er, der als Beamter mit hohen und höchsten Personen zusammenkam und sich in diesem Verkehr durchaus zwanglos bewegte, hatte nämlich eine merkwürdige Scheu vor der literarischen Oeffentlichkeit. Wenn er schon nicht wünschte, daß in politischen und historischen Darstellungen sein Name genannt würde, obwohl er sich weder seiner Thätigkeit noch der Art, wie dieser gedacht wurde, zu schämen hatte, so wollte er noch weniger bei Ausarbeitungen, die nicht seines Amtes waren, mit seinem Namen hervortreten.

Nur in einer Art bekundete er eine Schriftstellereigenthümlichkeit, die man sonst nur bei sehr productiven Naturen findet, nämlich in der Sprachbildnerei. Nicht etwa aus Ungewandtheit und Verlegenheit, sondern aus einer gewissen Lust an Neuschöpfung erfand er neue Worte, die oft recht treffend sind: Hülfsamkeit, Unersetzlichkeit = unersetzlicher Mann, altfressen im Sinne von: gebrechlich, durch Alter zerfressen. Wie sehr solche Schöpfung Absicht, nicht etwa Zufall war, bewies er durch die einmal gebrauchte Wendung, „damit auch dieser Brief nicht

ohne ein neues Wort bleibe". Diese Häufigkeit des Neubildens brachte es freilich mit sich, daß die Worte oft mehr seltsam als richtig waren, z. B. Hervorkommungen, nach ihrer Erhalt, vielsten, Ausruhung, anmerklich, und viele andere.

Da in den nun folgenden Briefen fast bei jedem einzelnen mancherlei zu erklären war, so zog ich es vor, mit einer einzigen Ausnahme (s. u. Brief vom 5. September 1815) die Anmerkungen unter den Text zu setzen, weil sonst die ewige Abwechslung von Brieftext und erklärendem Beiwerk gar zu ermüdend gewesen wäre.

Briefe Voigt's an Böttiger.

(Undat. 1795.)

Ich muß Ihnen gestehen, hochzuehrender Herr und Freund, daß ich, ohne zu heucheln, das ganze Glaubensbekenntniß*) nicht unterschreiben könnte, was Ihr gütiges Vertrauen mir mittheilt. Sollen wir anderen aber in dergleichem Fall unsere Zweifel vorlegen? Das würde zu einer zwecklosen Discussion führen. Aber wenn wir nun ehrlich unterschreiben könnten, was soll es weiter werden? Und wer haftet davor, daß wir alles genug geprüft haben, was wir unterschreiben. An eine Lüge will ich gar nicht denken, denn es scheint vorausgesetzt zu werden, daß das nicht ist. Diesen Cirkul hat Fichte mit der Nadel seines Scharfsinns berührt, und ich kann mir diesen Einwand nicht auflösen. Die in § 5 vorausgesetzten Unabhängigkeiten, besonders die 2. und 3. sind auch eine große Anforderung. Ein großes Bad der Wiedergeburt muß die Wohlgesinnten abwaschen, wenn sie rein und lauter unterschreiben wollen. Wo sind sie, an die man solche Anforderungen wagen kann, ja die sie irgend erfüllen könnten.

---

*) Es handelt sich gewiß um maurerische Angelegenheiten, die im Einzelnen nicht nachzuweisen sind. Die in unserer Stelle ausgesprochene Gesinnung Voigt's läßt die Mittheilung dieser an sich nicht ganz klaren Briefstelle wünschenswerth erscheinen.

Ich respectire das Rechtwollen unseres Freundes; nur möchte die Subjectivität zu vielen Täuschungen führen.

Ich wünschte einen Freund zu haben, der ehrlich unterschreiben könnte, um vielleicht zu vernehmen, was weiter hinterdrein kommen soll.

Mehreres Behagen hat mir das literarische Leben von Bode*) verschafft. Ich danke Ihnen für die prompte Auswirkung dieses anziehenden Geschenks der vortrefflichen Gräfin. Aber noch mehr danke ich Ihnen für eine Bearbeitung, die des seel. Bode so würdig ist. Ohne Zweifel muß Ihre Hamburger Reise viele Materialien gewährt haben, denn es ist mir Vieles neu gewesen. Sie haben von Seiten der Literatur so meisterhaft als von Seiten der Menschenkenntniß geschrieben. Macte virtute esto!

1797.

Betreffend die Dedication, so wollte ich fast rathen, dem Hn. GHR. v. Goethe zu dediciren, weil er den homerischen Musen vorzüglich gewidmet ist. Serenissimus nehmen alle Jenaischen Zusendungen und Dedicationen gut auf; nur kommt Ihro Durchl. das Latein gar zu gelehrt vor, um sich nicht mit Widerwillen an die Basedow'sche lateinische Erziehung zu erinnern. Für meinen Theil bin ich mir zwar bewußt, in der Hochachtung für Hn. Prof. Ilgen's**) Person, ja für alle Philologie

---

*) Der auch in einem späteren Briefe erwähnte J. J. Chr. Bode, Buchhändler, Uebersetzer und Schriftsteller, war 1778 als Geschäftsführer der Gräfin Bernstorf nach Weimar gezogen und dort 1793 gestorben. Als 6. Band seiner Uebersetzung von Montaigne's Essais war Bode's literarisches Leben bearbeitet von C. A. Böttiger erschienen.

**) Karl David Ilgen, 1763—1834, gelehrter Philologe und Pädagoge, war seit 1794 Professor in Jena, wo er außer seinem Hauptfache, der orientalischen Literatur, auch über Homer Vorlesungen hielt. 1796 erschien seine Ausgabe der Homerischen Hymnen, 1797 seine Opuscula varia philologica. Goethe wurde keine dieser Arbeiten gewidmet. Goethe kannte ihn wohl, doch wird er in den Briefen nur einmal (1800 W. A. XV, 92) genannt; in den „Annalen" kommt er gar nicht und in den Gesprächen (Biedermann I, 182) nur seine Frau vor.

Niemandem etwas nachzugeben und insofern würde ich dgl. Ehren ohne Beschämung annehmen können. Aber bei dem Hn. GHR. v. Goethe trifft mehreres zusammen, was ihn würdig macht, ihm etwas Homerisches zuzueignen. Ich sollte also glauben, es wäre in jeder ehrsamen Betrachtung, die man bei einer Dedication haben kann, wohlgethan, zu dieser anzurathen.

1. Januar 1798.

Dieser Eintritt eines merkwürdigen Jahres, des 150. nach dem Westphälischen Frieden, gibt vielen Stoff zu Betrachtungen und politischen Wünschen. Ew. Wohlg. sollen voritzt die besten hausväterlichen von mir gewidmet sein, wiewohl Sie von so vielen Seiten mit der Zeitgenossenschaft zusammenhängen, daß man für Ihren Ruhm und Ihre Zufriedenheit mehrfachen Anlaß zu Wünschen für Sie zur Hand haben kann. Möge Ihnen Alles wohlgelingen, was Ihr Beruf und Ihr Talent unternehmen kann und das ist viel.

(1798.)

Die mitgetheilte Rüge gegen die Allg. Zeitg.*) scheint mir sehr gerecht zu sein; es wäre sehr wünschenswerth, ein so verdienstliches Blatt zu einer edlen Unparteilichkeit zu erheben und ich sehe das gar nicht für unmöglich an. Man kann auch Feinden Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem man das, was facti ist, zu berichtigen sucht und nicht mehr raisonnement gibt, als die wahren Prämissen unläugbar begründen. Denn so ganz ohne alles Raisonnement möchte doch ein pragmatisches Blatt kaum zu schreiben sein, sollte das raisonnement auch nur in die Form von Fragen und Zweifeln sich einkleiden.

Wenn ich dergl. Aufsatz hätte geben mögen, so würde ich

*) Die Verherrlichung von Nelson's Sieg (durch ein lat. Gedicht Voigt's) ist gedruckt Ztschr. f. vgl. Litgesch. N. F. XI, 193 fg. Die Allg. Zeitg. war französisch gesinnt. Es ist möglich, daß V. diesen Brief ganz oder theilweise als „Gutachten über die Allg. Zeitg.“ drucken ließ. Trotz seiner engen Verbindung mit der „Allg. Zeitg.“ wäre eine solche Versatilität mit seinem Wesen wohl vereinbar.

mich sogar noch mäßiger gegen die Allg. Zeitg. ausgedrückt haben, obgleich die Gegenseite dazu berechtigt, von Enragés zu sprechen.

Ich habe freilich die politische Stimmung der Allg. Zeitg. immer auf eine Spekulation der Autorschaft gerechnet, die ihrem Verleger gern starken Absatz wünscht. Vielleicht glaubt man durch jene entschiedene Tendenz zur Herausstreichung revolutionärer Thaten und Einrichtungen ein größeres Publikum für den Absatz der Zeitung zu gewinnen. Aber alsdann wäre auch das ganze Verdienst nur Sache des täglichen Brodes, nicht des historischen Werthes. Das Institut scheint aber eines edleren Zweckes fähig zu sein.

Man hat aus dem dreißigjährigen Kriege den deutschen Florus von Wessenberg*), der ganz antischwedisch geschrieben ist, aber doch die Thaten des Gegentheils mit Wahrheitsliebe erzählt und nicht so geflissentlich ablehnt und verkleinert. Es ließe sich eine gute Parallele mit der Allg. Zeitg. ziehen, abgerechnet was der Geist des Zeitalters und des Verlags für Unterschied macht.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Allg. Zeitg. sich wegen des Nelson'schen Siegs sonderbar benommen hat. Um Nelson's große That zu schwächen, wird alles auf die Durchbrechung der Linie genommen und Clerke zum Lehrer aufgestellt, da doch alle guten Nachrichten sagen, daß die Gegenwart des Geistes, womit Nelson auf der Stelle das wagliche Stück machte, die französische Flotte zu tourniren und sie zwischen zwei Feuer zu nehmen, den Sieg gründete. Zuletzt wurde freilich auch ihre Linie getrennt, aber keineswegs war dies der Plan des Manoeuvres, sondern nur dessen Folge. Ich hätte sehen wollen, wenn ein französischer Admiral diesen heroischen Entschluß ausgeführt und diesen taktischen Scharfblick gehabt hätte, was da die Allg. Zeitg. würde posaunt haben.

---

*) Kann ich nicht nachweisen.

26. November 1800.

Ew. Wohlgeb. würde ich früher gesagt haben, welches Vergnügen mir Ihre Furien*) gemacht haben, wenn ich mich nicht erst mit ihnen familiarisiren wollen. In einer dürren Geschäftswüste geben die antiquarischen Bächlein eine wahre Erfrischung. Mit dieser eigennützigen Betrachtung verbinde ich gern die Bewunderung des Fleißes und des Scharfsinns, womit Sie aus den verwirrten Acten des Alterthums Relation abgestattet haben. Unzählige Betrachtungen entspringen aus solcher Analyse des Alterthums; mir ist es, als wenn ich durch einen Dollond**) in den Mond sähe, wenn ich das betrachte, wo Sie alles hinweisen. Ich statte Ihnen meinen aufrichtigsten Dank ab, in Erhöhung der Hochachtung, womit immer war und sein werde EW. gehorsamster Diener Voigt.

10. December 1804.

Wir haben schon manchem jungen Gelehrten einen guten Weg gebahnt. Hegel und Fries***) (zwar zwei Pole, aber gute nicht überspannte Denker) sollen jetzt auch Extraprofessoren werden, sie verdienen es beide sehr. Beide haben artige Biographieen von sich mir mitgetheilt. Fries hat mit einem Herrn v. Heinitz aus Meißen in Frankreich und Italien Reisen gemacht, als er schon vorher einige Jahre Privatdocent in Jena gewesen war.

---

*) Die Furienmaske im Trauerspiele und auf den Bildwerken der alten Griechen. Eine archäologische Untersuchung Mit 3 Kupfertafeln. Weimar 1801.

**) Dollond-Fernrohr, so nach dem Erfinder John D. 1703—1761 genannt.

***) Hegel, der berühmte Philosoph, gehörte Jena von 1801—1807 an. J. J. Fries, als eigenartiger Philosoph damals hochgeschätzt und als Persönlichkeit von größtem Einfluß, lebte seit 1796 in Jena; seine große Reise mit A. v. Heynitz wurde vom Frühjahr 1803 bis August 1804 unternommen. Fr. folgte schon 1805 einem Rufe nach Heidelberg, gehörte aber von 1816 bis 1843 wieder Jena an, als eine der schönsten Zierden der Universität. Die beiden Selbstbiographieen befinden sich, wie ich durch C. A. H. Burkhardt weiß, nicht im Weimarer Staatsarchiv.

24. März 1805.

Allerdings hat man in Heidelberg unsern Ackermann*) und, wie man sagt, auch Thibaut**) angeworben. Ersterer liebt seinen Rhein und seine Mutationsursachen sind wirklich so menschlich, daß man nicht darüber zürnen kann. Ein Mann von solcher Aufrichtigkeit und Bonhommie findet bei jedem aufrichtigen und gutgesinnten Theilhaber an Führung der academischen Thorheiten die gebührende Entschuldigung und Protection. Hr. Thibaut scheint noch zu schwanken: er ist erst vor einem halben Jahr mit ganz artigen Bedingungen von dem Ruf nach Halle abgehalten worden. Indeß kann man bei diesen Herren allzumal (wie bei den Schauspielern) auf nichts rechnen als die metallischen Argumente. Auf sonstige Rücksichten, gemüthliche und honette Anlässe, Localverhältnisse sieht gewöhnlich kein Schauspieler, der mit einigem Erfolge auftritt und gerne sein Theater verändert. Ich muß gestehn, daß man alle Intensivität nöthig hat, um nicht auch gleichgiltig zu werden. Dermalen setzen uns diese Veränderungen in keine Verlegenheit. In Heidelberg soll alles charmant sein, außer der gefährlichen Zugluft des Thales. Studenten sind übrigens zur Zeit daselbst nicht zu finden.

Sonst ist in Jena Alles in Ordnung und Fleiß; beides läßt sich nicht unterdrücken und vielleicht ist Geld und Wohlstand den

*) Jak. Fidelis Ackermann, 1765—1815, Anatom und Chirurg, war aus Mainz 1804 an Loder's Stelle nach Jena gekommen und verließ diese Stelle schon im nächsten Jahre.

**) A. F. J. Thibaut, 1772—1840, berühmter Civilist. Er war 1802 als Ordinarius von Kiel nach Jena gekommen und folgte 1806 einem Rufe nach Heidelberg. Die Aeußerungen über Heidelberg bedürfen gewiß einer Correctur, ebenso wie die über Berlin (vgl. schon oben S. 183 u. 194), die er spöttisch gelegentlich als eine archiacademia bezeichnet, auf die er nie einen Sohn schicken würde. 1812 meinte er bei einer Berufung: „Man nimmt dort sehr mit Anfängern vorlieb". Zur Erklärung dieses Grolls muß man daran denken, daß Jena seit 1803 in starker Abnahme begriffen war und das Aufblühen anderer Hochschulen bei dem Niedergang jener Voigt, der für sie eifrig thätig war, sehr betrüben mußte. Von diesem Gesichtspunkt aus dürfte auch die harte Aeußerung über die von Jena Weggezogenen zu beurtheilen und zu mildern sein.

Professoren mehr hinderlich als vortheilhaft. Keiner hat die Veränderung vorgenommen, als der Willens hatte (?) sich nun einen guten Tag zu machen. Wo bloß gemachte Männer auftreten, kann nie das Streben und der Enthusiasmus die Oberhand haben, wodurch junge Männer erst sich anziehn und emporheben. Es ist etwas Anderes um eine emporstrebende Kraft und Talent in seinen Wirkungen, als um das formirte Talent, das zwar producirt, aber nicht leitet und erzieht. Das ist ihm zu mühsam.

16. Januar 1806.

Wohnte ich in Dresden, so würde ich, wenn es mir irgend zugelassen würde, aus EW. archäologischen Vorlesungen nicht zurückbleiben. Ich sehe nicht, welche würdigere und gründlichere gaudia den curis publicis interponirt werden können. Und das lebendige Wort eines Meisters gibt doppelten Genuß, da er seiner Schätze Saft und Kraft darbietet. In der Jugend mußte ich Scrivers Seelenschatzes Kraft und Saft*) in der Familie vorlesen. Des Menschen Alter ist so heidnisch, wie das Jahrhundert und die alternde Welt.

11. October 1807.

Am Mittwoch wurde mein alter Ex-College Schmidt**) be-

---

*) Christian Scriver, Pietist 1629—1693. Seine geistlichen Gedichte waren gesammelt in dem Werk: Seelenschatzes Kraft und Saft oder geistreiche und bewegliche Seelenandachten. Wittenberg 1704.

**) Joh. Christoph Schmidt, Klopstock's Vetter (28. December 1727 bis 4. October 1807); seine Schwester, Marie Sophie, wurde von Kl. unter dem Namen Fanny besungen. Schmidt, vielleicht Kls. Parodist (vgl. die von Muncker, Klopstock S. 213 angeführten Stellen), hatte sich ziemlich früh von schwärmerischer Jugendstimmung abgewendet. „Schmidt, der mir gleich ist, den die Unsterblichen Höhern Gesängen neben mir auferziehn" heißt es in der ältesten Gestalt der Ode „Auf meine Freunde" (Wingolf), Muncker und Pawel, Kl.'s Oden I, 20. Er war Geh. Rath und Kammerpräsident in Weimar. Zwei amtliche Schreiben Goethe's (W. A. Briefe, IX, 140 und 228) sind an ihn gerichtet (IX, 87 nennt ihn auch Goethe einmal „Schmidt, der mir gleich ist"). Seine Tochter, Caroline, war die für Schiller von Körner ausgesuchte Lebensgefährtin (vgl. über das Mädchen die merkwürdige Charakteristik, die Schiller gibt, im Briefwechsel 29. August 1787). Körner kam auf seinen Lieblingsplan noch

graben. „Schmidt, der mir gleich ist" sang Klopstock, als er in die Schwester Fanny verliebt war. Doch konnte es der alte Cameralist nicht über sein Herz bringen, Klopstocks Werke zu kaufen. Ich bewunderte die Enthaltsamkeit und die Ohnmacht einer sogar gemachten Eitelkeit.

23. December 1807.

Das Bruchstück Ihrer Vorlesungen*) hat meinen gesunden Appetit gereizt; ich wünschte wohl unter Ihren Hörern zu sein. Ich erhielt es zugleich mit Wolfs Museum.**) Er tritt mit großem Schritte auf. Möge er nur nicht stehen bleiben. Ich mache mir eine Feierstunde mit solchen Gaben.

6. Januar 1808.

EW. muß es in dem neuen Jahre und vielen folgenden sehr sehr wohlgehn, wenn meine Wünsche eintreffen. Ich war 1807 keinen Tag krank, wenigstens nicht hors de combat. Das sei Gott gedankt, da doch so ein alter Freund nach dem andern um mich her abstirbt. So vorgestern der Geh. Justizrath und Ordinarius Reichardt zu Jena. Unser guter alter Wieland ist auch krank, ich will noch nicht für ihn fürchten, wiewohl man furchtsam zu sein Ursache hat. Das heute mir, morgen dir ruft mich immer an. Mein höchster Wunsch ist nur vorher einmal, noch

---

einmal zurück, auch nachdem Schiller Weimar verlassen hatte, 6. Mai 1789, hauptsächlich wegen des Reichthums des Mädchens. Schiller aber lehnte ihn ab (28. Mai), obwohl er meinte, daß sie ihm auch ohne ihr Geld nicht gerade mißfallen würde. Auch über dieses Mädchen handelt eine interessante Stelle Voigt's, die gleich hier mitgetheilt werden mag. Am 26. Mai 1817 nämlich, als Caroline, die mit einem Kaufmann Swain in London verheirathet war, zum Besuche nach Weimar kam, schrieb Voigt: „Sie war ein schönstes Kind in der Jugend, und nach so langer Zeit hat ihre ewige Anmuth sie nicht verlassen können. Sie ist so geistig gebildet, als sie leiblich von wahrer Anmuth dasteht, wie man es irgend von einer Dame zwischen 50 und 60 Jahren erwarten kann".

*) Ueber Museen und Antikensammlungen. Eine archäologische Vorlesung. Leipzig 1808.

**) F. A. Wolf gab mit Ph. Buttmann zusammen heraus: Museum der Alterthumswissenschaft. Berlin 1807 ff.

verständig, meine öffentlichen Dinge abgeben zu können. Es steckt soviel in und bei mir, was meinem Amte angehört.

Indeß befinde ich mich bis jetzt noch ziemlich wohl. Von den Gastmahlen, Thees und lustigen Abenden habe ich mich aber schon lange zurückziehen müssen, sowie von dem Theater, wo Erkältung, selbst unter Gebrauch des Wagens, auf den Treppen nicht zu vermeiden ist. Ohnehin muß ich die mehrsten Abende arbeiten. Soviel de me ipso.

Unsere liebe Großfürstin ist sehr munter; die Damen prophezeien einen Prinzen.

Freilich muß das geographische Institut wie ein Chamäleon sich mit seinen Farben verwandeln, worüber Bertuch hin und wieder in artistischer Verzweiflung ist. Der große Farbengeber der Welt wird schon illuminiren. Vielleicht daß er auch die Karten von Spanien und Portugal ändert. Jetzt ist alles in bianco, wenigstens ist uns Zuschauern alles noch ein Traum. Und so scheint es auch den Zeitungsschreibern zu gehn, die hin und wieder ihre Träume für sich behalten könnten.

Müller [Fr. von] hat doch etwas für mich mitgebracht; auch die neue Medaille von Andrieux auf die Schlacht bei Jena. Sie ist schön gearbeitet, aber nicht schön erfunden. Einen galopirenden Kaiser, mit fulminibus in der Hand, einen Preußen niederreitend, oben ein wegfliegender Adler, mit der Umschrift: Borussi didicere nuper. Unten: Exercitu ad Jenam deleto XIV. Oct. 1806. Mir gefällt der Spott nicht recht.

Der König von Westphalen hat Niemeyer zum Universitätserzkanzler zu Halle bestellt. Niemeyer und Campe mußten die Königin zur Huldigung führen. Der König sagte diesen Männern viel Schönes. Unser Freund Joh. Müller soll seinen Abschied wieder gefordert haben, ich glaube es aber noch nicht. . .

Der Katholicismus wird nie seinem Himmelsmonopol entsagen und dadurch gewinnt er nicht. Das Concordat wird in jedem Falle eine concordia discors sein, wie weiland die formula concordiae. Die Maurerei regt sich auch aus ihrem Grabe,

aber die Politik verschlingt Alles und jene Dinge werden als Allotria betrachtet, höchstens als Digestion.

4. Februar 1808.

EW. nehmen gewiß Antheil an der Freude der uns gestern Mittag glücklich geborenen Prinzessin. So perennirt vorerst wenigstens ein lebendiges Bild der holdesten Maria Paulowna. Die Niederkunft ist frisch und fröhlich von Statten gegangen und die theuerste Mutter befindet sich wol mit ihrer Copie. So befestigt sich die Hoffnung, dieses Fürstenhaus noch weitere Zweige treiben zu sehen. Der Taufactus geschieht zum Geburtsfest der Großfürstin.

10. März 1808.

Ich kenne den Verfasser der Weihe der Kraft nicht,*) der, wie ich gestern vernahm, schon 1/4 Jahr hier ist und ein tragisches Schauspiel, Wanda, zum Theater geliefert hat, auch alle Mittwoch zur Unterhaltung hoher Damen vorlieset. Es ist unmöglich, wiewohl ich dabei verliere, solche Bekanntschaften zu machen oder zu cultiviren. Ohne 10 Stunden täglich Geschäfte zu treiben, zu schreiben, zu sprechen, komme ich nicht ab. Abends wird erst allerlei gelesen, um nicht von Geschäften zu träumen, sondern allenfalls nur davon, wie

aus Liebe sinken Sterne
In ihre Augen nieder.

Denn je älter man wird, um so mehr befällt uns die idealische Liebe.

Joh. Müller ist in Cassel Ihr College geworden, auch ein Studiendirector. Er wird also die edeln jungen und alten Knaben in Göttingen, Halle, Helmstedt, Marburg, Rinteln regieren, ein gelehrter Divisionsgeneral von 5 Divisionen. Übrigens ist eine Sprachverwirrung in der Westphälischen Monarchie, die nicht auszusagen ist.

---

*) Zach. Werner, dessen Bekanntschaft weiter unten berichtet wird. Joh. v. Müller, der berühmte Historiker, der sein Amt als Staatsrath in Cassel nicht lange inne hatte. Vgl. schon oben S. 224, 259 u. unten S. 265.

31. März 1808.

In das Alterthum verschlagen, hätte ich Ihnen wol eine Bitte zu thun. Recensiren Sie uns die Bassi Rilievi di Zoega;*) ich möchte nicht gern darüber eine Pfuscherei ergehen lassen; nur dürfen Sie auch unser Honorarium nicht verschmähen. Verzeihen Sie aber mein Andringen; Sie werden das gelehrte Publikum vielleicht in unsrer A. L. Z. noch mehr bezaubern als anderswo. Ich weiß das aus aufgeworfenen Fragen. Und in die Classen der desertirten Jenenser gehören Sie ja nicht.**) In Heidelberg mag es gut gehen. Die Facultäten sind unter einander uneinig und die Glieder der Facultäten wieder unter sich. Einige wünschen nur leidliche Bedingungen, wieder weggehen zu können.***)

Aber der Patriarch Heyne!†) Wer vermag sein Programm ohne Herzensbewegung zu lesen? Dabei ist es so klug und ergreifend gefaßt, daß ich zu den Göttern und zu Napoleon hoffe, die französische Nation werde diesen unauslöschlichen Schimpf abwenden, ein Institut zu beeinträchtigen, das das ganze westphälische Königreich nicht erkaufen könnte, wenn es nicht schon existirte.

Ostertag (17. April) 1808.

Es ist mir ungemüthlich, daß nichts von Ihnen zur A. L. Z. gelangen kann und soll. Die Amalgamation der Geister dieser

---

*) Der jütländische Gelehrte Zoëga (1755—1809), der einen großen Theil seines Lebens in Rom zubrachte, begann damals sein classisches Werk Li bassirilievi antichi di Roma zu veröffentlichen.

**) Die auch später wiederholten Aufforderungen, in die Jen. Lit. Ztg. zu schreiben, erklangen vergeblich; V. bewahrte seinen Unmuth gegen diese Goethische Schöpfung, den er gleich zu Anfang gehegt hatte (vgl. die bösartige Aeußerung, GJ. XVIII, 149).

***) Vgl. oben S. 256, A. 2.

†) Der Göttinger Philologe Ch. G. Heyne, der seit länger als 40 Jahren in Göttingen lehrte und nun seit der Begründung des Königreichs Westphalen (18. August 1807) für den Bestand seiner geliebten Georgia Augusta fürchtete, hatte in einem muthigen Programm seiner Furcht und seinem Zorn Ausdruck gegeben. Vgl. die hübsche Würdigung dieser Thätigkeit Heyne's bei Steffens, Was ich erlebte VI, S. 11.

Erscheinung sollte wohl von gedeihlicher Wirkung sein. Ich finde mir es noch immer belehrender, in die stille Wirkung unserer Geistesproducte, als in die Nemesis der Zeit eine Fundgrube einzuschlagen. Ich habe Ihnen wohl wahr gesagt, daß ich von der Politik nichts, nichts hoffe, ja nichts wünsche. Ein rechtliches Gemüth ist nicht für das Streben der Politik geschaffen. Mögen wir unseren kleinen Acker nur weiter pflügen, um uns mit den Nachbarn, innen und außen, also setzen zu können, daß wir die Wechselfurche gemeinschaftlich ausschneiden.*)

4. Mai 1808.

Ich wünsche, daß diese Excursion (B. war in der Lausitz gewesen) Ihnen recht gedeihlich sein möge. Ich möchte Sie fast darum beneiden, wenn die Empfindung sich in mir regt, daß ich vielleicht der einzige Mensch in diesem Lande bin, der es (nicht) wagen oder von sich erlangen konnte, eine einzige Nacht abwesend zu sein.

Dieses Bewußtsein drückt mich zuweilen mehr als die Berufsgeschäftigkeit. Aber noch weiß ich es nicht zu ändern, da der gnädigste Herzog noch immer sich nicht entschließt, mir einen Gehülfen zu geben. Und jetzt wäre ich, selbst in meinem herbeigetretenen Alter, noch fähig genug, mich erheitern und verstärken zu können. Bald genug dürfte die Empfänglichkeit fehlen. Diese Herzenserleichterung bleibe denn unter uns. Man spricht sich doch zuweilen gern aus.

19. Mai 1808.

Unsere Frau Erbprinzessin wird mit Anfang künftigen Monats nach Petersburg abreisen. Ihr Herr Gemahl begleitet Sie, kommt aber wahrscheinlich binnen 2 Monaten zurück; die Großfürstin aber erst binnen 4 Monaten. Ihre kleine Marie bleibt hier; Sie hat die Vaccination schon gut zurückgelegt. Diese Reise war schon im vorigen Jahre beschlossen; der Krieg verhinderte solche. Es ist blos eine Zärtlichkeit der Mutter, die sie

*) Ueber Böttiger's Stellung zur Jenaer A. L. Z. vgl. oben S. 261, Anm. 2 und schon früher S. 213.

betrieben hat. Nicht die mindeste politische Idee schließt sich an. Alles Geschwätz darüber ist übel ersonnen. Man darf nicht einmal privatim über politische Gegenstände mit dieser klugen und tugendvollen Prinzessin sprechen. Wenn Ihr etwas von Urtheilen und Aeußerungen über Politik nachgeredet wurde (wie ich nicht weiß), so sind es sicherlich Erfindungen der wohlbekannten Klasse, die sich so gern selbst täuscht und dem Schicksal trotzbieten zu wollen scheint und alles so gern so elend sehen möchte, als sie es selbst ist, seitdem sie fato profuga geworden.

19. Juni 1808.

Nunmehr habe ich auch den Fluß der Beredsamkeit kennen und bewundern lernen, der aus der chrysostamischen Dame Stael ausfließet. Es ist denn aber doch ein sehr geistreiches Wesen und ich möchte gleich alles gedruckt lesen, was von ihr zu hören war. Die Herzogin und Suite besuchten heute vor 8 Tagen die Liturgie in Dietendorf, wo ich wegen einer staatsrechtlichen Conferenz mit Gotha mitreisen mußte. In der Offenbarung Johannis des Theologen fliegt ein mächtiger Engel durch den Himmel, welcher wunderbare Dinge erzählt. So schwingend und lebendig war die Unterhaltung der Verfasserin so schöner Romane, wovon ich zwar die älteren gar nicht gelesen. Morgen geht die Reise weiter nach Coppet. Goethe ist in Carlsbad, dieser hat von solchen Stunden nichts genossen; die HH. von Wolzogen, Einsiedel, Wieland, Knebel ꝛc. haben conversirt; auch mein Sohn hat eines Abends die Ehre gehabt . . .

Wieland's Cicero*) ist eine angenehme Erscheinung für alte Leute, welche sich in ihre Jugend hinein erinnern wollen. Aber wirklich scheint unser alter Freund und Gönner in seine politischen Erklärungen manches Neue gelegt zu haben, was der Geist der Zeit ihn leichter finden ließ als unsere Vorfahren. Ach wie gern würden wir dieser Erfahrungsweisheit entsagt haben. Humboldt's Ansichten sind eine interessante Lectüre; es liegt viele

*) Vgl. über dasselbe Werk unten zum Brief vom 8. März 1812.

Poesie daneben, wie alle Kundige versichern. Ein Baron Gersdorff, aus der Lausitz, ist jetzt bei uns in Eisenach Regierungsassessor.*) Ein merkwürdiger junger Mann, der lateinische Reden extemporirt und griechische Gedichte schreibt. Seine herrenhutische Erziehung merkt man ihm nicht an, denn sogar die Naturphilosophie verträgt sich mit ihr. Er hat die Tochter des Hn. Canzler von Domnitz geheirathet.

28. Juli 1808.

Es ist doch eine gute Sache um die Musen und Grazien; in meinem bedeutenden Alter empfinde ich das noch mehr als in der rauschenden Jugend. Tausendfach empfundener ist mir manche schöne classische Stelle geworden, selbst in der heißen Geschäftsarbeit und Staatsküche, worin ich bratete. (!) Ich will nicht Exempel geben, sie würden vielleicht zu viel schließen lassen. Lassen Sie uns aber so fortleben, um verständige Sinne mit geordneter Phantasie die Begleiter unseres Thatenlebens sein zu lassen. Es ist schade, daß die Beispiele aus der Weltgeschichte so hoch für uns stehen, sonst möchte ich einige herstellen.

26. December 1808.

Den Weihe- und Kraftmann Werner sah ich gestern früh bei dem Herzog. Ich hatte ihn noch nicht gekannt, Peucer, bei dem er in Paris zu Mittag einmal gespeist hatte, kündigte ihn mir an. Er muß ihm aber nichts an mich mitgegeben haben, sonst hätte ich es erhalten. Der Mann gefällt mir leicht besser, als sein Attila. Auch kenne ich die Wanda nur aus der lebhaften Relation einer begeisterten Dame. Er will 4 Wochen hier bleiben. Er war bei Mad. de Staël mit 10 andern genialischen Männern. Denn immer ist ein Flügel des Schlosses zu Coppet von 10—15 solchen Seelen bewohnt und die Unterhaltung ist ganz vortrefflich. In Paris war Werner nur 2—3 Wochen; bis Genua kam er in Italien, dessen Clima und Ruhe er allen Ländern des Erdbodens vorziehen will. In der Schweiz fand

*) Vgl. unten S. 270 A. **.

er die Natur jung und werdend; die Menschen aber alt und abnehmend.

12. Juni 1809.

EW. haben mir mit Krugs*) Schrift ein angenehmes Geschenk gemacht; ich lasse es itzo weiter lesen, um mit einigen lieben jungen Männern mich darüber zu unterhalten. Am wenigsten werden diese überzeugt sein, daß die mystische Darstellung nur eine innere Mattigkeit verrathe. Sie glauben, daß ihre Gemüther dadurch erhöht und von einem heiligen Feuer entzündet würden. Darüber muß man praktisch mit ihnen disputiren und aus den Erfolgen darlegen, daß sie in leerer Selbsttäuschung schweben. Bei der gegenwärtigen sonderbaren Spaltung der politischen Meinungen und Urtheile haben sich die sonderbarsten Bemerkungen dieser Art anstellen lassen. Die aristotelische Nüchternheit zieht sich immer mehr zurück; ein Mann wie Krug wird durch seine Lehre viel Gutes stiften können. Bei unserm Oken**) ist viele Realität; ich habe ihm aber gerathen, die deutsche Sprache mehr zu studiren, um selbst klarer zu werden.

22. Juni 1809.

Müller's Tod war auch mir sehr empfindlich; ich fing an, den Ausdruck davon auf ein lateinisches Papier zu werfen, als ich Mitscherlich's Elegie und Ihre Hendekasyllaben vor mir hatte. Aber wie könnte ein immer gehetzter Geschäftling über so etwas bleiben. Müller's Tod war ein Rothlauf, wozu sich der Ausbruch eines galligen Fiebers gesellte. Eine freundliche Bekanntschaft, von so langen Jahren her, wird mir immer eine angenehme Erinnerung bleiben. In den Gleimschen Briefen hat er meiner einigemale gedacht, so gedacht, daß ich mich dessen nicht schämen darf. Damals war ich freilich etwas munterer.

*) Gemeint ist Wilh. Traug. Krugs (1770—1842): Dissertatio de poetica philosophandi ratione, nec philosophiae ipsi, nec poesi, nec temporibus nostris accomodata. Lips. 1809. Krug war kurz vorher Professor in Leipzig geworden.

**) Ueber Oken ist unten ausführlicher zu handeln; er war seit 1807 in Jena.

Mitscherlich's Elegie kommt in die Lit. Zeitg. Wollen Sie mir Ihre Hendekasyllaben dazu gestatten? Wollen Sie mir eine Anfrage erlauben? Ist Condé prosodisch richtig? Vielleicht irre ich. Es ist kühn, den Meister anrufen zu wollen.*)

23. Juli 1809.

Ach möchte auf den Waffenstillstand uns ein ewiger Friede beglücken. Die Zeiten sind furchtbar. Deutschland möge sagen:

Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus.

Doch was geht das unsere Musen an? Indem ich zerstreute Papiere zusammensuchte, fand ich heute ein Blatt wieder, das ich Amalien [der Schwiegertochter] zum Abschied schrieb, als sie im vorigen Jahr hier war. Es hat kein Verdienst, als vielleicht eine ergreifende Herzlichkeit. Es ist in beiliegender Abschrift Vieles weggeblieben, was sich auf stille Partikularitäten bezog und was das Persönliche vielleicht verrathen könnte. Finden Sie diese Herzensprosa noch gut genug, sie öffentlich zu lesen, so überlasse ich solche dem T. Merkur. Aber Sie können allenfalls auch etwas hineinwickeln.

Es ist eine wunderliche Sache um das menschliche Herz. Möge es uns aber nie vertrocknen, so werden sich die Leiden der Zeit leicht vergessen lassen.

Abschied an A.**)

Als ich vorhin, Dir Lebewohl zu sagen,
Durch mein Verstummen nur beredter sprach,
Und des empfundensten Moments Bewegung

---

*) Joh. v. Müller † 11. Mai 1809. Böttiger's Hendekasyllaben wurden zuerst im Morgenblatt 1809 Nr. 152 (mit dem Datum: Dresdae, Id. Jun.) abgedruckt; sie sind wiederholt in Opuscula latina, p. 495 fg.; ein Condé kommt darin nicht vor. Müller's Erwähnungen Voigt's in „Briefwechsel zwischen Gleim, Heinse und Johannes von Müller", hgg. von W. Körte, Bd. II, Zürich 1806, habe ich nicht finden können. — C. W. Mitscherlich 1760—1854, Philologe, seit 1785 in Göttingen, veröffentlichte im Namen dieser Universität eine Trauerschrift auf M., Göttingen 1809.

**) Das Gedicht ist in der That in den N. Teutschen Merkur aufgenommen (1809, Bd. II, S. 224—226). Da es indessen unter Voigt's Gedichten (bei Jahn) fehlt, so mag es hier folgen.

Gleich einem Feuerkuß den Geist entflammte —
Da lieh die Muse ihren Griffel mir,
Um ein noch frisches Bild der Schmerzensstunde
Dem ruhigen Gedächtniß einzugraben —

Doch Sehnen nach Vergangenheit soll nicht
Zerstören mir die Ruh der Gegenwart.
Erinnerung sey ruhiger Genuß
Und Hoffnung hebe sich in sanftem Fluge.

So tilg' ich aus, was in der Trennung Weh
Mit Feuerschrift die Muse abgezeichnet —
Es zahlt doch nur die Zeit, was Abschied kostet;
Da wandelt sich in Ernst des Lebens Spiel
Und wohlzuthun wird neuer Hochgenuß,
Verrath an sich ist sinnen nur auf sich.

O Freundinn, Kindliche, mein Dank folgt Dir;
Die holde Unschuld Deiner Heiterkeit
Erschien an meines Herzens Horizonte
Wie Hesperus der Abenddämmerung.
Oft winkt dem Leidenden ein Himmelsauge
Zurück in seine mildere Natur,
Und kläret ihn zur Freude wieder auf,
Und lehrt ihn wieder neuen Muth erschwingen,
Wie ihn noch je ein stiller Geist erschwang.

Drei Mal beglückt — erheitere hinfür,
Du Holdeste, auch meine ernste Bahn;
Und geht sie endlich aus und ist mein Seyn
Das kürzere, verschwunden Deiner Zeit,
So möge doch Erinnerung und Geist
Von mir noch wehen über Dein Gemüth —
Dann wird vielleicht für mich ein Lied der Andacht
Aus Deiner Stimme Silberton erklingen,
Dann noch von Dir auf meines Grabes Moos
Nur eine Rose — keine Thräne fallen.

25. Juni 1809.

Unser Johannisfest wurde zwar ernsthaft und würdig, aber doch auch mit Heiterkeit gefeiert. Auch die Todten mußten leben, nämlich unser alter treuer Bode. Reinhold gab eine sehr gedachte Vorlesung, um die Heiligkeit des Festes mit der Bestimmung der Loge zu amalgamiren. Sein alter Schwiegervater

[Wieland] und der Heros G[oethe] waren gar vergnügt. Es war eine schöne Unterhaltung. Ich wünschte wohl, Theuerster, Sie auch dabei zu sehn.

4. October 1809.

Der Siegeswagen mit den zierlichen Vögelchen bespannt*) hat mir gar wohl gefallen, nicht blos für den Herrn, sondern auch für die Dame, deren kunstreiche Hand ihn mit der Schere extemporirte. Aber er hat mir auch für das symbolische Subject gefallen und man findet sich geschmeichelt, wenn man überführt wird etwas hochzuachten, was einem liebenswürdigen Mann liebenswürdig erscheint. Es gibt keine bessere Rechtfertigung unserer Neigung. Goethe hat in dem ersten Theil seiner „Wahlverwandtschaften" über das Neigen von Herzen zu Herzen vortrefflich geschrieben und empfunden. Ich habe nur die Aushängebogen flüchtig lesen können, bin aber überzeugt, daß die aufmerksame Aneignung dieses schönen Produkts seiner philosophischen Muse noch viel wahren Genuß gewähren wird.

16. November 1809.

Die Wahlverwandtschaften mögen der Ausübung der großen Tugend der Selbstüberwindung keinen großen Fortgang verschaffen. Aber die moralische Seite kommt bei einer Schilderung der Menschen, wie sie sehr oft zu sein pflegen, in keine Betrachtung. Die Hauptperson ist wenigstens ein sehr ungroßmüthiger Mensch.

2. December 1809.

Über das Bibliothekariat ist noch gar nicht die Rede gewesen. Ich wünschte mehr einen Bibliothekdirektor und Oberbibliothekar, des Herrn GR. v. Goethe Ideen differiren einigermaßen. Sobald der Herzog über die eigentliche Qualität entscheidet, wird von einer Wiederbesetzung die Rede sein können.

*) Von dem kleinen Kunstwerk, das hier gemeint ist, weiß ich nichts zu sagen. Das am Schlusse dieses Briefes und in dem nächsten abgegebene Urtheil über die damals erschienenen „Wahlverwandtschaften" braucht nicht einzeln erörtert zu werden. Eine Voigt'sche Aeußerung wurde von V. weiter verbreitet, vgl. GJ. XVIII, 151.

Der gute Schmidt war blos Herumführer der Besuche. Vulpius hat großen Fleiß in Berichtigung der Cataloge bewiesen, daß er von dieser mechanischen Seite alles Lob verdient. Denn was ist es mit einer Bibliothek ohne Catalogus? Zu wissen was da ist und wo man es findet, gehet dem voraus zu wissen, wie und wozu man es gebraucht. Die Mühe ist desto bedeutender gewesen, da wir jetzt beinahe 90000 Bände zählen.*)

Mit der chemischen Stelle hängt es mehr von dem Hn. GR. v. Goethe ab, zu beurtheilen, was wünschenswerth sei als von mir. Er hat sehr viel mehr Kenntnisse davon, als ich; wie hätte ich Wahlverwandtschaften schreiben können, die doch wirklich chemischen Ursprungs sind für die Herren Materialisten. Inzwischen scheint H. v. Goethe dem Bercht gar nicht abhold**), zumal unser Ehrenlegionär, der professeur et curé Henry ihn sehr empfiehlt. . . .

Das Morgenblatt habe ich seit seiner Entstehung gelesen; es ist eins der seltenen Ephemeren, das mehr hält, als es versprach; ich kenne keins, das so zu einer Frühstücks- und Toilettenunterhaltung für einen literarischen Mann geeignet wäre. Einige schlechte Verse müssen dabei sein. Einer Menge Leser gefallen diese am besten. Aber auch sehr viel Gutes dieser Art ist aufgestellt worden.

Die Wahlverwandtschaften haben als Kaiser erhalten, was des Kaisers ist. Die deutsche Gemütlichkeit mischt so gern das Moralische ein und die deutsche Genauigkeit rechnet Monate und

---

*) Ueber die Bibliothekstelle enthalten die Briefe Goethe's aus jener Zeit nichts. Vulpius, der Schwager Goethe's, war seit 1805 Bibliothekar. Ueber C. A. Schmid, den damals gestorbenen Collegen von Vulpius gibt ein Brief des Letzteren an V., 14. Dec. 1809, eine anschauliche Schilderung.

**) Ueber Bercht, damals Privatdocent in Jena, weiß ich nichts Näheres anzugeben; der A. D. B. II, 352 Behandelte ist es nicht. Ueber ihn äußerte sich Goethe doch ziemlich scharf (14. Januar 1810 W. A. Briefe 21, 168); nicht er, sondern Döbereiner (vgl. das ihm gewidmete Büchlein von O. Schade, Weimar 1856) wurde Göttling's (gest. 1809) Nachfolger.

Jahre nach. Ihr ist Ottilie viel zu früh alt und verschmitzt geworden u. s. w.

28. März 1811.

Eine schöne Copie der Madonna della Sedia in prächtigem Rahmen, in Oel gemalt, wurde von Mad. Schopenhauer für 90 Thlr. ausgespielt. Mein Sohn hat sie gewonnen; es ist ein sehr angenehmes Bild. Goethe dirigirte die kleine Lotterie, wo er selbst mehrere kleine Prämien in Büchern, Kupfern ꝛc. hinzugethan hatte. Er wird wieder nach Teplitz gehen, so wie der Herzog selbst.

20. August 1810.

Die Farbenlehre*) amüsirt mich ungemein. Goethe als Professor und Disputant zu hören, ist an sich schon artig genug. Was über malerisches Colorit gesagt ist, unterrichtet mich viel. Correggio scheint mir nicht hoch genug gestellt, aber dem Landsmann Cranach widerfährt alle Ehre.

Bertuch. 23. September 1811.

[Ueber Prinz Bernhard.] Morgen über 8 Tage geht die Reise fort. Unser Kammerherr und Regrath v. Gersdorff**) geht mit, ein Mann von Sitten und doch mit der Welt lebend, ein Philolog und klassischer Zögling, dabei voll Muth und Treue. Wenn er wieder kommt, wird er bei uns Geh. Assistenzrath, um sich besonders der Finanz zu widmen. Graf Edling***) wird mit seinem Freunde Grassi†) den Prinzen in die Kunst ein-

*) Die 2 Bände von Goethe's Werk „Zur Farbenlehre" erschienen Tübingen 1810; eine Anzeige und Uebersicht war im Morgenblatt, 6. Juni, erfolgt. — Die Bemerkungen über Colorit, Kranach, Correggio finden sich im hist. Theil, W. A., 2. Abth., 3. Bd., S. 351 ff., 360, 363 fg.

**) Ernst August v. G., der spätere weimarische Minister [vgl. schon oben S. 264], geb. 1781, vgl. über ihn, auch über die hier berührten Lebensumstände L. v. Kretschmann im GJ. 13, S. 113 ff.

***) Edling, hauptsächlich bekannt durch seine Thätigkeit (seit 1814) in der Theatercommission, nach Goethe's Austreten eigentlicher Leiter der Hoftheaterintendanz.

†) Grassi, Historien- und Porträtmaler, 1756—1838, seit 1799 in Dresden, mit Weimar in mancher Beziehung, vgl. GJ. 8, 104. 114. Goethe nennt ihn gelegentlich in der „Reise am Rhein, Main, Neckar".

führen. In der That hat mir dieser Cavalier sehr gefallen. Er vereinigt viele Eigenschaften zu dem Zweck, wozu er berufen ist.

Fünf Tage hernach, als ich in Tiefurt Wielands Geburtstag feiern half, wo er neue Freude an der Wiese in Tiefurt gewann, wollte er mit seinen Kindern dort eines schönen Tags genießen. Den Berg an der Brücke herabfahrend, riß das Miethsgeschirr, die Pferde gingen durch, warfen den Wagen um und liefen ins Dorf. Da ging das Schlüsselbein rechten Arms und das linke os pubis der guten Louise (meiner Pathe) zu Bruch, letzteres zweifach. Zum Glück war Starke hier, der die Niederkunft der Frau Erbprinzessin erwartet. Ohne Hilfe solch eines Meisters war das gute Kind in großer Gefahr. Sie und der Vater machen aber ihre Sache gut, beide sind so heiter, als ein Soldat, der mit dem Leben aus der Schlacht kommt. In dieser Crisis hat der Alte beschlossen sein Leben zu schreiben, weil ihm doch nun endlich auch ein Unglück begegnet sei.*)

Voigt. 17. October 1811.

Ich kann nicht sagen, daß mich Eichstädt**) noch hintergangen hätte. Was andre mit oder wider ihn haben, weiß ich

*) Auf diese Stelle und den Plan Wieland's, sein Leben zu schreiben, habe ich schon hingewiesen, Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schles., Bd. 31, S. 48. 51 u. Anm. Den vorstehenden Brief habe ich hier aufgenommen, obwohl er nicht streng an diese Stelle gehört, weil er über Persönlichkeiten handelt, die auch Voigt nahe standen und von ihm mehrfach erwähnt wurden.

**) Der bekannte, viel angefeindete Philologe der Jenaer Universität, der mehr als durch seine wissenschaftlichen Leistungen durch seine Leitung der Jenaer A. L. Z. bekannt geworden ist. Voigt war sein großer Gönner, so sehr, daß Goethe später behauptete (Gespräche IV, 12), V.'s Schwäche gegen Eichstädt habe großentheils den Ruin von Jena herbeigeführt. — Eine sehr scharfe Stelle über Eichstädt mag hier aus einem Briefe Bertuch's an Böttiger (24. Jan. 1816) mitgetheilt werden: „Als Basis der Reorganisation der Universität Jena hat der Großherzog erklärt, müsse Eichstädt, der allgemeine Stein des Anstoßes und die Eiterbeule der Universität, ganz removirt und von der Akademie abgeschieden werden. Er solle als Pension Alles behalten, was er jetzt hat, könne als Privatmann in Jena fortleben, dürfe aber durchaus nichts mehr mit der Universität zu thun haben. Man sträubt sich zwar noch sehr dagegen; es wird aber nichts helfen.“

nicht. Daß aber ein solcher Mann von den Dii minorum gentium sehr aufs Korn genommen wird, ist natürlich, zumal auch in der Eigenschaft des Redacteurs eines critischen Journals. Die dermalige Inscription wird zwar in Jena sehr schwach ausfallen, aber das Sommerhalbjahr kann um so numeroser sein. Haben wir Schützens Abzug mit der A. L. Z. überwinden müssen, werden wir auch vor anderen Widersachern nicht erschrecken.

7. März 1812.

Welche Trauer könnte inniger sein als die um eine Mutter.*) Gewiß waren Sie glücklich und reich, einen solchen Schatz so lange zu besitzen bis zum 51. Jahre. Ich mußte im 15. Jahre von ihr scheiden. Der praktische Verstand der Mütter nimmt bis in das hohe Alter zu, statt daß man ihn bei alten Männern oft zurückschreiten sieht. Und welche Herzensgüte, Theilnehmung, Hülfsamkeit gegen geliebte Söhne und ihre Frauen. Ich bedaure Sie herzlich über solchen Verlust; einen schönen und guten Namen hat die theure Abgeschiedene auch hier hinterlassen. Und so verlieren wir eine Unersetzlichkeit nach der andern. Griesbach liegt mir noch immer im Sinn, der doch fast ausgedient hatte und seit einigen Jahren mehr todt als lebendig war. Das anerkannte Gute behält man so gern und weiß nicht, welches Surrogat man erhält. Und alle Surrogate sind ja bedenklich, wiewohl Bertuch sie in einem neuesten Schriftchen gepriesen hat.**) In gewissem Sinne gibt es gar keine.

---

*) Böttiger's Mutter war hochbetagt 1812 gestorben. Ihr Wunsch, in Dresden zu wohnen, hatte bei B.'s Ablehnung der Berliner Stelle entscheidend mitgewirkt.

**) F. J. Bertuch veröffentlichte damals im eigenen Verlage ein Buch mäßigen Umfangs (248 SS. kl. 8°) u. d. T. Uebersicht der ausländischen Colonial-Waaren und ihrer inländischen Surrogate aus dem Pflanzenreiche, 1812, mit dem Motto: festina lente. Er behandelte in diesem dem Großherzog von SW. gewidmeten Buche, dessen Nachträge fast so groß sind als der Text, mit besonderer Ausführlichkeit den Zucker, daneben Baumwolle, Cacao, Kaffee, Thee, Tabak. Eine Meinung über die Zuckersurrogate wird S. 56ff. ausgesprochen, der Stärkemehlzucker S. 154ff. behandelt. — Auf dieselbe Sache bezieht sich die folgende Aeußerung in

Auf den Herrn D. Schott*) freue ich mich; Alles ist über ihn Eine Stimme; am meisten preiset ihn Leffler**), der einen eigenen Brief darüber schrieb, als er vernahm, daß auf ihn reflectirt worden wäre. Nach allem dem, was ich erfahre, muß ich sehr für Hn. B(aumgarten)***) Crusius stimmen. Ich glaube, daß er sogar als Extraordinarius vorerst zu uns kommen würde. Es sind nur noch einige andere Steine bei Seite zu bringen und einige flitternde Plane ins nähere Licht zu setzen. Einen guten Arzt haben wir an Hufelands†) Stelle erhalten. Dr. Kieser††), Physiker und Brunnenarzt zu Northeim bei Göttingen.

---

einem Briefe Voigt's an B., 18. April 1812: „Beigel ist solchemnach ein wahrer Polyhistor. Ohne Zweifel macht er nun auch Zucker aus Weizen und Kartoffelmehl. In Jena geht es stark über diese Fabrik her. Dieser Zucker hat keinen Nebengeschmack und wenn die Fabrikation im Großen gelingt, so ist es mit den Betteraves vorbei." Der an dieser Stelle erwähnte Beigel dürfte der bei Meusel und in A. D. B. genannte Ge. Wilh. Siegm. B. sein, geb. 1753, gest. 1837, Diplomat und Gelehrter, 1802 in verschiedener Thätigkeit im auswärtigen Amt in Dresden, seit 1813 Oberbibliothekar, der nicht nur in diesen Stellungen, noch mehr in seiner wissenschaftlichen Beschäftigung: Astronomie und orientalische Sprachen, eine merkwürdige Vielseitigkeit entwickelte. Freilich finde ich von ihm keine Schrift erwähnt, die sich auf den hier angegebenen Gegenstand bezieht.

*) Heinr. Aug. Schott, Theologe, 1780—1835, seit 1812 in Jena, ein gläubiger, versöhnlicher, bei allen Parteien beliebter Mann, als Lehrer und Schriftsteller erfolgreich thätig.

**) Joh. Friedr. Christ. Löffler (nicht Leffler, wie V. schrieb), 1752 bis 1816, als Prediger bekannt, seit 1788 Generalsuperintendent in Gotha, ein Freund von Jacobs und Frommann, und schon durch diese Beziehungen den Weimarer Kreisen nahestehend.

***) Wohl der später so bekannte Philologe und Pädagoge, 1786 bis 1845, der übrigens nicht nach Jena kam. An seinen Vater, obwohl er Theologe war, kann man nicht denken, da er damals schon 60 Jahre alt war und in hochangesehener Stellung sich befand.

†) Hufeland, nicht der hochberühmte, der schon 1801 von Weimar fort nach Berlin gegangen war, sondern sein Bruder Friedrich (1774 bis 1839), der seit 1811 in Jena, schon 1812 seinem berühmten Bruder nach Berlin folgte.

††) Dietrich Georg v. Kieser, 1779—1862, Hufeland's bedeutender Nachfolger in Jena seit 1813, eine der größten Zierden der dortigen Universität, hatte von 1807—13 als Brunnenarzt in Northeim gewirkt.

Seine Pathologie und Therapie beruht zu unterst auf naturphilosophischen Grundsätzen, aber er deducirt daraus neue und wie mir selbst die Praktiker sagen vortreffliche Ansichten. Dazu hat er sich durch 8jährige richtige Praxis selbst in den Lazarethen bewährt und dabei immer seine Studien in dem benachbarten Göttingen mehr cultivirt. Auch ist eine zu Amsterdam gekrönte Preisschrift über den schwarzen Staar von ihm. Sein Äußeres ist auch vortheilhaft. Dagegen ist der gute Lorsbach*), wie ich höre, ein schüchternes altfressenes Männchen, aber seine Lehrkraft und Lehrlust wird bewundert. . . .

Wieland hat einen neuen Band seines Cicero**) geliefert und nun hoffe ich, daß er ihn vollendet. Denn er ist mit dem letzten Band schon guten Theils vorgerückt, auch befindet er sich so wohl als jemals. Goethe ist schon seit 8 Tagen fort und wird lange ausbleiben, vielleicht gar bis Wien gehen. Auch dessen Wohlbefinden hat sich so gehalten, daß er seiner Biographie Ehre machen wird. Knebel hat seinen Lucrez***) auch schon lange vollendet, ohne einen Verleger zu bekommen. Ich fürchte, daß Vossens neue Metrik ihm nicht günstig ist. In Jena geht

---

Seine „Grundzüge der Pathologie und Therapie" erschienen 1812. Die andere Schrift: „Über die Natur, Ursachen, Kennzeichen und Heilung des schwarzen Staars" war Göttingen 1810 veröffentlicht; nicht sie, sondern ein Mémoire sur l'organisation des plantes (3 Jahre später deutsch erschienen) wurde 1812 von einer Gesellschaft in Haarlem gekrönt.

*) W. Lorsbach, 1752—1816, war Philologe und Theologe, der, 60 Jahre alt, als Orientalist nach Jena kam, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Er gehörte zu denen, die Goethe bei seinem Divan behilflich waren und wird deswegen in den Tages- und Jahresheften 1815 (W. A. 36, 92) mit Anerkennung genannt; vgl. auch W. A. Bd. 7 (Divan), S. 291—299.

**) Von Wieland's Cicero-Uebersetzung (vgl. oben S. 263), d. h. der der sämmtlichen Briefe, war der Anfang 1808 erschienen, vollendet wurde die 7bändige Uebertragung von Gräter 1821. Von Goethe's Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit" wurden die beiden ersten Bände Tübingen 1811/12 veröffentlicht.

***) Knebel's Lucrez, von dem im Knebel-Goethischen Briefwechsel so viel die Rede ist, erschien nach vielen Nöthen vollständig erst 1821.

es leidlich und wir tauchen noch nicht unter. Bald wird unsere kleine Sternwarte im Gange sein. Hr. v. Münchow*) steht ihr vor. Der Herzog von Gotha hat einige schöne Instrumente dazu verehrt. Der Kartoffelzucker ist in vielem Experiment wirksam und man fängt an immer mehr daran zu glauben. Aber wehe unseren Surrogaten, wenn Napoleon die Welt mit Frieden beglückt.

11. Juni 1812.

Am Sonnabend legte Eichstädt sein exemplarisches Prorectorat nieder. Zufällig war es sein Geburtstag. Die jetzt wirklich fein gesitteten und ihm geneigten Studenten machten ihm eine Lustigkeit, welche anliegendes Blatt beschreibt, was sie ihm übergaben; natürlich ist es als Intelligenzblatt der A. L. Z. bloß Fiction. Die Herzogin und Großfürstin waren eben in Jena, er mußte bis 8 Uhr bei Ihnen sein und war sehr glücklich. Er verdiente diese Aufmunterung bei seinem sauren Leben und angegriffenen Gesundheit.**)

30. August 1812.

Da ich eben an Inschriften denke, muß ich doch einer ziemlich pedantischen gedenken, die auf dem obern Sims unserer großen neuen Orgel zu stehen kommen soll. Dieses schönen Orgelwerks werden Sie sich freuen, wenn Sie einst zu uns kommen. Diese Inschrift wurde in einer schlaflosen katarrhalischen Nacht ausgeheckt, daher merkt man ihr etwas krankes an. Sie lautet also:

PIIs VInarIae ConCentIbVs saCrVM
PerfICI CaroLVs aVgVStVs pater patrIae
Ingens opVs LIberaLIter CVraVIt.

Sie läuft in einer Zeile fort, so daß Carolus Augustus in die

*) Münchow, K. D. v., 1778—1836, war 1810—18 Professor in Bonn. Zwischen ihm und Goethe fand ein amtlich-wissenschaftlicher Verkehr statt, von dem Zeugnisse erhalten sind.

**) Ueber Eichstädt und seine Beziehungen zu Voigt vergl. oben S. 271 A. 2.

Mitte kommt. Ich bitte mit dieser Spielerei vorlieb zu nehmen. Der Kranke hat es wenigstens gut gemeint.

10. September 1812.

EW. haben diesmal unser Herz und Auge getrübt; Reinhards Tod*) stimmte uns zur Wehmuth in allgemeiner und besonderer Rücksicht. Meine Frau, die alle seine Predigtsammlungen gelesen und wiedergelesen hat, empfahl mir oft diese und jene seiner Reden und wir sprachen mit Bewunderung von dem unerschöpflichen Quell seiner Weisheit. Er wird lange sich überleben und lange noch nützen und ich werde seiner nicht minder gedenken als des vortrefflichen Heyne, dessen ich mich erinnere, sooft ich meinen Namen schreibe. Denn er hatte ja meinen Vornamen.

Von Wielands Feste**) werden Ihnen Nachrichten zugekommen sein, die gewiß erfreulich waren. Man gab ein großes Diner auf der Rose in Jena, wobei fast die ganze Universitätslehrerschaar versammelt war.

Die hiesige Orgel ist nur poetisch und vergleichungsweise ein opus ingens, denn sie ist nicht mächtiger als die in der Nicolaikirche zu Leipzig, die Bässe sind vielleicht schöner. Aber sie steht hier bei weitem schöner, hat innerlich symmetrischer gebaut werden können und ist mit manchen neuen Verbesserungen begabt, besonders in der Eintheilung des Windes der großen Bässe, so daß es nie, wie in der Kreuzkirche, an hinlänglichem Winde fehlen kann.

25. October 1812.

Gestern besuchte ich das Stiftungsfest unserer Loge, welches

---

*) Franz Volkmar Reinhard, der damals vielleicht eindrucksvollste Prediger, war 6. Sept. 1812, Ch. G. Heyne, der große Göttinger Philologe, 18. Juli 1812 gestorben; vgl. über beide unten 30. Nov. 1813. Beide standen B. sehr nahe; mit dem einen lebte er in Dresden in großer Intimität, mit dem letzteren unterhielt er Jahrzehnte lang einen regen, innigen Briefwechsel, aus dem zu gelegener Zeit Mittheilungen erfolgen sollen.

**) Geburtstagsfeier (80?). Wieland war am 5. Sept. 1733 geboren.

nie zu verabsäumen mir rechte Herzens- und Gewissenssache ist. Da gedachte ich Ihrer lebhaft, als Br. Wieland eine schöne Abhandlung über das Fortleben im Andenken der Menschen preisgab und auf sich anwendete.*) Eine zur Grundlage vorausgehende kleine Abhandlung über die Meinung der Alten über Unsterblichkeit des Geistes (in Beziehung auf die Tusc. quaest. 1) diente zur Unterlage seiner so überaus menschlich gesprochenen Abhandlung von bleibender Verbindung auch nach dem Tode mit allen Guten und Edlen. Ich gedachte, wie EW. Ihrer entwichenen Freunde Andenken feiern und wie tröstlich es ist, solche Anerkennung hinter sich zu lassen. Einigermaßen war ich still und nachdenklich darüber, daß Sie, bis zur Pforte vorgedrungen, unsern Erdwinkel nicht betraten. Ich rechtfertige das aber selbst aus dem, was Sie mir darüber sagen, wenn ich auch schon viel damit verloren habe. Denn solch auch nur ein Tag wäre mir viel gewesen.

Tausend Dank für die freundliche Aufstellung der Lage des armen Jena in der Cottaischen Zeitung. Wir bedürfen solcher Ansichten eines Kenners, um uns gegen Übelwollende zu schützen. In der That ist auch gleichsam ein neues Leben in unsere Universität gefahren und wenn es gelingt, die humanioren Studien besser emporzubringen, so soll uns dieses eine Bürgschaft auf die Zukunft sein. Gotha und Weimar haben die Inspection der Landeskinder an Eichstädt übertragen mit einer kleinen Besoldung. Ich habe gewissermaßen die Societas latina angeknüpft, um noch ein philologisches Seminar oder was ähnliches zu stiften durch die dazu qualificirten Landeskinder. Das Eisenacher Gymnasium hat sich durch den fleißigen Frenzel sehr gehoben. . . .

Die gehaltreichste Schwefelquelle hat sich bei uns zu Berka an der Ilm hervorgethan. Man ist eifrig mit Planen ihrer Benutzung beschäftigt, nur suche ich solche von meiner Kammercasse abzulenken.

---

*) Die Rede ist separat gedruckt, vgl. Goedeke, Grundriß IV, S. 208, Nr. 150.

21. Januar 1813.

Lange blieb ich zurück und hatte doch so manches mitzutheilen. Ich muß dieses Manche heute versparen, denn ich habe nur Eines nicht zu übergehen, was mir am Gemüthe liegt.

Unser Wieland ist nicht mehr. Gestern Nachts 12 Uhr ging er hinüber, von wannen man nicht zurückkehrt. Acht Tage vorher hatte er einen Diätfehler gemacht (Gänseleber). Statt seinen derben Porto zu trinken, fiel er auf einmal auf alten Rheinwein. Andern Tags speiste er ein Leibessen (Kalbskopf mit saurer Brüh) und dazu wieder alten Rheinwein. Nun erfolgte eine gänzliche Unwirksamkeit des Unterleibs, schlagflußartige Symptome erschienen, von Zeit zu Zeit erholte er sich, phantasirte mitunter, aber immer in seiner launigsten Manier und so ging es fort. Sechs Stunden vor seinem Ableben nahm er noch ein kleines Glas Wildunger Wasser mit Wein, alsdann trat das Hinsterben ein und endete 12 Uhr.

Der Herzog läßt seine Überreste ehren soviel nur möglich. Er wird in dem Saal des Witthumspalais, wo die Herzogin Mutter ausgestellt war, aufgestellt und alsdann in sein selbst zubereitetes Grab nach Osmannstedt, neben seiner Gattin beerdigt werden.

Was wir mit ihm verlieren, habe ich nicht nöthig vor einem solchen Freund und Verehrer zu explaniren.

12. Februar 1813.

Die Trauerloge (für Wieland) war recht würdig vollbracht und mit großer Theilnahme der Herrschaften. Hr. v. Goethe las einen mit besonderer Klarheit und Simplicität geschriebenen Aufsatz, in dem besonders der Geistesgang geschildert war, mit vielen luminosen Bemerkungen aus dem Leben des Mannes. Wahrscheinlich wird die Schrift als Manuscript für Freunde gedruckt werden.*)

*) Es ist die bekannte „Rede zum Andenken“, die im J. 1813 dreimal als Manuscript erschien und später in Goethe's Werke aufgenommen wurde. Zu ihrer Beurtheilung vgl. die schöne Würdigung Böttiger's GJ. 18, 153 fg.

Weimar, 20. Mai 1813.

Was fange ich an? Lieber, lieber Freund, ich habe keinen Sohn mehr!*)

Aus einer — ach Gott welcher! — Ursache wurde mein Sohn am 19. April auf den Petersberg abgeführt. General Souham**) befahl es. Sobald der große Kaiser kam und die Herzogin bat, ließ er ihn frei, ohne einige Untersuchung, Alles wurde sogleich abolirt. Zehn Tage hatte dieser Arrest gedauert, Hr. Canzler von Spiegel ward auch mitgeführt. Heimgekommen, fiel der mir auf dem Erdboden liebste Mensch in ein Frieselfieber, ein malignes Nervenfieber kam dazu und endete seine kostbaren Tage gestern den 19. Ein Uhr.

O Gott, was hat mich betroffen! Mein Geschlecht ist geendet, mein häuslicher Zustand zerstört. Ein solcher Mann, mein einziger Sohn, die Stütze meines Alters, der Trost meines Lebens in allem Ungemach! Der treue und geliebte Diener seines Herrn ging plötzlich unter.

Noch bin ich außer Fassung und fürchte, daß mein altes Leben bald genug die Folgen spüren wird.

Ach ein so liebenswürdiger anspruchsloser urtheilsvoller, liberaler, edler Mensch! Es kostet Mühe, den heiligen Willen Gottes anzuerkennen. Doch ja, ich thue es. Er hatte mir ihn geschenkt, er konnte ihn zu einer höheren Bestimmung wiederfordern.

Welche Thränen bei aller Welt hier geflossen sind, läßt sich nicht aussagen. Das Unaussprechlichste ist immer — mein Verlust.

Die von Jugend auf tiefeingedrungene und festerhaltene Religiosität meiner Frau ist das Einzige, was mich aufrecht erhält. Sie, deren ganzer Stolz und Reichthum dieser Sohn war — hat ihn, wie sich selbst, Gott gegeben. Es muß gut

*) Über den Sohn und dessen Tod vgl. oben S. 242.

**) Vgl. oben S. 219 Z. 15, wo das Fragezeichen zu tilgen ist; s. Müller, Erlebnisse S. 275 ff.

sein, sagt sie, wenn auch unsere Thränen hier nie vertrocknen werden.

So war der edle Mensch, den ich dazu auferzogen hatte, der $38^3/_4$ Jahr ehrenvoll, nützlich, wohlthätig gelebt hatte, der jetzt im Glück der Ehe neu aufgelebt war, — mit einem Streiche vernichtet.

Es interessirt mich nichts mehr. Alles was ich hatte, war für ihn bestimmt, der soviel Theil an dem nahm, was für mich Freude hatte. Selbst dieses Haus war — nicht ohne Anstrengung — acquirirt, um ihm ein angenehmes Schicksal zu bereiten.

Die Untröstlichkeit meiner Schwiegertochter können Sie sich leicht vorstellen. Gott bewahre Sie! Schenken Sie mir eine mitleidige Thräne.

27. Mai 1813.

Erfreut — wenn dies Wort noch zu gebrauchen ist — wie getröstet haben Sie mich, theurer Freund, durch den Ausdruck Ihrer Theilnahme. Ich werde auch Ihren Rath benutzen — ich kann zwar meinen Herrn und Wohlthäter nicht verlassen, so lange es mir irgend möglich ist. Aber bei dem kräftigen Geschäftsbeistand, den ich jetzt habe, und bei der eingetretenen Entfernung mancher Störung meines ruhigen vaterländischen Gemüths kann ich etwas daneben unternehmen, was mich im Historischen erhält und die Gewaltsamkeit der Gemüthsbewegung wo nicht ganz entwaffnet, aber doch schwächt. Das mir so theure Opfer der Zeit ist einmal und unwiederbringlich gefallen. Da es so sanft in seine neue ätherische Wohnung überging — so muß ich mich um so mehr mit dem Gedanken beruhigen, daß es den Leiden dieser Zeit entgangen ist. Auch hat das Tragische des Ereignisses sowohl das Gefühl der Eltern als der Theilnehmenden veredelt und erhöht. Wir stehen gleichsam dem Himmel näher und verschmähen was unter uns ist. Doch kommen zuweilen Anfälle der Wehmuth, die ihr Recht behaupten will.

Wenn ich nur erst mit meinem ganz veränderten Privat-

wesen in Ordnung bin. Das wird noch etwas dem Gemüth kosten. Mein vornemlicher Trost ist die Mutter des Verlorenen. Ihr tiefer und verständiger religiöser Sinn würde mich, wenn ich ihn mir nicht aneignete, unendlich beschämen. Und Gott sei Dank, die Erziehung meiner Jugend hat ihn fest begründet. Es ist was Eigenes um den Trost eines frommen evangelischen Weibes, die seit Jahren mit Reinhards Schriften vertraut war. Unsäglich trostreich ist uns auch gewesen, was unsre über mein schwaches Lob erhabene Herzogin bei Ihrem huldvollen Besuche uns alles gesagt hat.

28. September 1813.

EW. erhalten hierbei die Memoria [über den Tod des Sohnes]. Ich bin versichert, daß Sie über Eichstädts Eleganz und über die Benutzung des Stoffes fast verwundert sein werden. Hn. v. Goethes Ausspruch ist, daß etwas mehr Classisches und Geschmackvolles und Geistreiches über gegebenen Stoff nicht leicht hätte geschrieben werden können und so auch andere Urtheile competenter würdiger Männer.

Den Stoff hat der Schriftsteller durch Erfragung bei der Wittwe und Freunden angeschafft; daher kommt einiges vor, was ich selbst vorher nicht gewußt habe. Nachrichten von meiner Familie, aus allerlei Funeralien habe ich mitgetheilt, ohne die Absicht genauer zu kennen. Ja ich würde Verschiedenes weggelassen haben.

5. November 1813.

Heynes und Reinhards Feier*) ist eine wahre Nationalheiligkeit. Der Herzog und Erbherzog lassen bitten, Sie unter die Subscribenten auf Reinhards Porträt und Nekrolog zu setzen. Dazu sind 6 Exemplare erforderlich. Ich selbst bitte um 6 Ex. Goethe ist in Jena, sonst hätte ich mir die Freiheit genommen, seinen Namen mir auch zu erbitten. Doch EW. werden das für

*) Für Reinhard's Feier war V. mehrfach literarisch thätig; auf eine seiner Veröffentlichungen mit einem Bilde R.'s bezieht sich die Weimarer Subscription. Auch für Heyne, dem er einen kurzen Nekrolog in der Allg. Ztg. widmete, sammelte V. biographische Materialien.

Scherz aufnehmen.*) Über die sieben Sacramente**) habe ich in voriger Zeit mit ihm gesprochen; er nahm sie immer für einen Lebenscyclus, den man nicht zerreißen sollen. Ja wohl wird Mißbrauch mit solchen Ideen getrieben werden können. Die indifferenten Herren scheinen nicht zu wissen, wohin dies führen kann. Es ist eine eigne Sache, daß während der Papst gleichsam vernichtet und das Wesen des Katholicismus im Verwesen ist, die Protestanten es widersinnig auffrischen wollen. Indessen haben die Apostaten selten Glück gemacht, die aus der evangelischen Kirche herausgingen, in Rücksicht nämlich der kirchlichen Verfassung.

In Nr. 2***) sind mir Goethes Hervorkommungen zur Kunst am interessantesten. Er bekennt selbst, wie er zur Technik nicht gelangen konnte. Er findet auch kein Behagen an Oesers Mystik. Doch das Alles wissen Sie.†)

15. Februar 1815.

Für Sie mein hochverehrter Freund, ist mir nun gar nicht leid. Allenthalben ist Ihr Vaterland, wo Wissenschaft und Bildung wohnt und Verdienst gewürdigt wird; ja ich hege die angenehme Hoffnung, daß aus dem allgemeinen Unglück viel eher Zunahme Ihres Privatglücks entspringen könne.

27. August 1815.

Mein längeres Schweigen war traurigen Ursprungs. Die kränkliche Stimmung um das am 20. erfolgte Ableben meiner theuersten Frau hatten mich um so mehr für allen frohen Genuß unempfänglich gemacht, als die leidige Diplomatik und Politik selbst an meinem Gemüth zehrte. Ach ich war 46 Jahre lang sehr glücklich mit solch einer Frau! Und doch vertieft das noch

*) Wegen der noch immer gleich starken Nichtachtung G.'s für B.

**) Deren Behandlung in „D. und W.“ Aufsehen machte und namentlich B. viel beschäftigte. Vgl. GJ. 18, 153.

***) Offenbar dem zweiten Theil des ebengenannten Goethischen autobiographischen Werkes.

†) Die große Lücke zwischen diesem und dem folgenden Schreiben erklärt sich dadurch, daß die Briefe der Jahre 1813—15, weil fast ausschließlich politisch, oben S. 197—226 abgedruckt sind.

mehr meine Schmerzen. Erfreut hat mich in solchem Leide die ganz außerordentliche Theilnahme von unseren erhabenen Fürstinnen bis zum ärmsten Bürger herab. Ich könnte recht anmerkliche Beispiele davon aufzählen. Es ist doch so etwas um die Achtung der Öffentlichkeit.

Ich bin noch sehr gebrochen an Kopf und an Herz. Ich konnte daher nicht einmal den heute angemeldeten Besuch der Großherzogin und Großfürstin annehmen; ich konnte mich noch nicht in meinem Schmerz sehen lassen und leide noch immer an einem betäubten Kopf und an Ausbrüchen von Wehmuth. Empfangen auch Sie meinen Dank für die meiner lieben Verlorenen gegönnte Achtung und Wohlgewogenheit. Ich bin stolz genug, um zu behaupten, daß sie solche bei allen Menschen verdiente, die sie kannten.

Doch ich wende mich ab und erwarte durch reisende Augenzeugen und Freunde gute Nachrichten von Ihrer leiblichen und geistigen Existenz. — Was alles über unsre Häupter vorübergegangen ist, in diesem (sogenannten) Sommer, daran würde man ein ganzes Leben genug nachzudenken haben. Daß eine tolle Eroberungssucht ein solches Ferment hervorbringen konnte, bezeugt, wie die oberste Weltregierung auch in der Verworfenheit menschlichen Strebens eine Weltarznei bereitet. Ich bin nur zu alt, um alle Folgen und Wirkungen zu erleben.

Mein gnädigster Großherzog wird dermalen mit Goethe die Belagerung von Hüningen beobachten,*) wie vormals die von Verdun und Mainz. Ich — muß Anwüchse (sic) in Ordnung bringen, die ich fürwahr nicht von den Göttern erfleht habe, da meine Wünsche jederzeit für Erhaltung der Zustände gestimmt waren, in denen wir uns wohl befanden. Was war das für eine glückliche Zeit.

Aus Paris, woher ich von unserm Gersdorf wöchentlich Briefe erhalte, kommt noch immer nicht viel Gutes. Man sollte

*) Das Gerücht war falsch; Goethe verbrachte Juni bis September 1815 in Wiesbaden, Frankfurt, Heidelberg.

dieser Pandorenbüchse, wenn man nicht zu viel Menschenfreundlichkeit hegte, den Untergang wünschen, eher noch als dem dunklen großen Moskau. Auf dem Kreml kam mir dort der große Würgengel vor, wie Marius auf den Ruinen von Carthago. In einigen Zügen ähneln sich wirklich Marius und Bonaparte.

Mein Alter und die nicht-alte Politik benehmen mir die Erfüllung eines wohl noch im vorigen Jahre gehegten Wunsches, Dresden wiederzusehn, wenn es von den Fremdlingen befreit sein würde. Besonders war das der Wunsch meiner lieben guten Frau, welche Dresden gar nicht vergessen konnte. Dermalen möchte ich um keinen Preis öffentlich dort sein. Ich kann mich erstaunen, daß der Herzog von Gotha dort Vergnügen findet. Die Alterthümer werden ihm mehr behagt haben als die Neuthümer.

9. September.

Ich kann mich nicht genugsam aussprechen über die Schmerzlinderung, die mir EW. Brief vom 31. Aug. verschafft hat. Sie haben Vieles schmeichelhaft, aber auch gründlich ausgesprochen, denn der Schmerz will geschmeichelt, aber auch erhoben sein. Darauf bin ich stolz, daß nie Gutes genug von dieser Frau gesagt werden konnte und daß ich so lange Jahre so reich war durch solches Kleinod . . .

Ich bin jetzt daran, mein Haus in die alte Ordnung zu setzen; meine treue Nichte Osann ist mir dazu behülflich. Mit ihr kann ich mein Haus auf altem Fuß fortführen. Würde, Klugheit und frommer Sinn belebt sie. Ihre hingeschiedene Tante befahl mich ihr noch auf ihrem Sterbebette. Und so suche ich mich in mein Unglück zu finden und die langen süßen Gewohnheiten zu vergessen. Ach und doch suche ich noch oft und viel das holde Weib in meinem Hause, wo sie allenthalben und gegenwärtig war. Die Gewalt der Sehnsucht wird sich ja auch verlieren.

Die Ankündigung hat allerdings Peucer geschrieben. Die Selige hegte großes Vertrauen zu ihm und unterhielt sich viel

mit ihm. Er las so schön vor. Den kleinen Nekrolog, den ich selbst zur kirchlichen Todtenfeier schrieb, theile ich wohl einmal mit. Die Fürstinnen ließen sich ihn abschreiben. Die schmerzliche Einfalt gab bloß den kleinen Stoff dieses bescheidenen Lebens an . . .

Seit vorgestern war ich so glücklich, meinen ältesten Jugendfreund, der es in jedem Alter blieb, wiederzusehn. Wir kennen uns 60 Jahre, vom Jünglings- bis ins hohe Alter. Der Oberberghauptmann von Trebra!*) Noch ist er im 76. Jahr, wie man es etwa im 50. zu sein pflegt. Es gibt kein Unglück im Leben, behauptet er, man muß alles en gros ansehen und so ist alles gut, was die höchste Weltregierung geschehen läßt; man muß nur nicht so beschränkt sein, das an und car allenthalben begreifen zu wollen . . .

Das geographische Studium wird immer mehr erweitert. Unsere Damen studiren jetzt die Beschreibung von St. Helena. Zu bewundern ist es, daß der gemüthlose, grausame Eroberer hin und wieder unter den Damen noch vielen Schutz findet.

Die in dem vorstehenden Briefe erwähnte Ankündigung u. d. Titel „Todesanzeige" ist ein Quartblatt, von dem eine Seite bedruckt ist. Sie gibt eine kurze Schilderung der Beerdigung, einzelne Notizen über die Frau, Johanne Victorie geb. Hufeland, die bei ihrem Tode 74 Jahre alt war. Sie rühmt ausführlich das innige Verhältniß des Mannes zu der Hingeschiedenen, gibt aber hauptsächlich von ihrem geistigen Wesen folgende anziehende Charakteristik:

„Das Große und Schöne, wo es erschien, ward von ihr gern aufgefaßt und auf eine ihr eigne Weise gestaltet und wiedergegeben. So mit den Begebenheiten der Zeit, so mit den Er-

*) Auch Goethe's Freund, der so hübsch von der frühern gemeinsam verlebten Zeit zu erzählen wußte. Vgl. GJ. IX, 11—20 und S. 83fg. F. W. H. von Trebra, 1740—1819, gehört zu Goethe's ältesten Weimarer Genossen.

zeugnissen der Kunst und Literatur. Nie hat ein weibliches Gemüth den Haß der Tyrannei hochsinniger genährt, als das ihrige; in ihrem Innern hallte es wieder von Vaterland, wie in den besten Zeiten des freien Alterthums; jedem Siege der deutschen Sache brannte die Flamme auf ihrem Hausaltar. Ein solcher Eifer stehet den Frauen wohl; da ihnen das Schwert zu ziehen versagt ist, sollen sie die Räume des Hauses mit Vaterlandsliebe erfüllen und den Herd freihalten von undeutscher Gesinnung. Darum war ihr die Dichtkunst so lieb, weil sie heraufhebt in das Edlere und Ungemeine. Die gewaltigen Geister, die seit einem halben Jahrhundert in unsern Mauern gedacht und gedichtet, hatte sie fortgehend sich angeeignet, der persönlichen Achtung solcher Meister ebenso theilhaftig als werth. In den Werken derselben fand sie Genuß und Erheiterung und bewies auch hier, wie ein hoher weiblicher Sinn gern in die Regionen der Begeisterung eingeht, indem er angezogen wird von den Blumen der Poesie, die ihr verwandt sind. Mit ihrer religiösen Richtung war es nicht anders. Seit Jahren dienten ihr Klopstocks heilige Lieder zum Aufschwung frommer Sehnsucht, ohne ihr klares Leben zu trüben. Ihr Gemüth war ein Tempel Gottes, und man darf sagen, daß ein großes Beispiel christlicher Frömmigkeit mit ihr zu Grabe gegangen".

Voigt. 20. October 1815.

Meine Nichte, Regierungsräthin Osann, ist zu mir gezogen und macht mein Haus. Ich hatte keine Hoffnung dazu, weil ihre Brüder und Söhne in Berlin sie immer hinziehn wollten; wie sie denn schon halbe Jahre lang mit großem Beifall und Vergnügen dort gelebt hat. . . Alles, was zu ersetzen möglich ist, ist mir ersetzt und ich segne noch mehr das Andenken der Entschlafenen, die mir ohne mein Vorwissen dieses Glück bereitete, nicht nur eine Dame des Hauses, sondern auch eine höchst verständige und gebildete, geistreiche und angenehme Gesellschafterin zu haben. Bei Erziehung von 4 Söhnen und 2 Neffen, die allesammt (einer ist gestorben) gelehrte und veredelte Männer

geworden, hat hier viel für ihren Geist gewonnen und viel Ehre eingelegt. Das mag die Probe einer vortrefflichen Frau sein.*)

An dem Morgen des Reformationsfestes,
den 31. October 1815.

O Morgenlicht des frommen Tages,
Du strahlest hell auf meine Seele,
Umfassest wie ein Heiligenschimmer
Mein unaussprechliches Verlangen.

Ach ist es wahr? Die Hochgeliebte
Will mir sich weihen heut auf ewig?
Ach ist es wahr, soll noch sich heute
Der heiße Wunsch des Herzens löschen?

Ja, schon ist der Altar geöffnet,
Wir fallen nieder unter Kreuzen,
Gesprochen ist des Bundes Segen,
Mein ist sie nun — ist mein auf immer.

6. November 1815.

Seit dem Reformationsfeste, am 31. October, bin ich sehr glücklich. Früh 7 Uhr stand ich an Cranachs Altar mit der Frau meines Herzens. Seitdem ist mein Leben aufgefrischt, die hergestellte Ruhe des Gemüths hat wundersam auf mich gewirkt und den vertrauten Umgang mit einer an Leib und Geist so ehrwürdigen und liebenswürdigen Frau. Ein eigener schwermüthiger Gedanke hatte mich befallen, den aller Verstand nicht tilgen konnte, die Zweifelmüthigkeit, ob nicht doch etwas die Vollziehung unseres Bundes hindern könne. Bis vor den Altar der Kirche war ich darob verzagt. In reinem und wahrem Sinne schrieb ich mir selbst beiliegende Zeilen auf, die, ohne alles poetische Verdienst, wenigstens die tiefste Herzlichkeit an sich tragen.

Tausend Dank für Ihre geistreiche Ansicht meines Ent-

*) Am 31. October 1815 vermählte sich Voigt mit Frau Osann (s. d. fg. Brief vom 6. Nov.) Schon am 15. October meldete er B. von seinem Plan und fügte hinzu, daß er mit dessen Ausführung einen Wunsch seiner Frau erfülle und mit der vollsten Billigung der Weimarischen Fürstlichkeiten handle. An dem Festtag lief eine große lateinische Ode Eichstädt's ein die dem Briefwechsel beiliegt.

schlusses. Ich habe mir übergern Glück wünschen lassen, da ich wirklich ein seltenes Glück gemacht habe, das einzige, das meinem Alter übrig sein und es vergnügen konnte. Ich werde es zu genießen verstehen und mich, so Gott will, noch lange genug auf Erden darüber erfreuen.

4. December 1815.

Fürst Hardenberg, der hier ist, und seine Staatsmänner, die ich kenne, haben sich hier sehr gefällig ausgenommen.

14. Januar 1816.

Ihr gütiger Besuch ist mir wie ein Traum; denn seit jener Zeit ist meine neue Geschäftsnatur sehr aufgeregt worden, weil die neuen Etats der Ausgaben, die ständischen Einrichtungen ein gewaltiges Detail (ich bitte um Verzeihung für ein französisches Wort) herbeigeführt haben. Ihr sichtbares Wohlbefinden war mir sehr erfreulich, denn ich hatte für Sie gefürchtet. Daß Ihr Geist in der alten Lebendigkeit sei, hatte ich wohl gehofft und fast wurden meine Hoffnungen übertroffen. EW. werden übrigens unser Betlehem ziemlich auf altem Fuß gefunden haben, nur daß kein Schiller, kein Herder, kein Wieland mehr bei uns wohnen. Das Ufer der Ilm, die schlechten Häuser machen das alte Weimar nicht allein aus. Aber was bleibend ist und Sie gewiß gefunden haben, ist der Geist des Ganzen, wo Liebe der Wissenschaft sich mit gutmüthigem Charakter paart und eine gewisse Weltbürgerlichkeit über Kleinlichkeit und Engherzigkeit siegt.

Am 23. December wurde mir das Großkreuz des erneuerten Falkenordens vom Großherzog umgehangen. Noch ist sonst hier keiner ausgegeben. . .

Unsere neuen Ministerialeinrichtungen sind in vollem Gange; wenn man fast $\frac{1}{3}$ Jahrhundert die Geschäfte in gewissen Formen getrieben hat, die nicht die schlimmsten waren, so setzen uns hin und wieder selbst verbesserte Formen in Verlegenheit. Die Macht der Gewohnheit ist groß. Man kommt von den neuen Formen nicht los, es ist sonst, als wenn man einen Rock nach alter Art angezogen hätte. Ich kann aber doch den edlen alten Rost nicht

ganz aufgeben, wie das „von Gottes Gnaden" und die sonstige Rescriptsnatur, woran seit Jahrhunderten unsere Leute mit ehrerbietiger Empfindung gewohnt sind. Es geht damit fast wie mit den veränderten alten Kirchengesängen.

Doch ich stehe ja auf dem letzten Stadium meines Canzleilebens und darf um so weniger alles nach meinen Ansichten beurtheilen, als meine jüngeren Herrn Collegen das Gute des Auslandes mehr als ich kennen gelernt haben. Dafür bin ich zum Präsidenten des Staatsministeriums creirt worden und habe keinen weitschichtigen Vorbehalt. Das wird mir aber in der Folge erst zu Gute kommen, weil das Alte erst aufgeräumt sein muß.

8. Februar 1816.

Am 30. Januar mußte ich eine öffentliche zwar sehr kleine Rede halten. Der Großherzog eröffnete den Falkenorden öffentlich und theilte ihn an mehrere Herren aus. Sonntag mußte ich als Ordens-Canzler sprechen. Hr. v. Goethe hielt namens seiner und der Ritter eine kleine Danksagungsrede.*)

6. Mai 1816.

Aber Lord Byron geht mit dem Georg (IV.) etwas unsanft um. Ich danke sehr für diese merkwürdigen Epigramme, wiewol mir die dermalige Opposition nicht sehr gefällt.

12. August 1816.

Heute, si Diis placet, wird der deutsche Bundestag eröffnet worden sein. Da wird auch mein Referat, als in welches er gehört, sich aufthun und ich werde mich erkühnen müssen, weise zu sein. Einstweilen unterhält mich Madame Catalani**) und der Dey von Algier. Jener haben die Leipziger ihr Recht

---

*) Diese „Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens", damals nicht gedruckt, zuerst mitgetheilt in Schaefer, Goethe's Leben 1851, jetzt in den Werken z. B. Hempel XXVII, 2, S. 46 ff.

**) Madame Catalani (Angelika), geb. 1779, erregte damals (vgl. Geiger, Berlin II, 471) bei ihren Kunstreisen durch Deutschland, allgemeines heute schwer zu begreifendes Entzücken.

angethan, besage der Leipziger Fama; etwas Ähnliches hatte ich privatim aus Berlin vernommen, wiewohl die dortigen Zeitungen es der Hamburger Posaune nachthaten. Indessen hat diese Opernkönigin ein schönes Stück Geld auch aus Deutschland weggeschleppt.

17. October 1816.

Ich war einige Wochen auf dem Lande, weil ich manchen Gemüthserregungen ausweichen wollte, ohne die ich nicht hätte bleiben können, als man meinen vollendeten 50 Dienstjahren viele Glückwünsche und Ehrenbezeugungen vorbereitete. Ich habe im vorigen Jahre die Erfahrung gemacht, wie nachtheilig mir solche Gemüthsbewegungen zu sein pflegen. Zwar folgten mir allerlei Zeugnisse des Wohlwollens nach Allstedt (wo man nichts von meinem Ehrentage wußte); aber das Schriftliche dringt nicht so tief ein als die Persönlichkeit. Auch trieb ich im Kreis meiner Verwandten ein müßiges lustiges Leben, welches sich wenig im Gemüth aufregen ließ. Ich bin denn so auch wohlbehalten zurückgekehrt. Ich hatte meine Söhne mitgenommen, meine Schwester, die Räthin Erdmann, brachte ihre Kinder aus Eisleben herbei, mein Bruder, der Rath und Obersteuereinnehmer, hat seine zwei wohlversorgten und tüchtigen Söhne bei der Hand und so machte sich Alles ganz heiter. Ja ich machte einen Gegenbesuch in Eisleben und besuchte dort unseres Luther Reliquien. — Der Großherzog beschenkte mich mit einer schönen Brillantendose und mit einem noch schönern Briefe. Goethe stiftete mir eine tabula votiva*) und viele Dichter unserer poetischen Region legten etwas nieder auf meinen Hausaltar.

Etwas Lateinisches dieser Gaben schließe ich bei; das solche Classische gehet bei mir immer voraus. Ich bin sogar, incredibile dictu zum utriusque juris doctor gemacht worden, wozu ich mich vor 52 Jahren einmal gemeldet hatte. . . .

Privatfreude ist die einzige, die in der Welt übrig ge-

*) Von Goethe's Jubiläumsgedicht war oben S. 244 die Rede

blieben ist. Nach bekämpften Feinden werden wir mit der Ungunst der Natur zu kämpfen haben. Selbst in dem fruchtreichen Thüringen steht man in der Sorge des Mangels. Die Theuerung ist übermäßig.

30. December 1816.

Hier haben wir in den nächsten Wochen allerlei Geschäftsfeierlichkeiten, die hohen Geburtstagsfeste nicht zu rechnen. Den 30. Januar ist die solenne Belehnung des Fürsten Thurn und Taxis als Erblandpostmeister (wofür er freilich gut bezahlen muß). Den 2. Februar ist die feierliche Eröffnung des Landtags, des ersten im neuen Stil. Es wird dann da doch allerlei zu singen und zu sagen geben. Diese neuen Landtage führe ich nicht wie sonst; sie gehören ins erste Departement des Staatsministeriums und so werde ich persönlich weniger zu arbeiten haben. . . . Am Bundestage sind wir hinlänglich gepriesen worden; es wird nun darauf ankommen, wiefern die hohen Landesfürsten unserer Verfassung beitreten. Das Reformationsjubiläum würde damit würdig gefeiert werden. Und man wird doch darauf denken müssen, was man zur Feier thun will. Ich suche die Königl. Dänische Instruction zu bekommen. Aber wollen EW. mir nicht in Erfindung einer Medaille beistehen? Wie viele wurden nicht 1717 geprägt! Es ist jetzt grade eine Periode, wo wir uns gegen den Katholicismus produciren müssen, der gern den Abfall vom Papst reparirte.*)

23. März 1817.

Es ist nicht zu läugnen, daß man im hohen Alter und nach einer längern Ernte von Erfahrungen die Dinge auf der Welt mit anderen Augen ansieht. Besonders will mich der sogenannte Zeitgeist nicht trösten, weil er uns wenigstens immer in die Zukunft hinein verweist, wenn wir ihm auch in der Gegenwart aus dem Weg gehen. . . .

---

*) Für Goethe's Bemühungen an der Feier des Reformationsfestes theilzunehmen vgl. die schönen Mittheilungen im GJ. Bd. 16, S. 3 ff.

Gestern endlich ist unser erster repräsentativer Landtag zu Ende gegangen.*) Wie genug er das Ministerium beschäftigt hat, ist daraus abzunehmen, daß von dem Ministerium 66 Decrete an den Landtag zu expediren gewesen. Es sind ganz erhebliche Dinge beschlossen worden, z. B. die Besteuerung der Rittergüter. Die Ausarbeitung wird noch manches Tintenfaß leeren.

Daß nunmehr nachdem die Akademie blos unter Gotha und Weimar gestellt ist ihre Wohlfahrt mit Ernst angegriffen werden kann (bisher antworteten die übrigen Höfe oft in Jahr und Tag nicht, geschweige, daß sie zur Unterstützung einwirkten), das macht eine große Freude. Kaum glaubte ich es zu erleben, es soll nun aber auch frisch daran gehn.

12. Juni 1817.

Möchte ich doch nur einen Tag mit Ihnen sein können. Aber mehrere Haupt- und Nebenumstände nöthigten mich zum Versagen. Als ich jünger, freier und kräftiger war (seit 1796) hätte ich von dem Glück meiner Ehrenstellen auch wohl zum Vergnügen außerhalb etwas genießen können. Aber das unheilbringende Franzosenthum vernichtete Alles; man mußte sein Leben aufwenden, um dieses heillose Geschlecht zu erhalten und sich von ihrer Grausamkeit wegzudrücken. Nun, der Sündenbock auf Helena muß für sie büßen.

In der Quarterly Review ist die Unächtheit des Manuscrit**) hinlänglich dargestellt. Sie hat vom Anfang sich meines Gefühls bemächtigt. Nicht ein einziger neuer Zug, kein bisher unbekanntes Factum, keine Anekdote über diesen oder jenen Sieg, was der Feder des Meisters, der doch gewiß mit seinem Lieblinggeschäft, der Menschenmordung, für seine Zwecke am liebsten

---

*) Über die Landtagsverhandlungen s. das nächste Capitel.

**) Gemeint ist der Artikel IX in Quarterly Review 1817 Bd. 16, S. 480—511. Dort werden verschiedene Schriften, den Aufenthalt Napoleon's betr., abgehandelt. Die Widerlegung der Echtheit des Manuscrit venu de St. Hélèna d'une manière inconnue bef. S. 509 ff.

spielte. Für einen Zögling des großen Generals (aber sehr unklugen Herrschers) war es gewiß nicht schwer, seine Schreibart und seine Sophismen nachzuahmen. Ein Barrère z. E. würde sehr leicht, wie Herr Bonapars schreiben. . . .

Mit unsern Jubiläumsanstalten ist noch nichts definitiv geordnet. Eine Medaille, mit Bildung oder Namen des Großherzogs erhalten wir nicht. Die vortrefflichen Pariser Medaillen (von Denon und Andrieux) haben den Geschmack an geringeren verwöhnt. Die Kränklichkeit des Hn. v. Goethe hemmt den Kunstbetrieb in diesem Fach; er hat die Angabe einiger Ideen versagt. Ich habe etwas versucht, aber alles war zu heidnisch für solche Feier.

29. Juli.

Ich lasse wirklich in Berlin eine kleine Jubelmedaille bearbeiten. Ich thue es auf mein Privatrisico. Ich hielt es unverantwortlich nichts numismatisches zu thun, meine Vorliebe war verletzt. Erfindung und deutsche Inschrift sind sehr einfach, auch unbeleidigend für die dissenters. . . . Das erste Exemplar, was ich erhalte, soll Ihnen gewidmet sein. Wenn ich nun aber das Auge niederschlagen müßte?

29. Juli 1817.

EW. haben die Freunde und Verehrer des seel. Werner*) durch Ihre Worte an seinem Sarge auch in der Entfernung gerührt, — vorzüglich aber den, welchem Sie Ihre Worte mit solchen ehrenvollen Wünschen zueigneten. Empfangen Sie meinen unverstellten Dank für solches Geschenk Ihrer Gesinnungen. Non ultima laus est — was Sie an mich wenden; ich vergesse dabei nicht, was ich sein sollte, um von einem so geistreichen Mann so gütig beurtheilt werden zu können.

Der seel. Werner blieb mir immer merkwürdig wegen seines

*) Abr. G. Werner, der berühmte Geologe, Verfechter des Neptunismus, geb. 1749, war in Dresden am 30. Juni 1817 gestorben. Von B. waren (Dresden 1817) in Druck erschienen „Worte auf der Anhöhe der Landstraße nach Görbitz, gesprochen an Werner's Sarge“.

jungfräulichen Wesens; er glich darin unserm guten Johannes v. Müller.*) In dem wissenschaftlichen Gange seines Lebens habe ich eine besondere Ähnlichkeit mit unserm vormaligen Freunde Hofrath Büttner**) in Jena gefunden. Dieser fing seine gelehrten Forschungen mit mineralogischen und geologischen Gegenständen an zu einer Zeit, wo diese Studien noch weit zurück waren. Nun ging es zur gesammten Naturgeschichte fort, zur Technologie, Numismatik und endlich stand er bei den Sprachvergleichungen still, worüber seine mühsamen Tabellen noch vorhanden sind. In seinen letzten Jahren sprach er sonst über nichts und so hatte er Eigenheiten sonst, wie man sie von Werner erzählet. Er war auch ein Weiberfeind, zugleich aber der freundlichste Mann gegen alle Menschen.

Die Auszeichnung, die W.'s Leiche widerfuhr, ist eine Veredlung der Dresdener Etiquette und des fürtrefflichen Königs würdig. Daß W.'s schöne und kostbare Sammlungen in Freiberg bleiben, ist ein schöner Gedanke. Wie ehemals die heiligen Gefäße im Tempel zu Jerusalem, so werden sie bei der Akademie bleiben und kein Genserich wird sie, wie aus Rom die goldenen Hierosolymitana entführen dürfen.

12. April 1818.

Vorgestern***) wurde Goethe ein Enkel geboren, der seinen Namen perenniren wird. Ich freue mich auf seine Wiederkehr von Jena, wo er den Frühling genießen will.

Am 22. März 1819 starb Ch. G. von Voigt, genau 13 Jahre vor Goethe, gewiß einer der Edelsten aus Alt-Weimar, der treueste Mitarbeiter, den Goethe gefunden hatte.

---

*) Die Beurtheilung Müller's ist sehr naiv. Ueber dessen angebliche Keuschheit hätte V. dem Freunde sonderbare Dinge mittheilen können.

**) Hofrath Büttner, 1716—1801, mit dessen Bibliothek Goethe eine schwere Ordnungsarbeit hatte. Vgl. T.- u. Jahresh. bes. vom J. 1802.

***) „Vorvorgestern", 9. April, s. Goethe's Tageb. WA. 6, 194. Es ist Walther Wolfgang, mit dem 1885 das Goethische Geschlecht erlosch.

Zehntes Capitel.

Preßfreiheit und Landstände.

Schon in manchen der mitgetheilten Briefe Voigt's war von Luden's Zeitschrift, dem Oppositionsblatt und den Landständen die Rede gewesen; etwas ausführlicher mag nun im Zusammenhang von diesen Dingen, auch von dem Wartburgfest und anderen zeitgenössischen Ereignissen gesprochen werden. Doch soll getreu dem Charakter dieser Skizzen keine vollständige Darstellung gegeben, sondern neues Material mitgetheilt und das zu dessen Erklärung Nothwendige hinzugefügt werden.

Unter den Jenaer Professoren, die auch in den schwersten Zeiten den Patriotismus nicht verleugneten, befand sich der Historiker Heinrich Luden. Er gab 1814—1818 bei Bertuch die Zeitschrift „Nemesis" heraus. Ueber diese, seine persönlichen Schicksale und andere wirklich unternommene oder geplante politische periodische Unternehmungen handeln die nachfolgenden Briefe Luden's an Bertuch.*) Sie mögen sich hier zunächst anschließen, nur mit ganz kurzen Anmerkungen begleitet.

Luden an Bertuch. Jena, 22. December 1815.

Zu der Unruhe über diesen Punkt [Antrag von Bremen] kommt nun noch eine andere Betrachtung, die Nemesis betreffend. Da Sie so freundschaftlichen Theil an mir nehmen, so will ich Ihnen auch darüber offen und frei schreiben, und ich werde um

*) Zum Verständniß des Folgenden ist D. Schäfer's Abhandlung über Luden, Preuß. Jahrb. 46, S. 379—400 zu vergleichen.

so eher offen und frei schreiben können, da ich zu Ihnen wie in allen andern Dingen, so auch hierin, immer als Freund spreche.

Auf der Honorarberechnung nämlich hat Hr. Kunz die 100 Thlr. für die Redaktion diesmal nicht mit aufgeführt. Sie sagen zwar kein Wort darüber, aber wahrscheinlich bleibt mir doch, daß der Absatz gegenwärtig diese 100 Thlr. nicht mehr tragen kann. Dieses ist mir nun aus einem doppelten Grunde unangenehm.

Zuerst thut mir leid, daß die N. ein so kleines Publikum hat. Ich bin mir bewußt, das, was ich selbst für sie schreibe, nicht leichtsinnig von der Hand zu schlagen; ich glaube auch, daß manches Gute gesagt worden ist. Sollte es mich nicht verdrießen, daß die Zahl der Leser deßungeachtet immer abnimmt?

Zweitens aber ist es mir auch in ökonomischer Rücksicht sehr empfindlich. Sie sind gewiß mit mir der Meinung, daß ich meinen Haushalt wenigstens von dem Ertrage meiner Besoldung und meiner Arbeiten erhalten muß und daß ich mein geringes Vermögen um so weniger zusetzen darf, je größer meine Familie und je schwächer meine Gesundheit ist. Das kann ich aber jetzt nicht.*)

5. Februar 1816.

Ihren Grundsatz: audiatur et altera pars erkenne ich an in allen historischen Dingen, aber nicht in politischen Grundsätzen. Wenn Jemand angegriffen ist, der muß sich vertheidigen können, Unwahrheiten müssen berichtigt werden dürfen. Wenn wir aber den Advokaten des Despotismus Zutritt verschaffen wollten, was würde die Folge sein? Die Fürsten und ihre Höflinge und ihre Knechte würden mir als dem Herausgeber niemals trauen (sowie ich denn auch durchaus gegen den Mißbrauch der Gewalt

---

*) Er setzt dann auseinander, daß er mindestens 1400 Thlr. brauche, aber nur 550 Thlr. Gehalt habe. In einem folgenden Briefe theilt er dann mit, daß ihm von Bremen über 2000 Thlr. geboten seien, daß er aber trotzdem ausweichend antworten, auch nach Weimar sich nicht klagend wenden, sondern vertrauensvoll die Zukunft abwarten werde.

immer sein werde) und die freigesinnten Männer würden auf mich losschlagen als auf einen Abtrünnigen. Auch glaube ich nicht, daß die Nemesis dadurch an Würde gewinnen könnte. Also unparteiisch in Rücksicht dessen, was geschehen ist, aber durchaus parteiisch für Freiheit und Recht: das sei der Wahlspruch. Und dabei werden wir gewiß am besten fahren, wenn nicht im Augenblick, doch auf die Dauer.

20. Februar 1816.

Es freut mich sehr, mein Werthester, daß Ihnen das Archiv de tempore scheint. Ich hoffe, es soll Beifall finden.

Im Uebrigen bleibt der Nemesis die alte Liebe. Auch fürchte ich nicht, daß ich für das Archiv ebenso viel zu thun haben werde, sonst wäre es auch nicht möglich, da meine historischen Studien doch auch fortgesetzt werden müssen. . . .*)

30. Mai 1817

Gut, daß dieses Stück der Nemesis noch nicht fertig ist. Dadurch erhalte ich Zeit, noch einen Aufsatz über die Bekanntmachung im Regierungsblatte, die Preßfreiheit**) betreffend, den ich heute angefangen habe, zu vollenden. Wir müssen doch ehrenhalber über diese unglückliche Erscheinung, die ich durchaus nicht begreife, etwas sagen.

2. Juni 1817.

Zugleich schicke ich das, was ich über die Preßfreiheit schon geschrieben hatte. Sehen Sie es an; ich unterwerfe es Ihrem Urtheil. Beleidigen will ich nicht, gewiß dem Großherzog und seiner Regierung nichts Unangenehmes sagen. Aber die Frage, welche das Oppositionsblatt an seine Leser thut [vgl. S. 324], ist doch auch

---

*) Das Allgemeine Staatsverfassungs-Archiv, von dem hier die Rede ist, und über dessen Mitarbeiter L. in einer ausgelassenen Stelle spricht, erschien wirklich, aber nur kurze Zeit. Am 21. Mai 1817 meldet Luden bereits: „Das Schicksal des Archivs ist also entschieden. Mir ist dies ganz recht, da es mir neben der Nemesis zur Last wurde". Kurz vorher hatte Luden, nachdem er lange ohne Erfolg über Zurücksetzung geklagt, eine ordentliche Professur in Jena erhalten.

**) Ueber diese Verordnung vgl. unten S. 324.

schwerlich mit gutem Gewissen gethan. Nach meiner Meinung gibt es jetzt keine Preßfreiheit mehr in unserem Lande und sie ist verfassungswidrig aufgehoben. Von dieser Ansicht kann ich mich nicht trennen, obgleich ich die feste Überzeugung habe, daß bei uns faktisch noch mehr Freiheit sein werde, als irgendwo in Teutschland.

24. October 1817.*)

Ich habe mich nach dem Auto da fé erkundigt, mein Verehrtester, und aufs Gewissen bei einem Freunde, der mir die Wahrheit gewiß nicht verhehlt: es ist nicht wahr, daß man die Congreßacte verbrannt habe. Das kann dreist und mit Vertrauen gesagt werden. Aber eine Reihe von Schriften ist verbrannt u. A. Kotzebues teutsche Geschichte. Ich will das nicht loben, aber verdient ist dieses Geschick. Ich bin begierig, wie der alte Sünder dasselbe ertragen wird. Vielleicht schlägt er Lärm und die Schmalz-Gesellen stimmen redlich ein. Hat er was zu klagen in einem — — — geheimen Auftrage von Rußland, so wird der Bericht to his imperial majesty wohl nicht vortheilhaft für unsere Musensöhne und Musensitz ausfallen.

18. November 1817.

Unter denen, die mich am Sonntage besuchten, war auch Wieland. Dieser will, wie Sie wahrscheinlich schon wissen, ein neues Blatt auf eigne Rechnung anfangen: der Volksfreund betitelt. Es soll hier wahrscheinlich bei Mauke gedruckt werden.

Was sagen Sie dazu? Die Zeitschriften wachsen wie Pilze aus der Erde. 3 neue zu gleicher Zeit. Die von Kotzebue, die Wielandsche und Des Teutschen Burschen fliegende Blätter von Fries. Es ist unmöglich, denke ich, daß all das Zeug bestehen und gedeihen kann. Und nun Wieland ganz allein, ohne Verleger und Mithülfe — vehementer dubito.

---

*) Auch der Wartburgfeier ist unten S. 331 fg. in anderem Zusammenhange zu erwähnen.

12. December 1817.

Zu dem Oppositionsblatt wiederholt meinen Glückwunsch! Das geht mit frischem Leben. Der alte Steuermann weiß nicht nur die Schiffsleute in schönster Ordnung zu halten, sondern auch zu den Leuten im Hafen die traulichste Sprache zu reden, so daß er mit seinem Schiff und seinen Waaren immer willkommen sein muß. Was die fremden Herren Zichy, H—g, proponiren und ausrichten werden, das macht mich sehr neugierig. Bitte sagen Sie mir darüber, was Sie erfahren. Wären die Folgen vorauszusehen, so wäre das Benehmen der hohen Staatsmänner bei dieser Jugendlust zum Todtlachen, wie meine kleine Louise zu sagen pflegte. Es wird aber bunt und despotisch bei uns. Oken ist abscheulich behandelt und bis zum Lächerlichen. „Ein Gotteslästerer" ist der Mann, weil er gesagt, „die Theologen hätten den lieben Gott nackt ausgezogen"; — „Ein Majestätsverbrecher" ist er, weil er gesagt, die Constitution sei ein Juristengemäste! Pfui, pfui! Und das in einem Lande, daß sich einer Constitution rühmt. Wer mag wohl diese Anklage gegen Oken aufgestellt haben? Heiliger Davoust, bitte für uns!

Auch Wieland hat schon von Hn. Hufeland die Drohung erhalten, daß sein Volksfreund inhibirt werden würde, wenn Klage gegen ihn geführt werden würde. Ei, Gott im Himmel, leben wir denn in Constantinopel? Und ist das die Freiheit, die theuer erkaufte?

24. December 1817.

Die Sachen werden immer bunter; die gewaltthätigen oder vielmehr die feigen Eingriffe immer häufiger. Die Weimarische Regierung scheint ihre Basis, welche die öffentliche Meinung ist, gar nicht zu kennen, und die gepriesene Weisheit wird bald Kindern zum Gespött sein.

Mir hat nicht gefallen, daß Sie das Verbot sogleich angezeigt haben.*) Ich hätte es nicht gethan.

*) Nr. 301 erschien am 23. Dec. Weder in dieser noch in der dazu erschienenen Beilage Nr. 78 ist von dem Verbot die Rede. Am 24. Dec.

Meo voto lassen Sie sogleich fortdrucken und nur der Name Oppositionsblatt bleibt weg.

Alsdann müssen Sie diese Landesdirektion verklagen, sowohl beim Großherzog, als beim Landmarschall und auf Entschädigung antragen.

Diese könnte groß werden müssen, denn welche Folgen solch ein Stoß haben wird für das Opp. Bl. kann doch keiner wissen.

2. Januar 1818.

Also von heute ab wieder Oppositionsblatt, mein Verehrtester? Aber welche Weisheit ist denn darin, daß grade beim 2. das Opponiren erst wieder angehen soll? Ich bin recht begierig auf die Explikation aller Vorgänge im Opp. Bl. und freue mich, daß Sie nicht pliiren wollen. Wahrlich das hilft nichts und vielleicht macht man courage aux laches, wenn man auf dem Rechte sich feststellt!

Daß Ihnen meine Neujahrsgabe an Mr. Kotzeboue*) gefallen, macht mir viele Freude; ich habe sie auch einigen mitgetheilt, um zu erfahren, ob ich auch wohl rechtlich durchkäme und das Ding hat bei Allen ein großes Gaudium erregt. . . .

20. Januar 1818.

Damit Sie sehen, mein Verehrtester, was ich gegen Kotzebue thue, übersende ich Ihnen die Schrift, die gestern an die Regierung abgegangen ist. Sollte ich hierauf nicht erhalten, daß der bei mir angelegte Arrest aufgehoben werde, so gehe ich sofort weiter. Halbe Maßregeln helfen nichts und was angefangen ist, muß durchgesetzt werden. Darum hoffe ich auch, daß Sie sich schon gegen die Arrestlegung, die auf Ihr — von mir wohl erkauftes — Eigenthum erwirkt ist, erhoben haben werden.

---

ist schwerlich ein Blatt erschienen. Am 2. Jan. wurde gleichzeitig Nr. 302 des alten und Nr 1 des neuen Jahrgangs ausgegeben.

*) So schreibt er, um schon durch den Namen seine Verachtung K.'s zu declariren. Es war eine Veröffentlichung von Bruchstücken aus K.'s Berichten an die russische Regierung, mit Anmerkungen begleitet. Ueber die Sache und den Proceß, der sich daran knüpfte, Schäfer 396 fg. und unten S. 304 fg.

Unsere Juristen, denen ich erzählte, daß Ihr Rechtsconsulent gerathen habe, noch ein paar Tage zu warten, um zu sehen, was die Regierung thun werde, lachten über diesen Advokaten. Mir ist es einerlei, was Sie thun wollen; aber wenn Sie sich in Ihrem Eigenthum verkümmern lassen, so kann die Nemesis Schaden leiden, der auch mich trifft, und das kann ich nicht wollen.

Soeben erfahre ich, daß heute auch auf zwei Nummern von Wielands Volksfreund Arrest gelegt ist, in welchen er das Extrait und den größten Theil meiner Abhandlung hat abdrucken lassen. Er hat aber sogleich aufs Feierlichste protestirt und wird sich sofort dagegen erheben, obgleich nur 6 Abdrücke bei ihm gefunden worden sind. Die übrigen waren schon fort.

3. Februar 1818.

... Gestern fing ich schon einen Aufsatz an: Abschied vom Publico, um die Nemesis mit dem 2. Stück zu schließen und Ihnen darüber heute ausführlich zu schreiben. Zwei Dinge haben mich indessen noch abgehalten, 1. weil die Obscuranten triumphiren würden, sie würden nur hohnlachen, weil ihnen alle Mittel gleich sind, 2. weil ich fürchte, daß man diesen Abschied in Weimar wieder sehr übel nehmen würde; denn ohne einige gehörige Salbe könnte es natürlich nicht abgehen.

Aber zu bedenken gebe ich Ihnen doch, ob wir nicht gemeinschaftlich bitten sollen, Sie als Verleger und ich als Herausgeber, „daß man uns einen Censor setze", weil wir irre geworden wären und die dulcedo servitutis doch den molestiis libertatis vorzögen. Wir könnten dabei sagen, daß man unter Napoleon denn doch besser daran gewesen sei. ... Übrigens weiß ich nichts Näheres. Das Prorectorat habe ich schon am 30. v. M. abgelehnt. Heute sagt man, es würde eine Commission des Criminalgerichts herüberkommen, uns zu vernehmen. Bene! Wir stehen zu Befehl.

Ubrigens bin ich gesund und munter, fühle aber einen enormen Ekel davor, daß man am Geburtstage der edelsten

Fürstin*) ein Stück von Kotzebue aufgeführt hat, während man Sie und mich — — —. Bitte schicken Sie mir Kotzebue's Wochenblätter nicht mehr; ich will von K. nichts wieder lesen.

3. Mai 1818.

Was das sogenannte Urtheil betrifft, das die königlich S. Schöpfen in Leipzig gesprochen haben, so hat Hr. Bran Ihnen hoffentlich Alles gesagt, was ich sagen kann, wenigstens ist er von mir darum gebeten worden. Sie sind „aus Mangel mehreren Verdachts" freigesprochen. Ich aber bin „wegen der mir zu Schulden gebrachten Vergehung" dahin verurtheilt, daß ich mit drei Monaten Gefängniß belegt, oder mit 60 rthlr. bestraft werden soll. Oken soll grade dasselbe leiden; Wieland 4 Monate Gefängniß oder 80 rthlr.

Als ich das — mit der größten Gemeinheit — abgefaßte Ding las, da war die erste Wirkung, daß ich lachte. Auch habe ich mich eigentlich noch keinen Augenblick darüber geärgert in Beziehung auf mich. Aber weh thut es mir sehr, daß in unserm Vaterlande so etwas vorgehen kann. Ein Straferkenntniß gegen einen Mann, der keines Vergehens beschuldigt ist, niemals als Angeschuldigter vor Gericht gestanden, niemals vernommen, niemals vertheidigt ist, — nein, wahrhaftig —, es steigt mir doch die Scham — in der Seele der Weimarischen Regierung — ins Gesicht. Natürlich bin ich vorläufig sogleich gegen die Sentenz eingekommen.

8. Mai 1818.

Ihr Meßpräsent für Kotzebue**) hat hier eine große Freude gemacht. Bitte sagen Sie mir doch etwas von dem Eindruck,

---

*) Der Großherzogin Luise, 30. Jan. Welches Stück K.'s aufgeführt wurde, kann ich aus den gedruckten Quellen, die nur Goethe's Theaterleitung behandeln, nicht eruiren.

**) Gemeint ist der Artikel im Opp. Bl. (Nr. 106, 6. Mai) „An das ehrliebende Publikum." Darin wird nachgewiesen, daß Kotzebue Erfinder und Verbreiter lügenhafter Nachrichten über Weimar war, die durch ihn und Andere in die verschiedensten Zeitungen lancirt wurden.

den es auf die vornehmen Leute gehabt hat. Die Regierung hat sich auf meine Appellation noch nicht vernehmen lassen.

15. Mai.

Heute erfahre ich, daß nunmehr das Gekläts̈ch wegen des Leipziger Schöpfenurtheils angeht, daß die Frankfurter OPAZ. den Reigen eröffnet hat. [Schickt in Betreff dieses Artikels ein Inserat für das Oppositionsblatt.] . . . Oken hat unsere Sache verlassen und der Regierung erklärt, daß er die 60 Thlr. zahlen wolle! Seine Isis ist dagegen wieder frei!

26. Mai

[Erinnert, daß sie nach ihrem Vertrage verpflichtet seien, sich beim Schlusse eines Bandes zu erklären, ob beim Schlusse des nächsten die Nemesis aufhören solle.] Nun bin ich aber der Meinung, daß die Nemesis nicht fortgehen kann, wenn nicht im Laufe des Sommers eine Änderung der Verhältnisse eintritt. [Bittet daher um Ermächtigung, die Nemesis mit dem 12. Bande schließen zu lassen.] Vor der Gegenwart fürchte ich mich nicht, aber in einem Lande, in welchem unter dem Schein von Justizverwaltung das Recht höhnisch geübt wird, kann kein ehrlicher Mann schreiben.

7. Juni.

Die vierte Nummer im ersten Stück: Das merkwürdige Schöppenurtheil habe ich ausgestrichen und bitte Sie den Artikel ganz fortzulassen. Den Ausweg, den Sie mir vorschlugen, kann ich nicht einschlagen. Übrigens begreife ich durchaus mit meinen fünf gesunden Sinnen nicht, wie Sie darin einen „heftigen Ausdruck gereizter Leidenschaft“ finden können. Wenn Sie oder irgend ein Anderer finden, daß dieses Beispiel nicht lehrreich sei, bene! so weichen wir hierbei in unseren Meinungen von einander ab, und wenn Weimar und Leipzig nicht im Vaterlande liegen oder, wenn man das was geschieht nicht vaterländisch nicht teutsch nennen kann: so habe ich nichts dagegen, habe aber nicht geglaubt, daß dies von Jemand übelgenommen werden könne. In diesen Zeiten indeß in quae nos reservasti

irate Deus begreife ich Vieles nicht. — Übrigens erkenne ich dankbar an, daß Sie mir durchhelfen wollen; versichere Sie aber, daß ich von aller Leidenschaft frei gewesen bin, als ich die anstößigen Worte schrieb. Ich bitte Sie, wenn ich gesagt hätte: „die Akten, die sich auf diesen Vorgang beziehn, werde ich nochmals drucken lassen, es ist aber nichts daraus zu lernen, wie es denn auch bekannt ist, daß die Rechtspflege im Weimarischen nicht vaterländisch ist" was würden Sie nun gesagt haben? würde ich wohl einen Verleger gefunden, würde ich wohl die Weimarische Regierung zufriedengestellt haben?

6. October.

Diesmal soll nun der 18. Oct. in Jena gefeiert werden. Man erwartet 800 fremde Studenten!! Ich begreife die Menschen nicht, aber 50 rthl. wollt ich geben, wenn die Gäste wieder fort wären und wir in unserm alten Geleise. — Weiß man denn aber in Weimar nicht, daß in Aachen ein Congreß ist?

13. October.

Hier sind viele närrische Dinge vorgegangen, die Ihnen wohl auch schon zu Ohren gekommen sind. Man hat alle Buchdruckereien versiegelt und durchsucht,*) um eine Schrift aufzufangen, welche Aufruhr predigen soll, von Sr. Excellenz gesehen sein soll und in Jena gedruckt sein soll, welche aber schwerlich in rerum naturae existirt. „Teutschlands Jünglinge und Teutschlands Männer" soll der prachtvolle Titel sein.

Nur die in einem Briefe Luden's berührte Angelegenheit muß etwas ausführlicher, als dies in einer Anmerkung möglich war (vgl. S. 300), behandelt werden. Luden hatte durch einen Weimarer ihm befreundeten Schriftsteller einen Bericht Kotzebue's an die russische Regierung, in den jener durch einen Schreiber des Berichterstatters Einsicht erhalten hatte, erlangt. In diesem Berichte fanden sich Beleidigungen gegen Luden und heftige

*) Vgl. die Notizen in Goethe's Tagebüchern Bd. 6, S. 251. 253. — Leider enthalten die Anmerkungen zu jenen Stellen nichts.

Ausfälle wider die deutschen Universitäten. Luden wollte diese Schriftstücke in seiner „Nemesis“ abdrucken, um die gegen Kotzebue herrschende allgemeine Verachtung zu nähren. Kotzebue dagegen, der von dem bevorstehenden Abdruck Kenntniß erhielt, wußte die Confiscation der noch nicht ausgegebenen Bogen durchzusetzen, konnte es aber nicht verhindern, daß die Berichte selbst in Wieland's „Volksfreund“ zum Abdruck kamen. Luden wurde wegen seines gar nicht ausgeführten Beginnens durch das Weimarer Criminalgericht verurtheilt, dieses Urtheil durch den Leipziger Schöppenstuhl bestätigt; Widerklagen Luden's gegen Kotzebue hatten auch die Verurtheilung des Letzteren wegen Beleidigung zur Folge. Aus Bertuch's Briefen an Böttiger erfährt man manches Detail. Zunächst, daß Graf Edling sich aus Weimar entfernte und nach Dresden ging, weil er dem russischen Geschäftsträger Struwe sein Wort verpfändet hatte, daß über die Kotzebue'sche Sache nichts gedruckt werden sollte, nun aber in Folge der Wieland'schen Indiscretion fürchten mußte, als ein Wortbrüchiger betrachtet zu werden. Wegen dieses Druckes wurde aber auch der alte Bertuch verdächtigt und bemühte sich nun mit großer Redlichkeit, diesen ganz ungegründeten Vorwurf von sich abzuwenden. Auch für Luden's Absicht lehnte er jede Verantwortlichkeit ab. Von dessen Plane hatte er allerdings gewußt, ihn auch an der Ausführung zu hindern gesucht, dies aber nicht vermocht, da er Luden als allein verantwortlichen Herausgeber selbständig handeln lassen mußte. Uebrigens hatte er nach diesen Angaben das Ganze für eine literarische Fehde gehalten, die bei einem geringen Maße von Preßfreiheit erlaubt war. In einigen sehr ausführlichen Briefen Bertuch's, welche diese Dinge behandeln, kommen merkwürdige fast prophetisch zu nennende Worte über Kotzebue vor, der Bertuch früher recht nahe gestanden hatte. Das Stärkste ist wohl, wenn es am 23. Februar 1818 heißt: „Ach, wäre doch Kotzebue im tiefen Norden geblieben! Er ist zu seinem Unglück und unserem Unheil wieder nach Deutschland gekommen“, oder schon vorher,

3. Januar, „er hat sich durch sein literarisches Wochenblatt unter ein schlimmes Wespennest gebettet und wird, was ich fürchte, die üblen Folgen davon fühlen.“

Bertuch wurde übrigens gleichfalls fünfmal vernommen, wegen der Bekanntwerdung des Aufsatzes jedoch völlig gerechtfertigt.

Die ununterbrochene Mittheilung der Luden'schen Briefe ist der Betrachtung der Ereignisse vorausgeeilt; es gilt auf die Thatsachen von 1815—19 zurückzukommen.*)

Einsichtige Vaterlandsfreunde hatten beim Beginn der Erhebung gegen die Franzosen gehofft, daß äußere und innere Befreiung, Vernichtung des Jochs der Gewaltherrscher und Neubelebung des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk Hand in Hand gehen würde.**)

Wie in Preußen zu den großen Maßregeln der Reform die Einführung der Selbstverwaltung in den Städten, die Städte-Ordnung, gehört, so auch in Weimar. Darüber mag wenigstens, ohne daß ins Detail eingegangen werden kann, eine Aeußerung des alten Bertuch mitgetheilt werden. Dieser schrieb an Böttiger, den 11. Februar 1811:

„Weimars Wiedergeburt durch unsere neue Städte-Ordnung, eine recht brave Arbeit von unserem Geheimrath Müller, kennen Sie wohl schon. Der ganze alte Magistrat ist fort, und es hat eine neue Ordnung der Dinge auf dem Rathhause angefangen. Leider habe ich auch dabei ein öffentliches Ehrenamt übernehmen müssen, denn die Bürgerschaft hat den Kammerrath Ortmann und mich zu den beiden Stadtältesten einstimmig gewählt. Da

*) Für das Folgende ist außer Treitschke „Deutsche Geschichte“ Band 2, dessen Darstellung auch in diesem Falle schweren Bedenken unterliegt, hauptsächlich Alfred Stern „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871“, 1. Band, Berlin 1894, benutzt worden.

**) Um wenigstens die Ansicht einer schlichten Frau zu erwähnen, sei auf eine Aeußerung der Charlotte von Schiller hingewiesen. Vgl. Geiger, „Dichter und Frauen“, Berlin, Gebrüder Paetel 1896, S. 125.

ich mich nicht schäme, Bürger von Weimar zu sein, so habe ich es angenommen."

Wichtiger jedoch als diese Verhältnisse der Stadt waren die des Staates. In dieser Beziehung ging Weimar allen deutschen Staaten voran. Die nach langen Verhandlungen zu Tage getretene deutsche Bundesacte hatte namentlich auf Preußens Drängen die landständischen durch Bundesvertrag gesicherten Verfassungen unter die beständig aufgestellten und mit Eifer erfochtenen Forderungen aufgenommen und hatte in ihrem 13. Artikel die Bestimmung ausgesprochen: „In allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden." Diese Forderung jedoch, die auch von dem Staate, der am eifrigsten dafür plaidirt hatte, trotz des am 22. Mai 1815 gegebenen Versprechens am spätesten erfüllt wurde, stieß auf manche Ablehnung, auch auf einzelnen schroffen Widerstand. In Weimar dagegen, wo Karl August's Adjutant Thon und des Fürsten Minister Gersdorff schon 1815 den Gedanken einer deutschen Einheit unter Preußens Führung lebhaft ausgesprochen hatten, war auch der Freiheitsgedanke entschieden aufgetaucht. Man hoffte hier sogar, wie ein Aufsatz Ludwig Wieland's belehrt, auf allgemeine deutsche Stände und war, wie namentlich aus verschiedenen Aufsätzen Luden's in der schon genannten „Nemesis" *) hervorgeht, einig in der Forderung von Ständen für jedes einzelne Land.

Trotz ihrer Inaussichtstellung solcher ständischen Vertretungen begegnete die deutsche Bundesacte in Weimar geringer Sympathie und das Wort Luden's, „der Deutsche Bund ist ein Werk der Verlegenheit und der Schande" fand vielfachen Anklang. Gegen derartige freie Aeußerungen, wie solche in Luden's und

*) Auf die zweite damals in Jena erscheinende Zeitschrift, Oken's Isis, kann ich hier nicht näher eingehen, da mir außer wenigen unten abgedruckten Notizen keine neuen Materialien über den Herausgeber und seine Zeitschrift vorliegen. Das bisher Bekannte ist in A. Ecker's „Lorenz Oken", Stuttgart 1880, zusammengestellt.

Oken's Zeitschriften häufig waren, wurde von den preußischen Schriftstellern Janke und dem durch Stellung und wissenschaftliche Arbeiten hochangesehenen Schmalz Front gemacht, das Drängen nach deutscher Einheit, das Schreien nach Constitution denuncirt. Luden und seine Gesinnungsgenossen schürten dagegen den Haß gegen diese „Schmalzgesellen".

In Weimar blieb es nicht bei Worten, sondern kam zu Thaten. Eine neue Staatsorganisation wurde eingeführt, über die der alte Bertuch, der die Verhältnisse genau kannte, sich folgendermaßen äußerte:

Bertuch an Böttiger. 30. December 1815.

[Macht sich lustig über die Constitution eines neuen sächsischen Ordens.] Nein, da fliegt unser weißer Falke besser, den geht nur Deutschland, das befreite Deutschland was an. Da sehen Sie, wie ich ihn in die AGE.*) aufgenommen und mit welcher Note ich ihn begleitet habe. Ich habe sie dem Großherzog vorgelesen und ihm gesagt, er dürfe mir kein Wort davon streichen: er machte ein freundlich Gesicht, und es behagt ihm. Überhaupt, Lieber, tritt Weimar jetzt durch seine neue Organisation und die liberalen Ideen und Gesinnungen des Großherzogs, die sich darin aussprechen,**) in ein neues recht glänzendes Licht und ich freue mich innigst, dies noch vor meinem Ende zu erleben. Lesen Sie einmal im beiliegenden heutigen Wochenblatt die neue Geschäftsordnung unserer Collegien (Gersdorff's Werk) und an allen diesen Hauptthebeln der Staatsmaschine lauter rüstige thätige Männer, gute Köpfe, Einigkeit und guter Wille.

Bertuch. 26. Mai 1816.

[Schickt die von ihm gedruckte Constitution.] Sie wird, sie muß Sie gewiß interessiren, da unser trefflicher Großherzog sich darin so groß, klug, liberal und edel ausgesprochen hat, daß er

*) = Allgemeinen Geographischen Ephemeriden. Doch kann ich die Stelle nicht nachweisen.

**) Dagegen sagt Treitschke II, 404, freilich ohne Beweis, von K. A. „Nicht als ob er eine Vorliebe für die liberalen Theorien gehabt hätte."

sich dadurch zugleich ein ewiges Denkmal in der Geschichte setzte. Sie wird sicher in Teutschland Sensation machen.

Das Weimarische Grundgesetz wurde am 5. Mai 1816 erlassen. Nach seinen Bestimmungen sollte eine Kammer von Volksvertretern gewählt werden und zwar gesondert von Rittern, Städtern und Bauern. „Dieser Landtag erhielt das Recht der Prüfung der Ausgaben und Einnahmen, der Steuerbewilligung, der Theilnahme an der Gesetzgebung, der Beschwerde über Mißverwaltung von Staatsbehörden".*) Doch dauerte es ziemlich lange, bevor der erste Landtag berufen werden konnte. Unterdessen war am 5. November 1816 der deutsche Bundestag eröffnet worden. Ueber die Hoffnungen, die man dafür in Weimar hegte, berichtet der nachfolgende Brief.

Voigt an B. 17. November 1816.

Der endlich nun eröffnete Bundestag wird in das deutsche Constitutionswesen einiges System bringen. Mit der unbedingten Preßfreiheit ist viel Unrath in die Hexenküche zu Jena eingezogen. Oken ist wenigstens so ehrlich zu sagen, daß er auch Verläumdungen und Lügen in seine Eselszeitung (wie man sie titulirt) aufnehmen will. Da man ein solches Bureau unmöglich sanctioniren kann, so bearbeitet man ein Gesetz zu künftiger Beschränkung des Mißbrauchs der Preßfreiheit (woran vielleicht früher gedacht werden sollen. Aber wer konnte sich eine solche Verrücktheit denken?) Der Herausgeber will Aufsehn erregen und seiner Armuth eine Hilfsquelle eröffnen. Ich hoffe, daß wir diesen (sic) Abentheuer mit Ehre bestehen wollen.

Die Preßsache wird ja auch ein Gegenstand der deutschen Bundesdeliberationen sein, sammt dem Büchernachdruck. Zu schönen Orationen wird es da an Gelegenheit nicht fehlen. Der Minister v. Gagern hat sogar eine Stelle aus Schillers Tell benutzt. In Lifland und Preußen bringen die Pastoren häufig

*) Dieser Satz wörtlich aus Stern, S. 334.

Schillersche Sentenzen in ihren Predigten an (wie mir eben ein Fremder erzählt). . .

Die Anschauungen, welche man dem erwähnten Landtage entgegenbrachte, wurden von einem andern Correspondenten Böttiger's in folgender Weise charakterisirt:

Weyland an B. 12. Januar 1817.

Die mancherlei Veränderungen, die sich in neueren Zeiten hier zugetragen, besonders in Betreff der landständischen Verfassung werden Ihnen genugsam bekannt sein und wenigstens im Ganzen gewiß Ihren Beifall haben. Ein erster Schritt führt noch nicht ans Ziel, aber er muß gethan werden, um dahin zu gelangen. Im Anfang des künftigen Monats kommen die neuen Stände zum ersten Mal hier zusammen und dieser Zeitpunkt spannt mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit.

Der in Voigt's Brief erwähnte Hans von Gagern, der niederländische Gesandte für Luxemburg, der übrigens wegen seiner freien Reden bald abberufen wurde, ward von Luden sehr gefeiert. Er fand in dem weimarischen Bundesgesandten von Hendrich einen großen Helfer und Gesinnungsgenossen. Dieser hatte nun vor dem Bundestag die weimarische Verfassung zu vertreten. Karl August nämlich hatte gewünscht, daß der Bundestag die Garantie für die weimarische Verfassung übernehmen sollte. Die darüber gepflogenen Verhandlungen schleppten sich lange hin; Gagern hatte beantragt, man solle Karl August für seinen Versuch einen besonderen Dank votiren und hatte mit Bezug auf die Thätigkeit des Fürsten gesagt: „Dieser Vorgang wird ohne Zweifel eine Triebfeder mehr für die Fürsten und Staaten sein, in solcher übernommenen Verpflichtung voranzugehen". Erst am 13. März 1817 wurde unter gewissen Vorbehalten die gewünschte Garantie des Bundestages ausgesprochen.

Unterdessen war die Auflösung der ständischen Deputation in Weimar erfolgt. Der weimarische Landtag wurde am 2. Februar

1817 eröffnet. Als fürstliche Commissare wurden der Minister von Fritsch und der Oberst von Lyncker ernannt; von den Ständen wurde der Freiherr von Riedesel zum Landmarschall, Professor Schweitzer und Oberst von Lyncker zu seinen beiden Gehülfen, Bürgermeister Kuhn in Weimar zum landständischen Syndicus erwählt. In der Eröffnungsrede Fritsch's kamen die Worte vor:

„Der Augenblick ist gekommen, wo die in dem schönsten Einklang des Regenten und des Volks neu geordnete Verfassung sich bewähren soll. Sie ward mit lautem Beifall in ganz Teutschland aufgenommen, sie ist der Gegenstand der Sehnsucht und der Bewunderung aller Völker, deren Zustand noch nicht in gleiche verfassungsmäßige Ordnung gestellt ist. — Mögen auch einige, die der Eigenmacht zu entsagen sich sträuben, den Argwohn verbreiten, bei solcher Verfassung können nicht bestehen die zum Wohl des Ganzen nothwendige Regenten-Gewalt, mögen diese behaupten, den wohlberechneten Entwürfen, die der höhere Standpunkt nur zu würdigen und zu fassen vermag, werde die beschränktere Ansicht des Privatmannes hemmend entgegenwirken; Sie werden dieser einseitigen und irrigen Behauptung ein siegreiches Beispiel entgegenstellen. Weimar wird keine Rückschritte thun in den Einrichtungen seines Gemeinwesens; ein neues kräftigeres Leben wird im Gegentheil die öffentlichen Anstalten durchdringen und durch Gemeingeist und Vaterlandssinn das Glück der Bewohner mit jedem Tage wachsen. So konnte Seine Königliche Hoheit von Seinem Volke denken und von den Vertretern desselben erwarten, daß die zum Gemeinwohl nöthigen Beschlüsse Ihre Zustimmung nicht verfehlen würden, daß Sie ganz im Geist der Verfassung als Abgeordnete eines, ein Ganzes bildenden Landes, nicht der einzelnen Kreise oder Bezirke sich betrachten, und jetzt ist es in Ihre Hände gelegt, das fürstliche Vertrauen zu rechtfertigen und vor dem Angesicht der Welt zu bekräftigen, daß eine Verfassung, wie die unserige, früher getrennte Stämme als Brüder vereinigt, die Eintracht zwischen

Fürst und Volk verstärkt und des Regenten wohlthätige Gewalt mit neuen Kräften erhöht."

In der Rede des Obersten von Lyncker, die man in gewisser Weise als Erwiderung auf diese Ansprache bezeichnen kann, heißt es:

„Noch findet man es hie und da reizend und bequem, sich der Freiheit und des Eigenthums gutwilliger, streng gezügelter Unterthanen gegen alle Verträge zu bemächtigen, und mit hellklingenden Phrasen, mit zweideutigen Vorkehrungen stolze, eigenmächtige Zwecke zu erreichen.

Uns aber umschwebt die Klarheit eines geliebten Herzogs, der (seinen Grundsätzen getreu) nicht annahm fremde Sitte, und fest stand, ein Beispiel den Uebrigen."

Die zuerst an den Landtag gelangten Anträge waren: Vereinigung der bisher getrennten Kreisschulden zu einem Gesammtschuldenwesen, Bewilligung des Aufwandes für die Vertretung am Bundestage, Beitrag zu dem gemeinschaftlichen Ober-Appellationsgericht zu Jena, Einführung eines Criminalgesetzes nach dem Muster des 1813 erlassenen Bayrischen, Errichtung zweier neuer Criminalgerichtsstellen zu Dermbach und Neustadt, Genehmigung eines Landbewaffnungsplanes, Bewilligungen zum Besten der Geistlichen, des Landschullehrer-Seminars und des Volks-Unterrichts, jährliche Unterstützung des Falkschen Instituts, Einrichtungen zu Gunsten der Gesundheitspflege, des Straßenbauwesens, der Pferdezucht, Vereinfachung der Steuererhebung.

Alle diese Angelegenheiten und auch die späteren wurden mit Ernst und Gewissenhaftigkeit behandelt. Näher auf die Verhandlungen einzugehen ist nicht Aufgabe dieser Darstellung, da neue Materialien zu deren Beurtheilung nicht vorhanden sind.

Das ruhige politische Leben schien gefährdet zu werden durch zwei Angelegenheiten, die in einem gewissen Zusammenhange mit einander stehen: durch das von Bertuch herausgegebene Oppositionsblatt und durch die Wartburgfeier am 18. October 1817.

Von diesen beiden Angelegenheiten muß im Folgenden kurz die Rede sein.

Bertuch's „Oppositionsblatt" wurde in Weimar begierig erwartet. Zwei kleine Stellen Voigt's, in deren ersterer der Hinweis auf Oken's „Isis", in deren letzterer die falsche Nachricht von der Vereinigung der „Nemesis" mit dem neuen Blatt ebenso erkennbar ist, wie die Ironie des alten erfahrenen Staatsmannes gegen die jungen Brauseköpfe erklärlich, bezeugen diese Erwartung.

Am 17. October 1816 schrieb er: „Alles wartet auf das Oppositionsblatt. Bertuchs Pressen schwitzen vor Arbeit. Doch werden sie keine Eselsköpfe abdrucken". Am 17. November fügte er hinzu: „Ich fürchte Trivialität. Aber die „Nemesis" wird hierin („Oppositionsblatt") verschmolzen. Jetzt will Alles die Welt regieren helfen. Man kann sich fast ganz dabei zur Ruhe begeben. Je jünger diese Freunde sind, je weiser. Das ist in der That erfreulich".

Der Gedanke, eine freisinnige Zeitung zu begründen, lag damals gleichsam in der Luft, und auch auswärts galt Weimar als der zu einer solchen Zeitung am meisten prädestinirte Ort. Ein sehr merkwürdiges Zeugniß dafür findet man in dem nachfolgenden Briefe eines sehr jungen Mannes, der möglicherweise in dem eben mitgetheilten Brieffragment gemeint ist. Dieser hatte schon vorher mit dem Mediciner Froriep, Bertuch's Schwiegersohn, in Verbindung gestanden und wandte sich nun durch dessen Vermittlung direct an Bertuch. Dieser junge Mann war Johann Baptist von Pfeilschifter, geboren 1793, damals Mitredacteur der „Aarauer Zeitung", der jedenfalls auf Grund jenes Briefes nach Weimar berufen wurde. Dort war seines Bleibens nicht lange. Nachdem er am „Oppositionsblatt" gearbeitet hatte, gab er eine neue Zeitschrift „Die Zeitschwingen" heraus, dieselbe, deren spätere Hefte Börne redigirte und zu Ehren brachte. Schon 1817 wendete er sich nach Leipzig, wo er an dem Brockhaus'schen „Kunstblatt" betheiligt sein sollte. Dann beschäftigte er sich viel mit Spanien, wechselte mehrfach

seinen Aufenthalt und starb in sehr hohem Alter 1874. Von seinen freisinnigen politischen und religiösen Ansichten kam er bald zurück, war seit 1831 Redacteur einer katholischen Zeitung und hatte vielleicht schon in Weimar die ersten Spuren seiner Umkehr gezeigt, worauf möglicherweise sich einzelne Ausdrücke Goethe's beziehen. Das Pfeilschifter'sche Anerbieten an Bertuch ist der Mittheilung werth; es lautet folgendermaßen:*)

*) Die Notizen über Pfeilschifter, bei Meusel, Band 13, 113, A. D. B. 25, 657 fg., H. Brockhaus, F. A. Brockhaus 2, 217. Außer dem gleich mitzutheilenden Briefe erinnere ich mich nicht, im Bertuch-Froriep'schen Familienarchive andere Briefe Pfeilschifter's gesehen zu haben. In der Böttiger-Sammlung der Dresdener Bibliothek sind durchaus keine vorhanden. Auf Pfeilschifter bezieht sich ohne Zweifel das kleine Gedicht unter den Invektiven Goethe's (W. A. V, 1, 183): „Es hatte ein junger Mann — Pfeile geschiftet, dann wie er konnte und kann — Flügel gelüftet" u. s. w. Die Weimarer Ausgabe hat leider zu diesem Bande bisher keine Erläuterungen. Strehlke, Bd. 3, 209 meinte, es sei keine Beziehung ermittelt; von Loeper, der zuerst auf Pfeilschifter hingewiesen, nahm in seiner großen Ausgabe, Berlin 1884, III, 338, diese Deutung zurück und wollte in dem Gedicht Kotzebue und seinen Sohn den Weltumsegler gemeint sehen; Düntzer, Kürschner's Nationalliteratur (o. J. 1888?) II, S. 145 hielt die ältere Deutung wenigstens für möglich. Ich halte sie für durchaus gewiß. Goethe liebte solche Wortspiele (vgl. die Gedichte gegen Pustkuchen und ähnliche). Warum ferner ein Redacteur des „Oppositionsblattes" und sein Treiben Goethe's Bahnen abseits lag, wie Loeper meinte, ist durchaus nicht einzusehen, da Goethe ähnlichen Blättern manche Stachelverse zu Theil werden ließ. „Flügel gelüftet" bezieht sich auf die von Pf. herausgegebenen „Zeitschwingen". „Doch im dädalischen Flug kam er zu Sinnen" bedeutet: er sah ein, daß er mit solcher Thätigkeit nicht viel ausrichten konnte. „Er hatte Zeit genug, Land zu gewinnen" bezieht sich darauf, daß Pf. bald Weimar verließ und nach Leipzig ging. „Dort ist er nah" das heißt nur wenig von Weimar entfernt „und gelassen" weil er sich von der politischen Literatur einigermaßen zurückgezogen hat, „und kann dem lieben Papa vernünftiger rathen", das heißt natürlich dem alten Bertuch, der trotz seines Alters in dieser neuen politischen Thätigkeit nach Goethe's Meinung unvernünftiges jugendliches Wesen bewährte. So erklärt sich dieses Gedicht vollständig; auf Kotzebue's Sohn paßt dagegen kein Wort.

Das kleine darauffolgende Gedicht „Und warum geht es nicht in solchen Sachen" könnte dann ganz wohl auch auf Pfeilschifter sich beziehen. Es ist eine Mahnung an die Jünglinge, nichts zu unternehmen,

Pfeilschifter an Bertuch. Aarau, 20. October 1816.

Ich wage Ihnen einen Vorschlag zu machen. Könnte sich das Industrie-Comptoir nicht entschließen, eine politische Zeitung zu etabliren? Mich dünkt, Weimar sei jetzt zu einem solchen Unternehmen in der günstigsten Lage. Ich lege Ihnen einen Plan bei. Wollen Sie ihn acceptiren, so kündigen Sie diese neue Erscheinung sogleich an, da die Zeit dazu bereits drängt. Für Correspondenten werde ich besorgt sein. Ich wünschte, daß sie in Rücksicht äußerer Form Zschokke's „Miscellen" einigermaßen ähnlich sehe; ein Format, das sehr wohlgefällig ist. Die Verhältnisse mit mir werden sich leicht bestimmen lassen, wenn der Antrag geneigtes Gehör findet.

Entwicklungen zur Zeitgeschichte.
Ein politisches Tagblatt.

In den Tagen, wo aus den Zerrüttungen einer zerstörenden Vergangenheit, aus dem Chaos widerstreitender Meinungen und aus den heiligen Wünschen der Freunde der Menschheit sich eine neue ruhigere segensvollere Zeit gebähren und aus neuen Ordnungen eine glücklichere Zukunft begründen soll, wo alle geistige Thätigkeit sich auf diese Entwickelung bezieht, wo die Nationen

---

was über ihre Kräfte geht; wenn sie den Versuch gewagt haben, so sehen sie erst ein, daß sie etwas unternommen haben, was sie nicht durchzuführen vermögen. — Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß unter den neugedruckten „Invectiven" zwei, nämlich W. A. V, S. 200 u. 201 sich auf Oken beziehen; die S. 197 abgedruckte, gegen die Jenaer Professoren gerichtete ist erst 1819 oder später entstanden. Das am angeführten Orte S. 196 gleichfalls zum ersten Male gedruckte Epigramm, „vom H . . . t ist die Rede", ist gewiß auf Hundt-Radowsky zu deuten, der gleichfalls in die weimarische Burschengeschichte verwickelt war und sich möglicherweise den Beinamen Radowsky beilegte, weil er nicht mehr Hundt heißen wollte. S. 202 „M . . . . r" geht auf Müllner, wobei Goethe der kleine Irrthum untergelaufen ist, Jenen als Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" zu bezeichnen, während er hauptsächlich oder ausschließlich für das freilich auch im Cotta'schen Verlage erscheinende „Morgenblatt" und das mit diesem verbundene „Litteraturblatt" höchst polemische, auch gegen Goethe gerichtete Artikel schrieb, welche die sonst geduldige Redacteurin des Morgenblattes, die gute Frau Therese Huber, höchlich kränkten.

mit so viel Eifer an den neuen Schöpfungen theilnehmen und theilnehmen sollen; in diesen Tagen muß ein Tagblatt, das die Gestalt des Lebens und der Zeit klar aufzufassen, besonnen zu würdigen und in die Entfaltung ernst einzugreifen sucht, höchst willkommen sein.

Mit diesen An- und Absichten haben wir das neue Institut begründet, das sich der Mitwirkung einsichtsvoller und möglichst unbefangener Männer erfreut. Unsere Lage, im Mittelpunkt des deutschen Vaterlandes, in einem Lande, wo freisinnige Ideen heimisch sind und kein Preßzwang die Prüfung der Wahrheit beschränkt und manches Andre wird wohlthätigen Einfluß auf dies Tagblatt haben, das überdies politische Neuigkeiten nach verschiedenen Richtungen am geschwindesten verbreiten kann.

Der Inhalt wird folgender sein:

1. Politische Nachrichten und Auszüge aus den vorzüglichsten deutschen, englischen und französischen Zeitungen nebst eignen Correspondenznachrichten.

2. Abhandlungen und Ansichten aus dem Gebiet der Zeitgeschichte.

3. Auszüge aus den neuesten politischen und historischen Schriften und Brochüren der deutschen, englischen und französischen Literatur.

4. Biographische Skizzen ausgezeichneter Staatsmänner, Feldherren, Gelehrten und anderen merkwürdigen Personen.

5. Mannigfaltigkeiten aus den Hauptstädten Europa's, als London, St. Petersburg, Paris, Wien, Berlin u. s. w.

Die Redaktion dieses Tageblattes wird sich durch edle Freimüthigkeit und ruhige Besonnenheit auszeichnen und so werden diese Blätter, das Wahre, Edle und Gute immer zum Zweck, es überall freudig beachtend und dem Irrthum und der Täuschung, soweit beide dem beschränkten Blicke des ewig irrenden Menschen erkennbar sind, ernst begegnend, gewiß freundliche Aufnahme finden.

Weimar, im Okt. 1816.

Großh. sachsenweimarisches Industriecomptoir.

Die im vorstehenden Briefe gegebenen Andeutungen decken sich nicht ganz mit der Ankündigung, die dem Blatte wirklich zu Theil wurde. Eine solche Ankündigung entnehme ich gleichfalls dem Bertuch-Froriep'schen Archive. Auch sie stimmt mit der wirklich gedruckten nicht völlig überein, unterscheidet sich aber nur in wenigen Worten von der wirklich versendeten und auch im „Oppositionsblatt" abgedruckten Ankündigung. Sie verdient jedenfalls zur Charakteristik der Gesinnung und des damals herrschenden Tones eine Mittheilung.

Oppositions Blatt

oder

Weimarische Zeitung

Mit Groß-Herzogl. gnädigst. Privilegio.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines.

Diese Zeitung könnte, von Neujahr 1817 an, vom Landes Industrie Comptoir unternommen werden.

Der Ausdruck Oppositionsblatt würde in Beziehung auf Politik und Literatur gewählt, wo in den neuesten Zeiten der Egoismus, unter den verschiedenartigsten Formen, mehr als jemals, und in einem für den Unbefangenen unerträglichen Grade, herrschend zu werden sucht.

Diesem Egoismus entgegen zu wirken, er möge nun als Despotismus oder als Aristokratismus erscheinen oder unter der Maske des Patriotismus sich einschleichen, oder als Sansculottismus sich eindrängen wollen — in der Politik, wie in der Literatur — ist die Tendenz des neuen Blattes. Man denke also bei unserem Oppositionsblatte nicht etwa blos an eine den Regierungen feindseelige Opposition: Nein, unsere Opposition könnte eben so oft gegen die gewöhnliche Opposition selbst gerichtet seyn.

Wir wollen uns nicht anmaaßen entgegengesetzte Parteien bekehren oder vereinigen zu wollen! Denn dieß ist meist vergebliches Beginnen! —

Wir wollen auch nicht unsere Ansichten als die einzig

richtigen aufstellen, denn solche Anmaaßung muß unausbleiblich gleich selbst eine Opposition hervorrufen.

Sondern wir wollen uns nur erlauben jedem Überschreiten gewisser Gränzen unser Blatt entgegen zu stellen, und, mit voller Beziehung auf die Sache, ohne alle Rücksicht auf Persönlichkeiten aber mit allen schuldigen Rücksichten auf Personen und Verhältnisse unsere Meinung und Ansicht zu äußern.

Unser Oppositionsblatt erscheint in einem Lande, wo der Fürst die gänzliche Freyheit der Presse gesetzlich ausgesprochen hat. Aber eben deshalb werden wir uns selbst um so sorgfältiger beschränken, um jener Freyheit nicht unwürdig zu erscheinen. Daher sey unser Wahlspruch:

Freymüthig, wahr und **bescheiden.**

In den weiteren, hier nicht zum Abdruck gebrachten, geschäftlichen Mittheilungen wurde der Inhalt des Blattes als ein dreitheiliger, der Politik, Literatur und den Unterhaltungsgegenständen gewidmeter bezeichnet. Der politische Theil sollte aus Nachrichten besonderer Correspondenten und Excerpten ausländischer Zeitungen bestehen, sodann Reflexionen über die Geschichte des Tages, ihre Ursachen und Wirkungen, Abhandlungen über diese Gegenstände und den Geist der neuesten politischen Zeit- und Flugschriften enthalten. Auch die beiden anderen Theile „Literatur und Unterhaltungsgegenstände" sollten ausreichend gepflegt werden; für letzteren wurden zum Beispiel Biographien berühmter und merkwürdiger Personen, Schilderungen und Sittengemälde der Hauptstädte Europas, im Sinne der bekannten Zeitschrift „London und Paris", neue Entdeckungen im Reiche der Natur, Berichte über Kunstwerke und über Erfindungen verheißen. Doch wurden diese Versprechungen nicht erfüllt. Die Politik nahm den breitesten Raum der täglich in vier Quartseiten (acht Spalten) erscheinenden Zeitschrift ein. Auch in den gelegentlich ausgegebenen „Beiblättern" trat das Literarische und Vermischte sehr zurück. Anekdoten über lebende und verstorbene Personen wurden zwar

häufiger gegeben, manchmal kommen Recensionen neuer belletristischer Schriften vor, größere selbständige Artikel über literarische oder auch nur allgemeinere unpolitische Gegenstände sind sehr selten.

Von Weimarer Stimmen über das „Oppositionsblatt" kann ich nur eine Aeußerung Weyland's, 12. Januar 1817, anführen. „Von unserer Preßfreiheit gibt übrigens dieses ein merkwürdiges Beispiel; möge das Oppositionsblatt nicht auch eines werden! Unser Freund [Bertuch] lebt übrigens in diesem Blatt und will es für die Befriedigung des ersten Bedürfnisses unserer Zeit gehalten wissen. Die Grundsätze darin opponiren sich aber freilich so stark gegen manche jetzt wieder aufs neue herrschende, daß es dem Blatt an einer mächtigen Opposition öffentlich und im Verborgenen nicht fehlen kann. Es ist doch höchst interessant, diesem Kampf der Meinungen, der so sehr auf Realitäten abzweckt, mit zuzusehen; nur schade, daß man so kurz lebt, um nicht die Resultate davon sehen zu können."

Viel interessanter, weil er die Theilnahme auswärtiger Kreise bezeugt, möglicherweise auch auf die Spur mancher ausländischen Mitarbeiter führt, auch wichtig wegen der darin an dem Programm geübten Kritik ist der folgende Brief von Rühs [vgl. die S. 323 angef. Stelle], dem damals vielgenannten Historiker, an Bertuch, 3. December 1816, der so lautet:

Fr. Rühs. Berlin 3. December 1816.

. . . . Daß Sie eine Zeitung herausgeben wollen, ist ein kühnes Unternehmen: es ist, wie ich glaube schwer in Deutschland, so etwas durchzusetzen. Doch glaube ich, daß bei einer vollkommenen Preßfreiheit wohl etwas Gutes zu Stande kommen kann; sie ist aber auch die nothwendige Bedingung: unser preußischer Correspondent wird von der Censur zu Tode gebissen oder gesogen.

Soweit ich gehört habe, scheint man sich hier doch eine andere Vorstellung von dem Oppositionsblatt gemacht zu haben, als die Ankündigung erwarten läßt: man dachte sich wohl

darunter eine Opposition der kleinen deutschen Fürsten gegen die großen Mächte und eine solche wäre gewiß sehr an der Zeit. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehn, daß mir die Ankündigung nicht recht gefällt: was ist der Egoismus, dem man sich widersetzen will? Mir scheint das eine ganz vage Idee zu sein und dann zweitens ist der Ton, den die Redactörs, die sich nicht einmal genannt haben, annehmen, doch wahrlich zu anmaßend. Wer sind sie, wird man fragen, die es sich beikommen lassen, über die ganze politische und gelehrte Welt die Censoren zu machen? Selbst Männer vom entschiedensten und ausgemachtesten Ruf dürfen sich wie mich dünkt, das nicht erlauben. Übrigens glaube ich wohl, daß es so schlimm nicht gemeint ist als es aussieht, aber ich fürchte sehr, daß es einen ungünstigen Eindruck machen wird. Ich selbst werde Ihnen wenige Mittheilungen machen können, da ich in so wenigen Verhältnissen lebe, mir das, was um mich vorgeht, auch so unbedeutend erscheint, daß ich mich nicht darum bekümmere, doch werde ich, was mir vorkommt, gern mittheilen. Hüten Sie sich nur vor dem literarischen Geschmeiß der v. Held, v. Cölln, Saul Ascher, Gubitz, Merkel und wie sie weiter heißen, die von hier aus die Zeitungen mit Abgeschmacktheiten füllen. Laden Sie Zahn ein, der wohl im Stande ist, allerlei zu erfahren. Ich werde mit Krug reden, ob er Ihnen nicht eine regelmäßige Chronik aller neuen Gesetze und Preßveränderungen in der preuß. Monarchie liefern kann. Darf er es thun, so werden Sie dadurch gewiß einen guten Artikel für die Zeitung erhalten.

Für Dänemark hatten wir einen trefflichen Correspondenten an einem gewissen Schirach in Kopenhagen, diesen würde ich Ihnen ganz besonders empfehlen, dann in Kiel die Professoren Dahlmann und Hegewisch. In Schweden weiß ich jetzt keinen Correspondenten: ich kann Ihnen jetzt nur den königl. Bibliothekar Wallmark und den Herrn Granberg vorschlagen, die beide sich wohl dafür qualifiziren. Für Polen kann ich Ihnen nur den Hn. Banda in Krakau empfehlen, an den ich

allenfalls selbst schreiben will. In Livland ist ein gewisser Dr. Bidder, jetzt in Dorpat, der sich wohl dazu eignete. In Petersburg wüßt ich in diesem Augenblick Niemand, wenn Sie nicht etwa Hn. Krug einladen wollten. In Rom habe ich jetzt ein paar treffliche Freunde, die vielleicht Beiträge liefern würden, Hn. Brandes und Hn. Dr. Bunsen. Auch hoffe ich Ihnen einen Correspondenten in Rio Janeiro auszumitteln, nämlich Hn. Olfers, der den Hn. v. Flemming als Sekretär begleitet, einen Arzt und Naturforscher.

Welchen Eindruck aber das nun wirklich erschienene Blatt auswärts machte und mit welcher Begeisterung Karl August gefeiert wurde, mag aus folgendem sehr merkwürdigen Briefe offenbar werden. Der Schreiber dieses Briefes ist der berühmte Rationalist H. E. G. Paulus (1761—1851), der von 1785 bis 1803 in Jena gewesen war und nicht wenig zum Aufblühen der Universität beigetragen hatte. Er war wegen freisinniger Anschauungen verdächtigt worden und hegte gewiß in dankbarer Erinnerung die edle Art, mit der Karl August die gegen den kühnen Forscher eingelaufene Denunciation ad acta gelegt hatte. Er schrieb:

Paulus an Bertuch. Heidelberg, 13. Januar 1818.

Sehr hat mich der glückliche Kampf gefreut, den Sie für das „Oppositionsblatt" bestanden haben. . . . Ich hatte über die Unterdrückung des Oppositionsblattes so sehr getrauert, als ob sie mir selbst begegnet wäre. Für Preß- und Druckfreiheit sollen und sollten noch weit mehr als bisher geschah alle Köpfe in Deutschland zusammenhalten. Retten wir diese nicht, so kommt aristocratischer Sultanismus und Barbarei. Unsterblich hat sich Ihr theurer Großherzog gemacht, den ich immer auch so gerne noch als meiner Jugendstudien Erhalter und Beschützer verehre und vor ein paar Jahren mit herzlichster Freude einmal wiedergesehen habe — unsterblich hat er sich gemacht, daß er gegen alles Verstoßen der constitutionellen Freiheit als

Fels stund. Hätte man sie dort niedergestoßen, so wäre überall der Muth gesunken. Jetzt, da so großen Gewalten der redliche Sinn eines minder Mächtigen durch Wahrheit und Beständigkeit widerstand und die Hauptsache erhielt, kommt überall schon mehr Muth hervor. Was Johann Friedrich Constans für die Reformation war, das ist er für das Publikum als Reformator der Gedankenmittheilung. Er heiße Karl August der Beständige und bleibe es, beglückter als Jener.

Der alte Bertuch lebte in seinem Journal. Aus seinen Briefen an Böttiger kann allerdings nicht viel seine Stimmung Kennzeichnendes mitgetheilt werden. Gelegentlich klagte er über seinen tollköpfigen Steuermann, Ludwig Wieland, der ihn in manche unangenehme Situationen verwickelte.*) Einmal, 11. Januar 1817, schrieb der wackere Alte: „Unser neues Kind, das Oppositionsblatt hält mich tüchtig in Athem", und fuhr fort: „indessen freuet es mich, daß diese Batterie, die von mehreren Seiten gut bedient wird, gehörig wirkt und in manche schlechte Bastion eine heilsame Bresche schießen wird".

Das „Oppositionsblatt" ist bisher niemals gewürdigt worden. Treitschke, der der „Nemesis" und „Isis" lange Abschnitte widmet, weiß nur von Lindner's, des Kurländers Gewandtheit zu sagen, und dessen schnöde Undankbarkeit gegen Preußen zu verdammen. Damit jedoch wird von dem Blatt eine ganz falsche Vorstellung gegeben. Daß ein wirklich Liberaler von dem damaligen Preußen nur Schlechtes denken und Uebles erwarten konnte, war durch das, was man von Preußen erfuhr, durchaus begründet. Aber die Preußenfeindschaft ist gar nicht das Charakteristische des Oppositionsblattes. Dieses besteht vielmehr zunächst darin, daß das Blatt kein weimarisches, sondern ein deutsches oder ein ganz allgemeines sein sollte. Oft ist ganze Wochen von dem weimari-

*) Uebrigens blieb L. Wieland, für den oben S. 19 ff. zu vgl. ist, auch nachdem er officiell aus der Red. des O. Bl. ausgeschieden war, eifriger Mitarbeiter; noch im Oct. 1819 sind 2 Artikel (gegen Börne) mit seiner Chiffre L. W. gezeichnet.

schen Ländchen nicht die Rede, von dem ja freilich nicht viel zu sagen war; selbst die literarischen Größen Weimars werden höchst selten erwähnt. Während die Berichte über den weimarischen Landtag sehr dürftig sind, werden viele Seiten den Mittheilungen und Betrachtungen über den deutschen Bundestag, die württembergischen und bayrischen Landstände gewidmet. Das Wesen des Blattes läßt sich vielmehr mit den beiden Worten bezeichnen, welche diesem Capitel voranstehen: Preßfreiheit und Landstände. Beiden zu dienen betrachtete das Blatt als seine vornehmste Aufgabe. Andere liberale Forderungen, obwohl es nicht an Angriffen gegen Schwärmerei und Jesuitismus fehlt, wurden vernachlässigt, einzelne, wie die der Emancipation der Juden, geradezu verleugnet. Es ist merkwürdig genug und nur mit dem übertriebenen Deutschthum des Blattes zu erklären, daß es jede Gelegenheit ergriff, z. B. die neue Judenordnung in Frankfurt, die Hamburger und süddeutschen Hepp-Hepp-Geschichten, die angebliche Wucherangelegenheit des Vaters von Eduard Gans (vgl. Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland Bd. 5, S. 91—99), um gegen die Juden aufzutreten, ja daß es auch in Schriften und Reden, z. B. einer des Silvestre de Sacy, Alles aufstöberte, was gegen die Juden gesprochen wurde, um es seinen Lesern aufzutischen. Wirklich freisinnig war das Blatt nur in der beständigen Erinnerung an § 13 der Bundesacte. Es tadelte und höhnte die Staaten, die gegebene Versprechungen nicht hielten, lobte die, welche das Bedürfniß des Volkes befriedigten und theilte Petitionen an die Bundesversammlung mit, welche die allgemeine Einführung ständischer Verfassung in den Einzelstaaten anriethen. Diese Einführung schien ihm so nothwendig, daß es, obwohl sonst extremen Maßregeln feind, im Falle der Verweigerung verfassungsmäßiger Rechte gewaltsame Erhebungen des Volkes in Aussicht stellte. (Vgl. den Artikel: Ist es albern oder boshaft, in Deutschland eine Revolution für möglich zu halten? 20. Januar 1817.)

Außer für Landstände und Verfassung wurde der Kampf

für Preßfreiheit unermüdlich geführt. Bald wurde von einem chinesischen Fürsten erzählt, der befohlen habe, alle gegen ihn gerichteten Angriffe allgemein zu verbreiten, bald auf eine Stelle im corpus juris hingewiesen, in der das Recht der freien Meinungsäußerung verkündet war. Die Bestrafungen wegen freier Rede und Schrift wurden gebucht, Vertheidigungen der Preßfreiheit, namentlich im Auslande, froh begrüßt. Das Blatt selbst hatte sich nicht ganz ungetrübter Freiheit zu erfreuen.

Ein erster Schlag erfolgte im Frühjahr 1817. Vom 3. Mai (vgl. Oppositionsblatt vom 23. Mai) war eine Regierungsverordnung datirt, in der als Pflicht jedes Unterthanen Vorsicht in Beurtheilung von Regenten und Regierungen erklärt wird. Eine solche Bestimmung sei bei der herrschenden Preßfreiheit umsomehr zu beachten. Daher wird bestimmt: 1. Die politischen Schriftsteller, „die Individuen, welche sich mit journalistischer oder Zeitungsschriftstellerei abgeben", sollen gewarnt werden, „durch unvorsichtige oder verunglimpfende Urtheile über Regenten und Regierung Beschwerden derselben gegen sie zu veranlassen oder die freundschaftlichen Verhältnisse des Regentenhauses zu anderen Regenten und Staaten zu unterbrechen". 2. Ein Zuwiderhandeln gegen dieses Verbot würde Beschlagnahme oder Unterdrückung der betreffenden Schrift zur Folge haben. Nach Mittheilung dieser Bekanntmachung richtete das Blatt an seine Leser die Frage, „ob in dieser Bekanntmachung von Aufhebung oder auch nur Beschränkung der Preßfreiheit die Rede sei oder sein könnte". Diese Frage, die auch Luden ärgerte (vgl. o. S. 297 vorl. Z.), war allerdings verzweifelt naiv.

Viel schlimmere Folgen hatte ein zweiter Schlag. Am 23. December 1817 wurde das Oppositionsblatt verboten, am 2. Januar durfte es wieder erscheinen, freilich nun ohne den bisher gebrauchten Zusatz „mit Großherzoglich Sächsischem Privilegio". Das Verbot erfolgte auf eine Beschwerde des österreichischen Gesandten Zichy, der in einer „Correspondenz aus Österreich" höchst anstößige Bemerkungen fand und erklärte, daß in diesem Artikel

versucht sei, „Staatseinrichtungen eines anderen Staates zu verleumden, Völker zu beschimpfen und Aufruhr zu predigen“. Die beanstandete Correspondenz war der „Allgemeinen Zeitung“ entnommen und mit einer Nachschrift der Redaction begleitet.

In jener war kurz erzählt, daß die österreichischen Landtage nach der Bestätigung der Grund- und Naturalsteuer wieder aufgelöst seien. Die Redactionsnote dazu lautet: „Da die Landstände innerhalb ein paar Stunden über die Anträge oder Postulate des Hofes unmöglich sich weder bedenken noch berathen konnten, so kann man in der That nicht sagen, daß sie dieselben annahmen, wozu doch Überlegung und Entscheidung gefordert wird. Haben sie aber nur anzuhören, was die Regierung in Landessachen beschlossen, so sind sie keine Vertreter des Volkes. Sie sind auch keine Rathgeber des Fürsten, denn zum Rathgeben wäre doch mehr Zeit erforderlich. Man kommt also in Verlegenheit, unter welche Kategorie man sie bringen, und welchen Zweck man sich dabei denken soll. Verlangt aber das österreichische Volk wirklich keine andere und zweckmäßigere ständische Einrichtung, desto schlimmer! Das Volk, das keine geistigen Bedürfnisse kennt, muß noch sehr zurück sein.“

Dieser Vorgang war es wohl hauptsächlich, welcher den Landtag bestimmte, bei voller Verurtheilung von Rechtsverletzungen, welche die Presse beging, um den Erlaß eines Preßgesetzes zu bitten, damit nach diesem die Vergehen geahndet werden könnten. (1. Februar 1818.) Die Regierung versprach in ihrer Antwort (6. Februar) ein derartiges Gesetz vorzulegen, wenn nicht etwa vorher ein solches durch den deutschen Bund bestimmt wäre, und suchte in eigenthümlicher Art die Meinung zu widerlegen, daß die Befreiung von der Censur „ein mit der politischen Mündigkeit der Staatsgenossen in wesentlicher Verbindung stehendes Anrecht der Bürger eines Staates sei“. Die schlimmste Bedrückung aber begann nach der Ermordung Kotzebue's. Durch sie wurde bekanntlich den deutschen Regierungen Anlaß zu allerlei Bedrückungen gegen Universitäten und gegen die Presse gegeben.

Von dem Oppositionsblatt wurde die That alsbald verurtheilt, freilich der Mittheilung gleich die Mahnung hinzugefügt, man solle wegen des Einen nicht Viele, besonders nicht die Universitäten verantwortlich machen. Ein sehr ausführlicher Artikel „Betrachtungen, veranlaßt durch die Ermordung des Herrn von Kotzebue" (4 Nummern, Mai 1819), der wiederum die That mißbilligte, versuchte auszuführen, daß es nicht angebracht sei, Jena deswegen zu strafen, weil Sand dort geweilt habe. Er warnte davor, alles patriotische Treiben den Studenten zu verbieten und wies nach, daß die Studenten jener Zeit, groß geworden in der Periode der Erniedrigung und Befreiung des Vaterlandes, an nichts anderes als an Deutschland denken könnten.

Solche vernünftigen Stimmen verhallten ungehört. Den in Frankfurt Versammelten schien es geboten, Studenten, Universitäten und Schriftsteller unschädlich zu machen. Die Frucht dieser Anschauung waren die Bundestagsbeschlüsse vom 20. September 1819. Unter diesen befand sich der Entwurf eines Preßgesetzes, der am 30. October von der Großherzoglichen Regierung verkündet wurde, wobei weitere Anordnungen und Vorschriften zur Ausführung in Aussicht gestellt waren. Dieser Entwurf, vom Oppositionsblatt schon 5./6. October (Nr. 236/7) mitgetheilt, bedeutete den Untergang der Preßfreiheit. Denn durch diese von der Bundesversammlung angenommene Verordnung wurde für Zeitungen und alle Schriften unter 20 Bogen die Censur wieder eingeführt. Die Einzelstaaten wurden für den beleidigenden Inhalt der bei ihnen erscheinenden Zeitschriften der Gesammtheit des Bundes gegenüber für verantwortlich erklärt; der Redacteur einer unterdrückten Zeitung durfte fünf Jahre lang in keinem Bundesstaate zur Herausgabe eines ähnlichen Unternehmens zugelassen werden. Alle Zeitungen sollten mit dem Namen ihres Redacteurs bezeichnet werden. Demgemäß nannte sich F. A. Rüder vom 3. November 1819 an als erster, später als verantwortlicher Redacteur. (Ueber diesen F. A. Rüder (1762—1856) vgl. A. D. B. Bd. 29, S. 455.) In einem hier

nicht abgedruckten Briefe Luden's an Bertuch, 4. December 1820, aus dem hervorgeht, daß Bertuch damals wieder ein neues journalistisches Unternehmen plante, hebe ich die Stelle hervor: „Der arme Rüder dauert mich aber herzlich. Ich fürchte, man wird vor der Hand nichts für ihn thun." — Aus den neu erschlossenen Goethequellen ist für Rüder und die im Text berührten Angelegenheiten nichts Neues zu gewinnen. Was in den Tagebüchern 1817/18 etwa steht, habe ich in meiner Anzeige, Allgem. Zeitung, 25. Juli 1895, Beilage 146, zusammengefaßt. Daß Goethe die Bundestagsbeschlüsse ansah, geht aus der Notiz im Tagebuch 7, 102. 23 hervor. Vielleicht bezieht sich die Reise des Staatsministers Fritsch nach Wien auf Verhandlungen über diese Preß- und Universitätsangelegenheit. Siehe a. a. O. 107, 10, vgl. 110, 4.

Es ist nun eigenthümlich genug, daß in den folgenden Tagen und Wochen im O. Bl. große Leitartikel über die englisch-ostindische Compagnie, über die nordamerikanischen westlichen Freistaaten, über die jetzige Volksbewegung in England, über das Zweikammersystem stehen, von den einschneidenden Bundestagsbeschlüssen aber nicht die Rede ist. Erst in der Nummer vom 18. October findet sich ein mit „Eingesandt" bezeichneter Artikel: „Darf ich laut zu meinen Mitbürgern sprechen oder nicht?" In ihm wird die Presse als das einzige Mittel bezeichnet, das dem freien Mann ermögliche, zum Volke, zu den Fürsten, zu den Einzelnen zu sprechen. Der Schluß des Artikels lautet: „Um aller dieser Zwecke willen muß es daher höchst bedenklich sein, die Presse einem solchen Zwang zu unterwerfen, wodurch ein göttliches Geschenk für Alle in eine politische Maschine für nur wenige verwandelt werden kann. Die Presse ist des Menschen zweite Zunge, sie ist seine zweite Stimme, damit wir zu einander auch aus weiter Ferne sprechen sollen."

Dieser Appell nützte nichts. Das O. Bl. erschien zwar noch weiter — in dem mir vorliegenden Exemplar der Berliner Bibliothek ist nur der Jahrgang 1819 vorhanden — aber die

Sprache wurde ruhiger, und seine politische Bedeutung hörte allmählich auf. Was im Jahrgang 1820 zu Bedenken Veranlassung gab, ist mir nicht bekannt. Die letzte Nummer des Weimarer Exemplars ist vom 26. November 1820. Sie enthält die Mittheilung, daß das Blatt unterdrückt sei, und ein „Abschiedswort an die Leser".

Bertuch war seit der Einsetzung eines Censors (Nov. 1819) verstimmt. Er zog sich von seiner Schöpfung mehr und mehr zurück; an seine Stelle trat Froriep. Aber auch dieser wirkte nicht mit rechter Freudigkeit. Durch die Unterdrückung des Blattes ward er empört. Ein Echo dieser Stimmung erklingt aus einem Briefe an Böttiger (26. September 1821): „Nachdem man mir in Weimar das O. Bl. auf eine so malitiöse Weise unterdrückt hatte, statt mich zu veranlassen, es aufzulösen".

In eine schwierige Lage war das Oppositionsblatt schon bei Gelegenheit des Eisenacher Burschenfestes gekommen. Nur kurz braucht an die betr. Vorgänge erinnert zu werden. Die 1815 gegründete Burschenschaft, die sich bald in verschiedenen deutschen Universitäten entwickelt hatte, wollte durch ein Fest ein sichtbares Zeichen ihres Zusammenhanges geben. Als Ort der Feier wählte sie die Wartburg, als Tag den 18. October, um dadurch die Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig zu beleben und eine Vorfeier des 300jährigen Bestehens der Reformation zu begehen. Das Fest selbst wurde durch patriotische Lieder, Anreden, Gelöbnisse und Verbrüderung gefeiert; als eine Art Nebenfeier, an der sich nur ein kleiner Kreis der Versammelten betheiligte, wurde ein Auto-dafé verachteter Bücher veranstaltet.

Für die nähere Schilderung verweise ich auf die Darstellungen bei Stern und Treitschke; die ursprünglich an dieser Stelle zum Abdruck bestimmte Darstellung aus der Beilage zum „Oppositionsblatt" Nr. 64, 25. October 1817, muß aus Raummangel weggelassen werden.

Zur Kennzeichnung der Stimmung, welche in den leitenden Kreisen herrschte, mögen die nachfolgenden Briefe des ersten

weimarischen Staatsministers Voigt dienen, der in diesen Blättern schon so oft zum Wort kam. Seine milde, klare, furchtlose Auffassung, seine kühle, aus den besten Quellen geschöpfte und unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse erfolgte Darstellung ist gewiß der beste Commentar zu den Ereignissen, die Weimar damals in den Vordergrund des politischen Interesses stellten. Diese Berichte, die ihrerseits nicht wieder einen Commentar nöthig machen, lauten:

Voigt. 21. September 1817.

EW. haben ohne Zweifel von dem Feste gehört, was die lutherischen Studenten zu Göttingen, Gießen, Halle, Königsberg (wahrscheinlich auch Berlin und Breslau) auf der Wartburg zu Eisenach, zur Ehre der Reformation, feiern wollen. Da doch leichtlich 500 und mehr dieses gelehrten Volkes zu Gast kommen dürften, so sind allerlei Maßregeln einer klugen Polizei zu ergreifen. Der bloße Name unseres Großherzogs exaltirt die jungen Schwärmer, wovon wir Beispiele haben. . .

Heute Vormittag war der König und der Kronprinz von Preußen hier. Der Großherzog war erst Tags vorher von seiner Reise zurückgekommen. Es ist allerlei Wissenschaftliches und Kunstbefreundetes aus Mailand, Turin mitgebracht worden. Ein Adjutant und zwei Bedienten waren die ganze Begleitung. Der Großherzog liebt die vielen Wagen nicht, demunerachtet wurden ihm allenthalben große Ehren erzeigt, aus persönlicher Neigung. Denn er wurde überall principe uomo titulirt. In Mailand wurde immer das gänze Theater seinetwegen erleuchtet.

1. October 1817.

Das Gouvernement mußte Bedenken hegen, die Bitte um Gestattung dieser Feier abzulehnen. Man wird die Wartburg mit ihren 2 schönen alten Waffenhallen, mit ihren neueren 6 Zimmern öffnen. Luthers Zimmer wird im alten Stil dekorirt erscheinen. Eine Menge Personen reisen nach Eisenach, wo man alle nöthigen Voranstalten trifft.

16. October 1817.

Heute fangen die Jenaischen Hochschüler an durchzuwandern. (Die Deutschthümlichkeit läßt nicht zu, Student zu sagen.) Eine hochschülerische Absendung ist vorausgegangen, um die nöthigen Voranstalten in Eisenach wahrzunehmen. Man nimmt dort 500 in freiwillige Quartiere und will nöthigenfalls verdoppeln. Man gibt einem hochschülerischen Ausschuß die ganze Wartburg als einer Besatzung anheim. Er muß für Ordnung und Polizei sorgen. Holz genug wird angefahren; eine Unzahl von Bratwürsten wird bereitet u. s. w. Wenn nur das ridiculus mus nicht zum Vorschein kommt.

2. November 1817.

Heute endigen sich die kirchlichen Jubiläumstage; es ist mir erfreulich gewesen, in dieser Zeit, wo der Katholicismus sich soviel regt, eine klare Volksstimmung wahrzunehmen, die sich mit den Wohlthaten der Reformation gemacht (?) hat und sich nimmermehr wieder gen Rom neigen wird. Es ging soweit, daß in dem Publikum, durch die bloße ungegründete Furcht, als sollte Luther auf das Theater gebracht werden, allerlei geheime Bewegungen entstanden sein sollen. In dem Oppositionsblatt werden EW. eine Erklärung der Theaterintendanz gefunden haben, welche darauf hinzielte und das Publikum beruhigte. In der Sache hätte etwas alle Klugheit Hintansetzendes gelegen. Denn unsern Glaubensvater als einen empfindsamen Geck in diesen Tagen der Weihe und Apotheose auf das Theater bringen zu wollen, konnte nicht leicht ein verständiger Mensch billigen. Die elegante Zeitung hat aber dem Consistorio zuviel gethan, oder vielmehr der Einsender solcher unrichtigen Nachricht. Übrigens ist es bei unserer Feier ebenso zierlich als devot hergegangen. Das Wort sie sollen lassen stahn — hat auch 1817 gegolten. Die Einweihung der sehr elegant hergestellten Jakobskirche hat einen guten Eindruck gemacht.

Noch mehr hat Jena sich vorgethan. Anliegendes Programm erzählt einiges von den Verdiensten der Ernestiner; eine zweite

Auflage wird aber vieles noch suppliren. In vieler Unruhe, Zerstreuung und Verdrießlichkeit ist es geschrieben worden und doch brachte Eichstädt binnen der 3 letzten Tage noch seine Rede zu Stande, welche über 300 Hexameter brachte und selbst nicht ohne poetisches Verdienst ist. Er ging jeden Tag 2 Stunden auf einen Berg und empfand dort die Begeisterung, die ihm nöthig war. Im Studirzimmer wollte nichts fließen. Ich habe nur das Manuscript gelesen, hoffentlich wird es auch im Druck erscheinen. In der Collegienkirche wurden die neuen Disciplinar-Gesetze promulgirt und der neue akademische Amtmann, der statt des Prorectors die Untersuchungen künftig führt, vorgestellt und seine Instruction publicirt. Morgen giebt die theologische Facultät einen actus solennis, wobei auch einige Doctoren werden proclamirt werden.

In Eisenach hat man auf der Wartburg unter freiem Himmel Gottesdienst gehalten. Die Jenenser zogen feierlich den Berg hinauf. Ich habe noch keine Nachricht, wie es sonst dabei hergegangen. . .

6. November 1817.

Wir haben noch keine Nachricht. Der Hr. v. Müller ist hinausgereiset und wird gewiß die nachrichtliche Nachricht bringen. Die Studentenfeier wird ohne Zweifel noch umständlich sich der Preßfreiheit zu Nutze machen. . . Es ist Alles ernstlich zugegangen, vielleicht die Späße bei dem Feuer auf dem Berge ausgenommen, wo man allerlei Bücher verbrannte. Doch kein corpus juris canonici. Das hätte wohl wegbleiben können. Es wäre ein helles kleines Wunder gewesen, wenn die Studentenlustigkeit nicht irgendwo noch durchbrechen sollen. Indeß ist kaum darüber gelacht worden, so ernstlich nahm man die Siegesfeier in Verbindung mit der festen Burg.

13. November 1817.

EW. geben mir keine unerwartete Nachricht über die Vorstellung des Vorfalls auf der Wartburg. Daß die studentische Muthwilligkeit mit dem Verbrennen unserer dem jugendlichen

Freiheitssinn ungefälliger Druckschriften von keinem ernsten Mann gutgeheißen werden konnte, versteht sich wol von selbst, besonders weil sie so grell mit der vorher empfundenen Heiligkeit der Feier contrastirte. Das angeklagte Unrecht des Verbrennens der Wiener Congreßacte des h. Bundes beruhet auf Lüge und Verläumdung der armen Jungen. Indeß lassen wir Zeugen darüber abhören, um in einer Circulnote an die Gesandtschaften die Wahrheit herzustellen. Grade auf die Wiener Acte legen die jungen Politiker wegen des Art. 13 den höchsten Werth. Selbst die Akademie Berlin hat auf Ersuchen der Studenten, nach Vernehmung mehrerer Zeugen, jenem Vorgeben öffentlich widersprochen. Es ist wohl das erste Mal, daß eine Studentenlustigkeit oder Ungezogenheit solche hohe Behörden allarmirt hat.

Daß unter den jetzigen Zeitumständen Weimar das Schicksal hat, daß alles Widrige von ihm geglaubt wird, besonders in Berlin und Dresden, ist in der Ordnung, besonders da die Naturphilosophen in Jena sich anrüchig gemacht haben. Das thut aber alles der guten Studiensache nichts. Die jungen Leute auf Akademieen wollen nur eine Tonne haben, mit der sie spielen, besonders in Jena, wo sie freier und leichter zu athmen glauben als anderwärts.

Was über diese Studentengeschichte weiterhin, besonders officiell vorkommen sollte, werde ich EW. als unserm Mitvertheidiger, gern mittheilen.

28. December 1817.

Bertuch war am 23. Dec. [Voigt's Geburtstag] etwas verlegen, weil das Oppos. Bl. selben Tags, bis auf Weiteres, sistirt wurde, und zwar nach unseren eigenen Gesetzen, die sein Hauptfabrikant, Hr. Wieland, nicht beobachtet hatte, worüber aus Wien gerechte Beschwerde geführt wurde. Der Hr. Graf Zichy hat mit großer Billigkeit und Einsicht sich über unsern Studienzustand in Jena informirt, Ruhm, welchen der Ruhm gebühret. Die Wartburger Sache ist auch beseitigt; man hat die armen Professoren und Studenten als sehr gefährlich an-

gesehen. Was von ihnen nicht recht gewesen, thun wir selbst ab. Die Preßfreiheit wird die hohe deutsche Landesversammlung mit Weisheit reguliren.*)

1. April 1818.

Die Freunde der Preßfreiheit behaupten, daß sie nur durch den Mißbrauch etwas werth gewesen sei. Unser guter B[ertuch], der mich oft über Kleinigkeiten consultirt, hatte nicht gut gefunden, mir etwas über das K[otzebuesche] Bulletin vorher zu sagen. Er mochte freilich empfinden, daß es nicht durchgehn würde. Das vergrößerte seine Verleger-Unbehutsamkeit. Es ist unbegreiflich, wie die Zeitgeister im gemeinen Verstande laboriren, indem sie die Preßfreiheit sich durch sich selbst zerstören lassen.

---

*) Ueber die Sache [vergl. oben S. 324] schreibt Bertuch an Bö. 27. December 1817 und 9. Januar 1818:

Hier, m. theurer Freund, haben Sie das neueste Werk des H. Grafen v. B[ombelles], dessen Lärm-Trommel den Artikel Oesterreich als Verläumdung der Staats-Verwaltung Sr. K. K. Majestät die S. Nation beschimpfend und als eine Aufforderung zur Empörung!!! erklärt und der Herr Gesandte Gr. Z[ichy] — im Namen S. Kaiserl. Maj. Bestrafung und Genugthuung verlangt hat. — Das klingt freylich fürchterlich genug! — Man hat — mirabile dictu! den Proceß gleich mit der Execution angefangen, und das O. Bl. bis auf Weiteres verboten!!! Das haben wir sogleich dem freyen Teutschland angekündigt, in einem $2^1/_2$ Bogen langen P. M. an die Landesdirection unsre Vertheid. Batterien tüchtig besetzt, und werden uns wie die Spartaner bey Thermopilä vertheidigen. — Dieß einstweilen zu Ihrer Recreation, mein Freund!

9. Januar 1818.

Schon mein letzter Brief, der sich mit Ihrem vom 4. dies. kreuzte, wird Ihnen gezeigt haben, daß unser Opp. Bl. Schiff sich von der Oesterreich. Sandbank wieder glücklich flott machte. Der Klippen und Untiefen, die die Finsterlinge jetzt ängstlich und geflissentlich ins politische Fahrwasser machen, sind freylich viele und mancherley; indessen hoffen wir doch unser Schifflein auch durch diese gefährlichen Scheeren durchzusteuern. Alle die neuen Papierfestungen, die die Genze, Pilats, Fr. Schlegels, Collins u. a. m. gegen die unüberwindliche Phalanx der Wahrheit und des Rechts zu bauen versuchen, helfen nichts und sind nur kindische Kartenhäuser, die ein Hauch des Gemeingeistes wegbläst. Nur Gedult und feste Dauer; es wird und muß beßer werden.

Es ist recht arg, wie man die Gouvernements dadurch in Verlegenheit setzt.

13. Januar 1819.

Unser Landtag zu Dornburg ist noch nicht beendigt und kann wohl noch bis Ende des Monats dauern. Im Gefühl der ihm freiwillig verliehenen Rechte haben sich seine Pflichten also erweitert, daß sie nicht so geschwind auszufüllen sind, als man wohl glauben möchte. Übrigens befinden sich die Herren Stände dort vortrefflich. Das niedliche kleine Schloß enthält eine Menge kleiner Zimmer nächst zwei kleinen Sälen; in den Nebengebäuden ist eine table d'hote eingerichtet und die Saalenflöße hat Holz genug, sich zu erwärmen. Daß die gesammten Stände zur kaiserlichen Tafel hierher eingeladen wurden, war ein Vorzug, den keine Landstände in Deutschland sich werden rühmen können, denn wo nähme man solch eine Kaiserin her.*)

---

*) Am Anfang dieses Briefes stehen einzelne Notizen über die der russischen Kaiserin-Mutter zu Ehren veranstalteten Feste; auch der Brief vom 6. Dec. 1818 schildert die Erregung, die sich Weimars bei dieser Gelegenheit bemächtigt hatte, und die Scharen von Gästen, welche Weimar erfüllten. Doch bieten diese Berichte nichts wesentlich Neues. Der Brief vom 13. Januar 1819, aus dem die oben abgedruckten Zeilen entnommen sind, ist der letzte, den Voigt an B. gerichtet hat.

Elftes Capitel.

Vor und nach Goethe's Tode.

Länger, als in einem Buche über Alt-Weimar schicklich, ist nicht ausführlich von Goethe die Rede gewesen. Zwar erwähnt wurde sein Name oft genug, aber, da der Inhalt der Capitel im Ganzen ein goethe-fremder war, nur nebenbei; jetzt, am Ende steht Goethe wieder im Mittelpunkt.

Goethe's Alter war, wie man schön gesagt hat, die Epoche seiner Vollendung. Nur in einer Beziehung wurde das Glück seiner letzten Jahre getrübt: er mußte immer mehr entbehren lernen und stärker, als mancher Andere, die trübe Ermunterung sich zurufen: „Ueber Gräber vorwärts". Seit dem Tode Wieland's waren von der ältesten Weimarer Generation, die Goethe dort, als er hinkam, angetroffen hatte, nur der Großherzog Karl August und Knebel übrig. Das Verhältniß mit Karl August konnte naturgemäß in den reiferen Jahren nicht mehr die stürmische Jugendleidenschaft bewahren. Aber man erkennt, aus der erhaltenen Correspondenz, in deren letztem Jahrzehnt Karl August's Briefe bei weitem überwiegen, daß Goethe sich immer absichtlicher hinter die steife Förmlichkeit des Hofbeamten verschanzte. Gewiß lebte in ihm Dankbarkeit und Liebe zu dem Fürsten fort, der ihm eine neue Heimath gegeben und ihm das verliehen hatte, was kein Kaiser und König ihm gewähren mochte. Doch der fürstliche Mann und Greis, der sich von seinem Mentor völlig emancipirt hatte, war ihm fremder geworden, als der

anlehnungsbedürftige Jüngling gewesen war; die Intriguen, die Goethe von der Theaterleitung entfernten, des Herzogs politische Anschauungen und Thaten, die Goethe's ganzem Wesen entgegengesetzt waren, hatten eine Entfremdung bewirkt, die Goethe verbitterten.

Zu einer Entfremdung mit dem „Urfreund" Knebel war es zwar nicht gekommen, aber der Alte war in seinem Alter nicht liebenswürdiger geworden. Knebel muß als Mensch mehr gewesen sein, als seine Briefe und seine dürftigen Schriften ihn zeigen. In diesen erscheint er nur als ein mannigfach angeregter, mit verständigem Urtheil begabter Mann, doch ohne Initiative, ohne rechte Consequenz der Anschauung und Lebensführung, ohne echte Herzlichkeit und Anerkennung des Anderen. Selbst im höchsten Grade schonungsbedürftig verlangte er Schonung von den Uebrigen, selbst productionsunfähig, hatte er vor den Productionen Anderer nicht immer den gehörigen Respect. Nirgends, wo man ihn packt, ist er liebenswürdig, wenn er auch manchmal interessant sein mochte; man hat immer das Gefühl, daß die Weimaraner, wenn sie ihn auch nicht entbehren mochten, froh waren, von dem anspruchsvollen, aufbegehrenden, launenhaften Herrn entfernt zu sein. Er war für Goethe ein unentbehrliches Requisit Weimars, ein eng mit ihm verwachsener Jugendgenosse, aber das innere Band, so will es uns dünken, fehlte, das nicht durch das Zusammen-, sondern durch das wahrhafte Miteinanderleben gewoben wird.

Von dem alten Geschlecht war nur noch H. Meyer da. Der „ehrliche Schweizer" hatte gehalten, was er versprochen hatte. Er war ein mittelmäßiger Maler, ein trefflicher Gelehrter und ein ausgezeichneter Mensch. In der Welt Ruhm und Ansehen zu erwerben, für seine Persönlichkeit Bedeutung zu gewinnen, lag ihm völlig fern. Selbstlos und bescheiden hatte er nur Sinn für die Sache, die er vertrat. Er lebte in der Kunst und widmete ihr ausschließlich theoretisch und praktisch seine Beschäftigung. Sie galt ihm für ein Heiligthum, aus dem er

Profane mit Strenge vertrieb. Aber gerade diese Ausschließlichkeit machte ihn einseitig, sowohl auf seinem Specialgebiet, als in geistigen Fragen überhaupt. Meyer's schroffe Antikenehrfurcht entfremdete ihn dem Wirken der Jüngeren und verblendete ihn, wie auch Goethe, der sich allzugern seinem Urtheil unterwarf, gegen Streben und Leistungen jüngerer Genossen. Aber auch auf seinem eigensten Gebiete, dem der Alterthumswissenschaft, wurde er von den Wortführern der neuen Schule manches Einzelirrthums geziehen und mancher falschen allgemeinen Anschauung. Solche Einseitigkeiten und Fehlgriffe, wenn sie auch Goethe natürlich nicht fördern konnten, schädigten ihn doch auch nicht. Schlimmer jedoch war Meyer's unliterarisches Wesen. Er gehörte nicht eigentlich der Zunft an. Er kannte nicht von Jugend auf, schon weil er lange im Auslande gelebt hatte, das literarische Getriebe, ja, er war durch seine mangelhafte Jugendbildung zur Schriftstellerei wenig vorbereitet. Man merkt nicht bloß seinen Aufsätzen aus der ersten Weimarer Zeit, sondern allen seinen literarischen Arbeiten das mühsam Erlernte, schwer Erkämpfte an; seine Briefe, bis zur letzten Zeit seines Lebens, enthalten stilistische Härten und orthographische Fehler. Solch unliterarisches Wesen mochte Meyer nicht zum vollbürtigen Genossen Goethe's eignen, seine Einseitigkeit contrastirt seltsam mit Goethe's Viel-, ja Allseitigkeit. Trotz mancher Hemmungen jedoch, die Meyer dem Freunde bereitete, trotz mancher schiefer und irriger Ansichten, zu welchen er ihn verführte, blieb er mit Recht Goethe's Rathgeber und Freund wegen seiner Begeisterung für die Kunst und das Schöne, wegen seines nie ermattenden, durch Kränklichkeit und äußere Hemmnisse nicht gestörten Strebens, besonders aber auch wegen seines echten, durch Leiden und in Kämpfen erprobten und gestärkten wahren Menschenthums.*)

*) Briefe H. Meyer's an Böttiger haben sich zwar in größerer Zahl erhalten (vgl. oben S. 53), werden aber im Folgenden nicht mitgetheilt. Sie enthalten über Goethe und das Weimarische Leben zu wenig und

An die Stelle der Alten war ein neues Geschlecht getreten. Aber Riemer und Eckermann waren schlecht geeignet, die Stelle Herder's und Schiller's zu vertreten. Es ist ein grausames Wort, das einmal von Arthur Schopenhauer gebraucht wurde, daß Goethe in seinem Alter es liebte sich mit Unbedeutendheiten zu umgeben. Aus einer ähnlichen Empfindung heraus äußerte Passow einmal (1825, Leben S. 304), er, gewiß ebenso wie Schopenhauer ein Bewunderer Goethe's: „Goethe dauert mich von Herzensgrunde, daß er sich wahrhaft rührende Momente, die nur einmal im Leben vorkommen, durch so schale Gesellen verhunzen lassen muß." Gewiß war Riemer, der bis 1816 in Goethe's Hause lebte und von 1819 an wieder mit Goethe in Verbindung war, ein gelehrter und Eckermann, der erst seit 1823 dauernd in Weimar als Goethe's ständiger Genosse lebte, ein geschmackvoller Mann, aber würdige Begleiter Goethe's waren beide nicht. Zwar ist ihr Name mit dem des Meisters für alle Zeiten eng verknüpft. Sie haben seinen Nachlaß gehütet, wenn auch nicht immer sorgfältig genug. Sie haben, in seinem Auftrage, seine Werke herausgegeben, die nachgelassenen sowohl, als die schon früher erschienenen, an deren Auswahl, Anordnung, stilistischer Vollendung sie mannigfach betheiligt gewesen waren. Sie haben sich dieser ihrer Aufgabe mit gutem Willen aber mit schwacher Kraft unterzogen. Ihre „Ungenauigkeit, Willkür und Kritiklosigkeit in Anordnung und Textbehandlung" hat den späteren wirklich critischen Editoren unendliche Mühe verursacht.

Aber noch in anderer Weise suchten beide ihre Namen mit dem Goethe's zu verknüpfen. Eckermann gab die mit dem Meister geführten Gespräche heraus, Riemer veröffentlichte 2 dicke Bände Mittheilungen, ferner Briefe und Aphorismen, hinterließ Tagebücher und vertrauliche Aeußerungen, in denen Goethe be-

---

diese wenigen Stellen werden besser im Zusammenhang mit den übrigen Aeußerungen Meyer's mitgetheilt, da sie für Schreiber und Adressaten charakteristischer sind als für die Umgebung Goethe's.

ständig vorkam. Eckermann's Buch wurde weit verbreitet, in mehrere Sprachen übersetzt, Riemer's Aufzeichnungen, theilweise erst vor Kurzem veröffentlicht, blieben auf einen kleinen Leserkreis beschränkt. Die „Gespräche" sind im Ganzen gewiß ein treuer Spiegel Goethischen Wesens, überliefern uns vieles sonst Unbekannte, aber sie bieten uns Vieles, was wir nicht zu wissen wünschen, und manches schlecht Bezeugte, wenn nicht Erfundene. Eckermann's Glaubwürdigkeit ist, wie viele Widersprüche mit Goethe's Briefen und Tagebüchern sowie anderen authentischen Quellen zeigen, durchaus nicht unbedingt anzunehmen, und seine Irrthümer sind nicht etwa auf Goethe's Unzuverlässigkeit in seinen Mittheilungen über Leben und Werke zurückzuführen. Viel unangenehmer aber ist das beständige Hervordrängen von Eckermann's Person, seine langathmigen Auseinandersetzungen, die wiederholte gute Censur, die er sich von Goethe ertheilen läßt: man wird die widrige Empfindung nicht los, daß der Berichterstatter viel größeres Interesse daran hat, Eckermann's vertraute Stellung zu verewigen als Goethe's Aeußerungen zu überliefern.*)

Diese Kleinlichkeit, die trotz aller Versenkung Eckermann's in Goethe's Wesen und Geist bestehen konnte, schädigt den Werth der Eckermann'schen Veröffentlichung; wir mögen uns denken, daß Zauper oder Schubarth, die Goethe eine Zeit lang als Mitarbeiter in Aussicht genommen hatte, ihres Amtes als Zeugen von Goethe's Macht und Einfluß treuer gewaltet hätten.

Viel schlimmer aber wirkte Riemer, der Jahrzehnte um Goethe war und nicht bloß wie ein dienender Bruder, sondern

*) Ueber Riemer und Eckermann gebe ich keine Literatur. Nur R. M. Meyer's Aufsatz über E. GJ. XVII sei erwähnt; über Riemer habe ich mich im Anschluß an Heitmüller's Veröffentlichung ausführlich in der „Nation" 1892 Nr. 38 ausgesprochen. – Um an dieser Stelle ein Weimarer Urtheil über die Gespräche zu geben, sei folgender Passus aus einem Briefe des Kanzlers Müller vom 20. April 1835 an Varnhagen mitgetheilt: „Eckermann's Goethe'sche Conversationen sind centnerschwer an Inhalt, noch nie wird Goethe's edle Seele, großartige Weltanschauung und fromme Resignation in reinerem Lichte hervorgetreten sein."

lange selbständig wie ein Abtheilungsvorstand schaltete. Gewiß nützte er Goethe vielfach durch seine philologischen Kenntnisse, gewiß war er ein ehrenhafter Mann und anerkennenswerth wegen seiner Frömmigkeit, Freundestreue und Anhänglichkeit an die Seinen, aber weder seine geistigen noch sittlichen Eigenschaften befähigten ihn dazu, ebenbürtiger Genosse Goethe's zu sein. Er war kurzsichtig in öffentlichen Dingen, beschränkt in seinem Urtheil über Gegenstände, die sich nur wenig von seinem Gesichtskreis entfernten; seine Unverträglichkeit, theils Temperamentssache, theils Folge eines unmäßig gesteigerten Selbstbewußtseins, verbitterte das Zusammensein mit ihm. Zur wahren Geißel Goethe's aber machte ihn sein Herrschgelüste, sein Bemühen, Alle, die ihm, hauptsächlich ihrer Bedeutung wegen, nicht paßten, von Goethe zu entfernen, und seine kleinliche Sucht, diejenigen, bei denen ihm solches Verdrängen nicht gelang, herabzusetzen. Die Art, wie er später seine Abneigung durch Goethe's Autorität zu decken suchte, wie er namentlich in den von ihm veröffentlichten Briefen Goethe's an H. Meyer herzliche Wendungen unterdrückte oder abschwächte, bezeugen eine Geistes- und Gemüthskleinheit, die von wahrer Manneswürde weit entfernt ist.

Wie unter den Schriftstellern keiner den Platz der Großen, die mit Goethe geeint gewesen, ausfüllen konnte, so war auch unter den Beamten keiner, der in Goethe's Intimität an Voigt's Stelle zu treten geeignet war. Von den Jüngeren, d. h. den nicht mit Goethe Altgewordenen, hatten eigentlich nur zwei sich näher an Goethe angeschlossen, Müller und Coudray. Unter allen, die in den letzten Jahrzehnten um Goethe waren, nimmt Fr. Müller, 1779—1849, seit 1801 in Weimarischen Diensten, seit 1815 als Kanzler an der Spitze der Justiz, gewiß den hervorragendsten Platz ein. Bei ihm hat man das Gefühl, daß er Goethe wahrhaft verstand, wie er von ihm wirklich geschätzt und verehrt wurde. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann und hatte sich in den schwersten Zeiten in diplomatischen Verhandlungen besonders bewährt. Die Schlichtheit seiner Mit-

theilungen über Goethe's mündliche Aeußerungen, an deren Veröffentlichung er höchstens als Greis dachte, welche in so vortheilhaftem Gegensatz zu Eckermann's selbstgefälliger Geschwätzigkeit steht, zeigt den Berichterstatter im schönsten Licht. Er hatte etwas von der Goethischen Allseitigkeit an sich, der nichts Menschliches fremd war. Er war ein gründlich durchgebildeter, für alles Edle empfänglicher und jeder wackren Bestrebung hülfsbereiter Mann. Nicht bloß persönliche Dankbarkeit gegen Goethe, der ihn mit sichtlichem Wohlwollen behandelt hatte, nicht das stolze Verlangen des alten Weimaraners, der berühmten Namen sich zu erfreuen und die ererbten Schätze zu genießen, sondern das tief innerliche Bedürfniß, die alte Tradition aufrecht zu erhalten, veranlaßte ihn dazu, den Weimarischen Großen auch lange nach ihrem Tode zu huldigen. Wenn irgend einer nach Goethe den Anspruch machen durfte, der Erbe jener erhabenen Zeit zu sein, im Mittelpunkt der Gebildeten aller Zonen zu stehen und im Namen der Vergangenheit ihre Huldigungen zu empfangen, so war es Kanzler Müller, der wirklich mit Goethe gelebt hatte.

Neben ihm stand Coudray (1775—1845, seit 1816 in Weimar) fest in Goethe's Intimität. Sehr häufig, sobald die Theilnehmer größerer und kleinerer Gesellschaften bei dem Dichter genannt werden, erscheint sein Name. Er war zuletzt Oberbaudirector, unterrichtete Goethe von allen in sein Bereich fallenden Unternehmungen und erhielt von Goethe Einsicht in alle diesem zugegangenen, Kunst und Technik betreffenden Veröffentlichungen. Er ward von Goethe sehr geschätzt, „gründlich, gewandt, so thätig als geistreich", lautet G.'s Charakteristik in den Annalen; und dementsprechend heißt es bei Eckermann: „Er spricht sich in Gesellschaft selten aus, aber so unter uns haben Sie gesehen, welch ein trefflicher Geist und Charakter in dem Manne wohnt. Er hat anfänglich viel Widerspruch erlitten, aber jetzt hat er sich durchgekämpft und genießt vollkommene Gunst und Vertrauen des Hofes. Coudray ist einer

der geschicktesten Architekten unserer Zeit. Er hat sich zu mir gehalten und ich mich zu ihm, und es ist uns beiden von Nutzen gewesen."

Von ähnlicher Intimität waren Peucer's Beziehungen zu Goethe nicht, obwohl das Fach, das P. (1779—1849, in der Nähe Weimars geboren, sein Leben lang, mit sehr geringen Ausnahmen in Weimar ansässig) vertrat — er war zuletzt Oberconsistorialpräsident —, Goethe auch nicht fern lag. Auch sein leichtes poetisches Talent brachte ihn Goethe nahe, so daß dieser des Landsmanns dramatische Productionen auf die Weimarer Bühne brachte und ihn zum Mitarbeiter bei dem „Nachspiel" zu Iffland's Hagestolzen wählte. Ein lebhafter Verkehr fand trotzdem nicht statt, vielleicht weil Peucer als Schüler und Anhänger Böttiger's zu bekannt war. Daher beziehen sich seine Mittheilungen nicht auf Goethe's intimen Kreis, sondern nur auf das allgemeine literarische Leben Weimars und öffentliche Festlichkeiten, bei denen Goethe sich zeigte.

Diesen dreien, Müller, Coudray, Peucer, schließt sich als Berichterstatter über Goethe's letzte Zeiten noch Friedr. Ludwig v. Froriep, 1779—1847, an (vgl. oben S. 328 und sonst).

Als Bertuch's Schwiegersohn, mit dem zusammen er nach dem Tode Carl Bertuch's die großen industriellen Unternehmungen leitete, stand er dem Goethischen Kreise von vornherein nicht nahe. In Goethe's Annalen wird er gar nicht, in den Gesprächen ganz flüchtig erwähnt; die an ihn gerichteten Briefe bezeugen durchaus keine nähere Verbindung. Aber der am Hofe beliebte, als praktischer und gelehrter Arzt hervorragende Mann nahm in der Gesellschaft einen derartigen Rang ein, daß er manch Wichtiges erfuhr.

Die an Böttiger gerichteten Briefe der vier Genannten, von denen im Folgenden ein Auszug gegeben wird, bieten kein zusammenhängendes Ganze und behandeln Goethe den Schriftsteller so gut wie gar nicht. Sie geben nur einen anschaulichen Bericht — eine Ergänzung zu schon bekannten Erzählungen — über Feste,

deren Mittelpunkt Goethe war, und führen in die Stimmung ein, welche in Weimar nach Goethe's Tode herrschte.

Die ersten Briefe knüpfen an Goethe's Jubelfest — 7. November 1825 — an.

Kanzler Müller. 15. November 1825.

Sie werden mich für toll oder sehr confus halten, Verehrtester! daß ich Ihre zwey lieben, gehaltreichen Briefe noch immer nicht beantwortet, nur abgerissene Sendungen gemacht habe. Aber Sie können auch keinen Begriff haben von dem Strudel und Wirrwarr, in dem ich die letzten 4 Wochen lebte, zumal auch die couranten Tagesgeschäfte nicht vernachlässigt werden durften. Und alles lag auf mir, Erfindung, Förderung, Ausführung des Festes, tausend und über tausend kleine Plackereien und Anfragen rc.

Zuvörderst fange ich mit vielfachem Dank an. . .

Sodann sende weitere Materialien für die Allg. Zeitg. auch den D. Schützischen Auffatz. Ungewiß, ob ich meinen Prolog schon gedruckt gesendet, füge ich auch ihn eventualiter bey. Mad. Seidel sprach ihn in der That sehr gut, und da sie eine sehr schöne Frau ist und prächtig gekleidet war, in ein reiches Hofkleid mit Talar, so nahm sich alles sehr gut aus.

Am liebsten sendete ich Ihnen gleich die Medaille auf Goethe. Allein da alles über Hals und Kopf beeilt werden mußte, — erst Anfangs October ward die erste Idee gefaßt, — so waren wir froh, nur 2 Exemplare in Gold noch am 6. Nov. p. Estaff. zu erhalten. Und nun soll noch

„Zum 7. November 1825."

was auf die Goldexemplare nur eingeschnitten war, auf den Münzrand eingeprägt werden. Dies ist eine sehr mühseel. und viele Maschinerie erfordernde Operation, welche Ursache wird, daß wir die Bronze-Medaillen wohl erst in einigen Wochen erhalten können. Sie sollen aber gewiß solche gleich zuerst erhalten.

Das „Goethen" steht unter seinem Bild, nicht oben,

wie fälschlich in der Berliner Zeitung steht. Meyer empfiehlt sich viel Tausendmal.

5. Februar 1826.

Empfangen Sie hier, werthester Herr und Freund! unsre bereits in meinen letzten Zeilen angekündigten Maurerischen Blätter, die zum Geburtstage unserer Grosherzogin ausgeflogen sind. Mögen Sie solche eben so theilnehmend als freundlich-nachsichtig aufnehmen.

In magnis voluisse sat est.

Bey dem Leben und unter den Augen eines Landesfürsten öffentlich über ihn und seine Thaten sprechen, ist fürwahr eine kritische Aufgabe, auch wenn, wie in unserm Falle, reicher Stoff zum Preiß und Ruhm vorhanden ist, ohne zu Ausschmückung oder Verhüllung der Wahrheit seine Zuflucht nehmen zu müssen. Dennoch darf vernünftiger und schicklicher Weise so manches nicht berührt, anderes nur leise angedeutet werden, was dem Charakterbilde erst wahres Leben und Einheit geben würde.

Sie haben selbst so vieles — und in den schwierigsten Zeiten — mit erlebt, Sie sind von dem was früher vorging und später erfolgte, genauer als die Meisten unterrichtet, und wären also wohl berufen, mit der Hand aufs Herz den Ausspruch zu thun: ob wir recht und wahr gesprochen?

Mit erster Gelegenheit sollen noch einige Exemplare zu beliebiger Vertheilung an theilnehmende Brüder folgen.

Nunmehr kann ich Ihnen bestimmt sagen, daß Goethe mit Cotta abgeschlossen und daß das Manuscript der ersten 5 Bände in den nächsten Tagen abgeht. Eine Ankündigung und ausführlicher Prospectus ist unter der Feder. In brüderlichst-treuer Gesinnung

der Ihrigste v. Müller.

5. November 1826.

Endlich, mein verehrter Freund! endlich kann ich Ihnen in der Anlage die Goethesche Jubelmedaille übersenden. Gut Ding will Weile haben heißt es hier und ich schmeichle mir sehr, daß

Sie sich für das lange Warten nun entschädigt finden werden. Der Grosherzog wird Goethen selbst erst am 7. Nov., also übermorgen zu Feyer des Jahrestags die goldne Denkmünze übergeben und so war es mir denn verboten, sie früher ausfliegen zu lassen.

Dieser Tag wird für Weimar auch noch durch die Ankunft der beyden Prinzen Wilhelm und Carl von Preußen bezeichnet werden, von denen der letztere, wie man sich ins Ohr raunt, den Gott Amor leibhaftig in seinem Gefolge haben soll.

Schade, schade, daß ein so genialer Kopf und trefflicher Lehrer wie Oken zugleich so ungenial grob und hartnäckig ist, und sich dadurch den ihm so zusagenden Lehrstuhl in Jena, zu unser aller Bedauern, selbst verschlossen hat und hält; denn es ist kaum zu zweifeln, daß der Grosherzog ihm längst verziehen hätte, wenn er nur es sich hätte abgewinnen können, das pater peccavi auszusprechen. Aber so hat sein Starrsinn selbst seine Restitutio in integrum moralisch unmöglich gemacht. Heilig kann ich betheuern, daß seine Ausfälle gegen Goethe hiebey in gar keinen Betracht komen; blos seine amtlich gegen die höchste Behörde verschuldete Grobheit und hartnäckige Verweigerung jeder Antwort auf die an ihn gerichtete Frage mußte unwillkührlich geahndet werden.

Man hat sich viele Mühe gegeben, ihn in München anzubringen, das neuste Resultat ist: er möge kommen und an der Akademie lesen, aber anstellen förmlich könne man ihn zur Zeit nicht. Ist er klug, so zieht er auf gut Glück hin, das übrige würde wohl die Zeit von selbst bringen.

Peucer. 5. October 1827.

Und noch ein Wort von Goethe. Ich war dabey, als der König von Baiern am Morgen des 28. August ihm sein Großkreuz überreichte. Die Zimmer waren von Glückwünschenden ziemlich angefüllt. Ich verließ um 11 Uhr mit dem Generalsuperintendenten unsere Sitzung, und wir stiegen die kleine Treppe hinan. Der Bediente öffnete, und wir fanden in dem Zimmer

blos Goethe und noch einen Herrn, welchen jener, um uns gleich außer Verlegenheit zu setzen, sofort als Se. Maj. den König bezeichnete. Röhren kannte der König schon, da er ihn am selbigen Morgen in der Stadtkirche bey den Kranachs gesprochen hatte; aber nach mir fragte er, und geruhete auch einige Worte mit mir zu sprechen. Nachher habe ich, auf dem Schießhausball, länger mit ihm zu conversiren Gelegenheit gehabt, auch durfte ich ihm dort meine Frau vorstellen, die ihn als Kronprinzen im Jahre 1813 in Paris öfter gesehen hat, denn Prinz Carl von Baiern, Marschall Wrede, und viele andere baierische Officiers logirten bey meinem Schwiegervater, de Gaze im Hôtel des Princes, in der Straße Richelieu. Der König zeigte allenthalben die größte Leutseeligkeit und Milde, und schien mit allem was er bey uns fand, und wie er uns fand, sehr zufrieden. Mehrmals hat er Goethe besucht. Er ließ sich auch in Schillers Haus führen, welches jetzt dem Gartenbauinspector Weise gehört, und in dessen bel-étage der Landesdirectionsrath Ridel, Sohn des Cammerdirectors, wohnt. Ridel hat ihm die Zimmer, die Schiller bewohnte, wo er arbeitete und starb, gezeigt, und ihn mit einem eigenhändigen Briefe des Dichters an seinen Vater, den alten Ridel, sehr erfreut. Noch von München aus hat er ihm dafür danken lassen. Am 3. September, dem Geburtstage des Großherzogs, schrieb er aus Brückenau an den Kanzler v. Müller, und auch dieses eigenhändige königliche Schreiben ist voll Huld und Zufriedenheit mit Weimar, ja es schließt mit einem höchst geist- und sinnvollen Strophengedicht auf Weimar, in welchem ganz der großartige Geist Schillers athmet. Ich kann Ihnen dieß nur vertraulich mittheilen, Sie werden aber verstehen, daß wir auf solche Auszeichnung stolz seyn könnten. Um auf Goethe zurückzukommen, so waren dießmal unter den Geburtstagsglückwünschenden auch Frau von Heygendorf und Strohmeyer. Mittags war große Festtafel im Stadthaussaale. Die Gedichte und Gesänge lege ich Ihnen bey; ich setzte voraus, der Canzler habe sie Ihnen schon längst mitgetheilt. Den andern

Tag war ich, nebst Riemer, Eckermann, Coudray, Reinhard und einigen andern, auch den beyden Berlinern, Prof. Gans und D. Parthey, bey ihm zum Mittagsessen. Einige Wochen später lud ihn die Stahl= und Armbrustschützengesellschaft zu einem Frühstück in ihrem Garten, wo seit dem 3. Sept. 1825 die zu Berlin in Eisen gegossene Büste des Großherzogs, auf einem mit einer passenden Inschrift versehenen Cubus, aufgestellt ist. Diese hatte Goethe noch nicht gesehen. Die Schützen schossen bey seiner Anwesenheit nach der Scheibe, welche mit Guirlanden bekränzt war. Er war von seinem Sohne und beiden Enkeln begleitet. Bey seinem Eintritt große Fanfare und nach alter Schützenweise ein Lied (Choral), von den Instrumenten würdig ausgeführt. Der Canzler und mehrere Andere, auch ich, waren mit eingeladen. Bey dem Frühstück (déjeuner dinatoire) brachte der Schützenhauptmann Goethe's Gesundheit aus. Dessen Sohn gab sie nachher im Namen seines Vaters, nebst einigen verbindlichen Worten, zurück. Eine Torte prangte auf der Tafel, und ihre Oberfläche zeigte auf weißem Guß einen passenden Reim, über welchem Goethe's Medaillon, von zwey Genien gehalten, und von Lorbeer umkrönt, schwebte. Goethe war sehr heiter. Die alten Kleinodien der Gesellschaft und besonders die uralten Armbrustgewehre beschäftigten ihn lange, und er erfreute die Gesellschaft mit einer überraschenden Gegengabe, nämlich ebenfalls einer alterthümlichen Armbrust aus seiner eigenen Sammlung deutscher Alterthümer. Auch die von Schiller versuchte Armbrust, als er seinen Tell schrieb und bey der Armbrust=Schießscene war, besah er sinnend. Den Abend gab die Schützengesellschaft ein Fest, an welchem auch die Frauen und Töchter Theil nahmen, ein wahres Volksfest, wobey der Garten erleuchtet war. In den nächsten Tagen ist der Schützenhauptmann bey Goethe zu Gast gewesen. Seine Helena ist hier viel gelesen, vielleicht aber nicht durchgängig verstanden. Nachdem ich mit Riemer, Eckermann und Goethe's Sohne viel und breit darüber conversirt habe, glaube ich endlich dahin gekommen zu seyn, daß ich weiß, was es damit ist. Ich

habe mir viel darüber notirt, und da die ganze erste Hälfte rein antik ist, so habe ich mich durch das Studium der griechischen Tragiker, ferner durch Aristophanes, und durch mythologische Nachlese, in den Stand gesetzt, den hiesigen Uneingeweihten in diesem Winter in einigen Soireen das Verständniß zu lösen. Ich denke, es wird mir an Gelegenheit dazu nicht fehlen. Jn jedem Fall habe ich selbst die beste Ausbeute davon; denn ich fand einmal wieder Gelegenheit, in die Alten einzugehen, wobey denn auch die Lecture der Euripideischen Helena ein Gewinn für mich war. Über die zweyte Hälfte des Goetheschen Werks, die blos romantisch gehalten ist, ließe sich freylich unter Freunden allerley sagen. Dieß ist ein buntes Allerley, zusammengesetzt aus Epimenides und Byron und hundert anderen Reminiscenzen, Gedanken und Einfällen, hie und da rein desultorisch und aus den Blättern der Sibylle herausgerissen, absolut hingeworfen, ohne grammatischen Zusammenhang, zuweilen noch durch mangelhafte Interpunction erschwert, vielleicht nur Goethe'n selbst verständlich. Und dennoch glaube ich, alles zu verstehen. Ich habe mir eben die Mühe nicht verdrießen lassen. Ich sehe aber, daß ich im Schwatzen kein Ende finde. Raupach und Streckfuß aus Berlin waren hier. Am 26. September Abends waren sie bey mir, in einer Gesellschaft von nahe an 50 Personen; unsere Opernsänger, Moltke und Dem. Schmidt, sangen, auch Bergrath Wahls Tochter, eine Schülerin Moltke's. Raupach las uns, ehe er abreiste, noch einige Scenen aus seinem neuesten, eben erst in dem von ihm besuchten Würtembergischen Bade Neustadt binnen 27 Tagen vollendeten, 5actigen Trauerspiel (Der Nibelungen-Hort) bey Öls vor, wo außer mir, nur noch D. Schütze und einige Individuen vom Theater gegenwärtig waren. Er hat auch einer Probelecture seiner Tochter der Luft beygewohnt, die nächstens hier gegeben werden wird.*)

*) Eine Reihe anderer Notizen über Raupach in Weimar in den Briefen Peucer's 1824 und 1834, auch in einzelnen Briefen Froriep's.

Froriep. (Undat.; Ende 1828 oder Anf. 1829.)

Die Großherzogin habe ich indessen öfter und lange zu sprechen und ich kann in Wahrheit sagen, bedeutend mehr zu schätzen Veranlassung gehabt. Gleich unmittelbar nach ihrer Zurückkunft sagte sie mir mal, ich hätte ja den sel. Großherzog*) von Zeit zu Zeit von dem in Kenntniß gesetzt, was mir durch Lectüre und Correspondenz interessantes vorkäme, ob ich nicht so gut sein wollte, das künftig bei ihr zu thun. Ich antwortete ihr, daß es mir nur höchst angenehm sein könnte, zu beobachten, wie eine geistvolle Dame das aufnehme, was mir interessant erscheine u. s. w. Und so hat sie mir nachher den Sonnabend Vormittag vorgeschlagen, wo ich bereits recht interessante Stunden gehabt habe. Da die ersten male ihre Erzieherin Mlle. Mazelet gegenwärtig war, die kein Deutsch versteht, so hatte das die gute Folge, daß die Unterhaltung französisch geführt wurde und wird, in welcher Sprache sie gar nicht schwer hört und mit weit größerer Leichtigkeit und Unbefangenheit spricht als in der deutschen. Diese Unterhaltungen ersetzen mir in mancher Hinsicht die Morgenunterhaltungen mit dem sel. Großherzog. Und obwohl ich gewiß nie die Discretion aus den Augen verliere, die bei dem Verkehr mit den Großen der Erde doppelt nothwendig und mir von Württemberg her zur andern Natur geworden ist, so bleibt doch mein Urtheil unabhängig und kann als solches vielleicht hie und da Gutes stiften.

22. Februar 1830.

Daß die vortreffliche Großherzogin-Mutter**) hinübergeschlummert ist, ist für Weimar ein weit größerer Verlust, als man denkt und nur ahnt. Ich bin fest überzeugt, daß ihr

---

Daraus geht hervor, daß R. sowohl durch seine Werke, als durch seine Person einen sehr günstigen Eindruck machte.

*) Am 14. Juni 1828 war der Großherzog K. August gestorben. Zu seiner Würdigung ist in dem mir vorliegenden Material nichts Neues enthalten. — Die „Großherzogin", von der in unserem Briefe gesprochen wird, ist Maria Paulowna.

**) Großherzogin Luise war am 14. Februar gestorben.

klares, rücksichtslos und zu Zeiten oft scharf ausgesprochenes Urtheil manches verhindert hat, dem nun nichts entgegensteht. Ich habe mich immer sehr gern mit ihr unterhalten; mit allen ihren Vorurtheilen hatte sie doch einen so feinen Tact und Sinn, daß diese nie drückend wurden oder vorurtheilsfreie Ansichten und Aeußerungen zurückdrängten.

So ging Einer nach dem Andern dahin. Endlich starb auch Goethe (22. März 1832). Es ist an anderer Stelle (GJ. 18, 156fg.) gezeigt, daß Böttiger aus feinem Tactgefühl, das sonst ja nicht immer seine Stärke war, zuerst nicht geneigt war, als Nekrologist in der Allg. Zeitg. aufzutreten, in der er bei Todesfällen hervorragender Personen so häufig das Wort ergriff. Er suchte Rochlitz als Stellvertreter zu gewinnen, erhielt jedoch von diesem eine Abweisung unter nichtigen Gründen. Da er auch bei dem Bemühen, den Kanzler v. Müller an seiner Statt reden zu lassen, nicht glücklich war, so mußte er selbst das Wort ergreifen. Von dem Eindruck, den sein Artikel in Weimar machte, handeln manche der gleich mitzutheilenden Briefe.

Kanzler Müller. Weimar 31. März 32.

Ja wohl hat uns ein harter unersetzlicher Verlust betroffen mein theurer Freund! und es ist sehr recht und schön daß Ihre Muse sofort ein aufrichtendes Wort uns zugesprochen. Hoffmann wird sein erstes Zeitungsblatt damit schmücken.

Ich eile nun auch meinen vom Hofe aus zum Druck beförderten Epilog — geboren unter tausend Bedrängnissen und Zerstreuungen von außen u. innen — Ihnen zu überschicken; mögen Sie nach Ermessen, das 2te Exemplar dem Prinzen Johann K. H. zu Füßen legen, da er sich wie Reinhard meldet, so lebhaft für unsern Goethe interessirt hat.

Durand sprach so unübertrefflich wahr und gefühlvoll diesen — auch ihm nur über Nacht zugetheilten Epilog — und er hatte vorher schon den Tasso so trefflich gespielt, daß allerdings

ein tiefer, und man darf es sagen, großer Eindruck hervorgebracht wurde. Ohne Verabredung war das ganze Publikum schwarz erschienen. Am andern Morgen erhielt Durand eine schöne goldne Dose von der Intendanz zum Geschenk mit der Inschrift

„Zum 27. Maerz 1832."

Mögen Sie übrigens diesen Epilog im Abendblatte oder sonst wo weiter abdrucken lassen, so habe ich ganz und gar nichts dagegen.

Röhrs Trauer-Rede wird unser geliebter Reinhard Ihnen mittheilen. Ein sehr gemüthlich tiefer und anmuthiger Aufsatz über Goethe steht in der Frankfurther Didaskalia. Ich bin begierig zu hören wer der Verfasser W. ist. Den Necrolog für die A. Z. würde ich gern übernehmen, wenn ich Zeit hätte, allein diese ist für lange durch meine zahllosen Pflichten als Executor testamenti in Anspruch genommen. Auch wäre es Sünde, Ihnen diese Aufgabe abzunehmen, da Niemand sie besser lösen kann und gewiß auch — frühere vorübergehende Mißverständnisse großartig vergessend — mit zarterer Unpartheylichkeit und classischer Würde lösen wird. Ich muß ohnehin bereits auf die Maurerische Trauerfeyer denken und dürfte doch nicht Plagiator an mir selbst werden.

Über Goethe's literarischen Nachlaß, der weit reicher sich findet als ich dachte, in 5—6 Tagen etwas näheres und bedeutendes. Es ist strenge Wahrheit daß er des schönsten Todes starb, den man sich denken kann, ohne alle Ahndung desselben. Sein letztes Wort war ½ Stunde vorher: „Öffnet doch den Fensterladen, damit mehr Licht hereinkomme."

Immerdar der Ihrigste, v. Müller.

Ich lege das Programm resp. Protocoll der feyerl. Bestattung bey, theilen Sie es gütigst Graf Reinharden mit!

Peucer an B. Weimar 1. Apr. 1832.

Durch die Güte der Frau v. Ahlefeld, mein sehr Verehrter, bin ich in den Stand gesetzt, Ihnen einige Goethiana mitzutheilen. Sie erhalten hiebey:

I. Die Gesänge bey Goethe's Bestattung (Nro. 1 von Goethe selbst, bei der Trauerloge für den verstorbenen Großherzog gedichtet. Nr. 2 von Riemer, auch damals gedichtet, jetzt accomodirt).

II. Röhrs Trauerworte (über die hier verschieden geurtheilt wird).

III. Einen im Wochenblatt erschienenen Nachruf (von einer Enkelin Herder's, Natalie von Herder).

IV. Die Todesanzeige, die im Wochenblatt erschien (von der Schwiegertochter Goethe's verfaßt, und sehr charakteristisch).

V. Den Epilog zum Tasso (vom Geh. R. von Müller, mit Riemer's Feile, — er wird Ihnen sehr gefallen).

VI. Die höchst prosaische Beerdigungsanzeige, (Kirchenbuchsstyl, — es ist das gewöhnliche Sonntagsblättchen, das der Kirchner drucken und vertheilen läßt).

VII. Den Brief von Prof. Zahn in Neapel, an Goethe (den er in den letzten Lebenstagen empfing, und mit dem er sich sehr theilnehmend beschäftigte, — die schönen Neapolitanerinnen und Pompejanerinnen, die dort die Tarantellen tanzen, haben ihn noch in seinen letzten Fieberphantasieen beschäftigt).

Hierzu gesellt sich

VIII. ein von mir gewagter Versuch, Ihre herrlichen lateinischen Distichen*) noch anders zu übersetzen, als Sie sehr gelungen schon gethan haben.

Mehr kann ich Ihnen für jetzt nicht senden. Ein trefflicher Aufsatz von Coudray über Goethes letzte Lebensmomente, über die Ausschmückung und Ausstellung seiner Leiche, über seinen Leichenzug und seine Bestattung kommt erst heute nachmittag in meine Hände, und eine Abschrift davon würde erst morgen fertig seyn. Was Coudray niedergeschrieben hat, ist höchst ein-

*) Böttiger's Distichen auf Goethe's Tod (22. März) und auf Goethe's Beerdigung (26. März) sind abgedruckt Opuscula, p. 581 fg.

fach und würdig, ja mitunter wahrhaft tragisch und grandios. Sie müssen es selbst lesen und empfinden; es läßt sich das nicht so sagen. Der Aufsatz wird in diesem Augenblick von D. Müller (Lehrer am Gymnasium hier) zu einer Broschüre benutzt, die in den nächsten Tagen bey Voigt in Ilmenau erscheint. Voigt wendete sich an mich und wollte, ich sollte diese kleine Schrift übernehmen. Ich hatte aber keine Zeit; Eckermann konnte auch nicht. Und da Voigt für diesen Fall alles in meine Hände gelegt hatte, so beredete ich den Dr. Müller dazu, einen vielseitig und classisch gebildeten, jungen Mann, der über den trockenen Philologen nicht die freye Welt- und Kunstansicht eingebüßt hat und dabey ein warmer, jedoch besonnener Verehrer Goethe's ist. Freylich hat Voigt die Bedingung gestellt, daß das Mscpt. schon bis zum 4. Apr. in seinen Händen sein muß, damit die Speculation nicht zu spät kommt, wo das Interesse schon halb verraucht ist. Er will 4, höchstens 6—8 Bogen haben.*) Ich glaube nicht, daß es soviel wird. Ich würde mehr gegeben und das Büchlein reichhaltiger ausgestattet haben, namentlich durch Rückblicke in die Hauptereignisse des letzten Lebensjahres des Verblichenen (Feyer des 28. Aug., David's Colossalbüste und Aufstellung in der Bibliothek, Petschaft aus England, die Briefe David's und der Engländer u. s. w.). In diesem Augenblick erhalte ich ein Billet von Geh. R. von Müller, welcher sehr wünschte, ich soll Müller's Schrift wenigstens mit einigen Einleitungsworten versehen. Ich glaube nicht, daß ich darauf eingehen kann. Meine Zeit ist gar zu beschränkt. Es laufen hier über Goethe's Todesphantasieen die wunderlichsten Gerüchte umher. Was die Leipziger und Berliner Zeitungen von dem Schreiben mit dem Zeigefinger in der Luft meldeten, ist sehr richtig.

---

*) Die Schrift von K. W. Müller: Goethe's letzte literarische Thätigkeit, erschien nicht in Ilmenau, sondern bei Frommann in Jena 1832, vgl. unten S. 354 und S. 357 fg.; in demselben Jahre wurden auch 2 kleine Schriften des Kanzlers Müller über Goethe gedruckt, vgl. Hirzel, S. 110.

Schon in dem vorstehenden Briefe war von Coudray's Niederschrift die Rede. Auch dieser gedachte Böttiger's Vermittlung zum Abdruck seiner Skizze „Goethe's letzte Stunden" zu brauchen. Er schickte sie am 6. April an B. und bat diesen, sie in die (Dresdener) Abend-Zeitung einrücken zu lassen. Am 9. ließ er einige Zusätze folgen. Dieser Abdruck konnte indessen nicht schnell genug stattfinden; daher bat C. am 20. April darum, die Veröffentlichung zu unterlassen und das Manuscript Herrn von Quandt für seine Sammlung zu übergeben.

Coudray und die Weimaraner überhaupt (vgl. Peucer an Preller, Roquette, Preller S. 95, oben S. 352fg.) betrachteten diese Darstellung als eine officielle. Er schrieb am 6. April: „Nachdem ich diese Niederschreibung sowohl der Frau von Goethe als den übrigen bei Goethe's letzten Stunden mit anwesend gewesenen Freunden zur Einsicht mitgetheilt habe, diese aber nicht allein die strenge Wahrheit dieser Zeilen bestätigen, sondern auch, um a b s u r d e n E r z ä h l u n g e n z u b e g e g n e n, w e l c h e s i c h b e r e i t s ü b e r d i e U m s t ä n d e b e i G o e t h e ' s T o d i m P u b l i k u m z u v e r b r e i t e n a n f a n g e n, den Druck meines Manuscripts wünschen, so u. s. w."

Der Druck unterblieb damals. Vieles aus dem Bericht ging in K. W. Müller's Schrift über (vgl. den Nachweis, GJ. 1, 254 und oben S. 353). Erst 1889 (Heidelberg) erschien der ganze Bericht nach einer aus Coudray's Nachlaß stammenden Abschrift im Druck u. d. T. „Goethe's drei letzte Lebenstage, Handschrift eines Augenzeugen, hgg. von K. Holsten". Die von C. an B. (9. April) gesendeten Nachträge stellen Einzelnes anders dar. So erzählt er, daß Goethe am 15. März in einer offenen Chaise ausgefahren sei und sich dadurch, nicht, wie es im gedruckten Bericht heißt, durch das Hin- und Hergehen aus dem Arbeits- in die Gesellschaftszimmer, die tödtliche Erkältung zugezogen habe. Die Stelle über den letzten Besuch des Großherzogs (Holsten S. 8 oben) lautet in C.'s Niederschrift so: „Gegen 12 Uhr kam der Großherzog, um seinen hochverehrten

lieben Goethe noch einmal zu sehen und zu sprechen. Dieses war aber leider nicht mehr möglich und es kehrte derselbe vom tiefsten Schmerze ergriffen, zu seiner auf Nachricht von dem Kranken ängstlich harrenden Gemahlin alsbald zurück, um auch diese auf das Schlimmste gefaßt zu machen."

Auch in den nächsten Wochen war Goethe weiter, wie bisher, das Thema der Weimarischen an Böttiger gerichteten Briefe.

v. Müller. Weimar 7. Aprl. 32.

Heute kann ich, in größter Zeitbedrängniß, Ihnen nur flüchtige Worte lebhaften Dankes für alles übersandte, mir sehr interessant gewesene, sagen und die 2 ersten Nummern unserer Zeitung übermachen.

Hätte ich den Necrolog, den Panse geschrieben, im Manuscript gesehen, so hätte ich einige kleine Unrichtigkeiten verbessert, auch wohl hier u. da über- u. nachgeholfen. Inzwischen scheint er mir doch im Ganzen wohlgerathen.

Der Brief Carl Augusts von 1776*), den Minister Fritsch suppeditirte, ist unschätzbar. Das Programm des Leichenzuges habe ich geliefert. Mich dünkt Ihr schönes Distichon sei recht passend angeschlossen.

Das auf den 26. März ist ebenfalls ganz vortrefflich und sehr zart gedacht, ich bin verliebt darin, und habe mir erlaubt, alsobald 50 Exemplare nachdrucken zu lassen und an die Freunde zu vertheilen. Auch soll es in No. 3 der Zeitung kommen.**) Aus unsrer aller Seele hat der Anonymus in Dresden (wer ist der Edle?) Tieken hinsichtl. Schillers zurecht gewiesen.

Lütgerode hatte mir zwar schon vor einigen Tagen den Epilog***) geschrieben gesendet, aber es ist mir doch sehr lieb ihn auch gedruckt zu besitzen. Ihrer Kritik beistimmend, erkenne

---

*) Der berühmte Brief, der die Einwürfe gegen Goethe's Erhebung zum Geh. Rath entschieden abweist.

**) Ueber die Epigramme B.'s oben S. 352 A.

***) L. Tieck's Epilog nach der Aufführung der Iphigenie, Dresden 1832.

ich doch das viele Schöne und Grosartige darin dankbar an und freue mich der Dresdner Theilnahme an unserm Verlust überhaupt gar sehr.

Ihr Brief an den Grosherzog ist vortrefflich, ich drücke Ihnen brüderlichst die Hand dafür; morgen sollen Sie mehr darüber erfahren, wie übereinstimmend Ihre Ansichten und Wünsche mit den unsrigen sind. Es ist auch gar kein Zweifel, daß sie erfüllt werden können, und daß alles was Goethe gesammelt zusammen bleibt.

Weimar 11. Apr. 32.

Ihr „Todtenbericht“ (wie Sie ihn nennen) ist vortrefflich, mein theurer Freund! und hat allen Goetheschen Freunden und Anhängern wohlgethan. Ich bewundere welch ein Umfang von Material Ihnen so schnell zu Gebote stand und wie lebensfrisch Sie es zu gestalten wußten. Insbesondere sind Anfang und Mitte höchst grosartig und sein Samlertalent, sein Schwimmen und Baden in Mitte aller zuströmenden Mittheilungen aus Ferne und Nähe aufs erfreulich-würdigste dargestellt. Einige kleine Unrichtigkeiten hinsichtlich der Bestattung sind blos Sünde Ihrer Correspondenten und haben nichts auf sich. z. B. es wurde nach keiner Hofordnung verfahren, der ganze Zug ward blos nur geordnet, Spiegel führte nicht an, sondern fuhr wie alle Wagen hinterdrein u. s. w.

Zahns Zeichnung würden wir gar gern veröffentlichen und Hofrath Meyer möchte nicht anstehen, einen Commentar dazu zu liefern; aber wir dürfen es nicht ohne Zahns Erlaubniß, welcher bereits jene Umrisse in kleineres Format gebracht hat, um sie einer beabsichtigten Schrift über Casa di Goethe beizufügen. Wir würden ihn also beeinträchtigen und großer Indiscretion von ihm beschuldigt werden.

Das Paradebett und Goethen im Tode zeichnen, resp. lithographiren oder mahlen zu lassen, unterstanden und unterstehen wir uns um deswillen nicht, weil Goethe eine gränzenlose Aversion gegen dgl. Abbildungen im Tode hatte und sie oft im

voraus mit seinem Fluch bedrohte. Daher ich denn auch alle hiesigen Künstler, die ihn im Tode abformen, abzeichnen, mahlen u. s. w. wollten, durchaus abweisen mußte. Haben wir doch treffliche Bilder des Lebenden genug! Die Berliner Medaille kennen Sie ohne Zweifel schon; die neuste, sinnreiche, vortrefflich gravirte von Bovy, die vor wenig Wochen von Genf ankam, sollen Sie ehestens von meiner Hand als Andenken aus dem Nachlaß empfangen. Schwerdgeburts Kupferstich wird sehr treu und schön gerathen; ihm saß Goethe wenig Monate vor seinem Tode. Es thut mir also leid dem wackern, neigungsvollen Sacchetti nicht förderlich seyn zu können. Aber eine treffliche Zeichnung der Apotheose Goethe's in der Gruftkapelle von Coudray gezeichnet ist bereits in Hn. v. Quandts Händen und dieser wird vielleicht gern sie von Sacchetti benutzen lassen, da Coudray ihm die Veröffentlichung ganz überlassen hat. Auch stand in No. 94 der Allg. Zeitung v. 3. April eine schöne und treue Beschreibung des Paradebettes, die wohl hinlänglich Stoff für die Fantasie eines Künstlers geben könte. Die Stiftung des Museums Goethe dahier für ewige Zeiten ist in bestem Gange. Ich darf darüber nichts Näheres noch äußern, aber Sie werden völlig zufrieden gestellt seyn, wenn ich Ihnen mündlich darüber berichte. Einer Mitbeiziehung des Landes etc. bedarf es nicht einmal, bei den wahrhaft grandiosen Intentionen unserer höchsten Herrschaften. Reinhard hat mich so dringend und herzlich eingeladen, ich selbst wünsche es so sehr, daß ich hochwahrscheinlich schon am Osterabend zu Dresden eintreffen werde, wenn nicht unvorhergesehne Hindernisse eintreten. Wie unaussprechlich freue ich mich darauf! Bis dahin und für immer der Ihrigste

v. Müller.

Peucer. 14. April 1832.

Auch hier gefällt v. Müllers Epilog besser als der Tieck'sche. Mit dem Abdruck des Zahn'schen Briefes haben Sie die Güte nur etwa noch einige Wochen zu warten, bis bei Frommann in Jena (denn mit dem nekrologistischen Voigt in Ilmenau hat

sichs wieder zerschlagen) die Schrift unsres Gymnasiallehrers D. Müller über Goethe's summa dies et inexorabile fatum erschienen ist. Die ersten Bogen sind schon gedruckt.*) Was Sie in der Allg. Zeitung über Goethe gesagt haben, finde ich höchst angemessen und durchaus vortrefflich. Auch v. Müller, Riemer, Meyer, sind damit sehr zufrieden, und rechnen einige Unrichtigkeiten in der Abtheilung III nicht hoch an. Sie kommen sämmtlich darin überein: daß im Ganzen volle Anerkennung, ja Pietät herrsche. Auch unsere höchsten Herrschaften äußern sich darüber beyfällig. Ihre Zuschrift an den Großherzog hat sehr gut gewirkt. Ich habe die Bahn zur Erfüllung Ihres mir neulich im Vertrauen geäußerten Wunsches (die hiesige Falkendecoration betreffend) nach mehreren Seiten hin geebnet, und ich hoffe, daß die Sache, wenn wir nach Verlauf etwa eines Vierteljahres darauf zurückkommen, gehen soll. Jetzt meyne ich, lassen wir sie nur ein wenig noch ruhen. Goethe's Tod ist noch zu frisch, und seine Idiosynkrasie zu bekannt, als daß man hoffen könnte, jetzt schon zu reüssiren. Aber die Aspecten sind günstig, und ich hoffe, Fortuna soll Ihnen lächeln. Unser Orden könnte keine verdienstvollere Brust zieren als die Ihrige. Coudray hat seine Niederschreibung über Goethe's letzte Tage dem Hrn. von Quandt in Dresden gesendet, welcher sie Ihnen wahrscheinlich mittheilen wird. Vielleicht machen Sie und Theod. Hell davon in der Abend-Ztg. und im Artist. Notizenblatt Gebrauch. In Bezug auf Ihr: Dedidicit dudum Göthius Ipse mori hat ein Anderer folgendes Paroli gemacht:

„At dediscere non poterat, quod non didicisset;
Sed docuit mortem, numina nulla mori.“ **)

Von einer Feier zu Goethe's Andenken, die in einem Verein von Musikfreunden in Weimar am 19. April stattfand, berichtete

*) Ueber die Schrift oben S. 353 A.

**) Böttiger, der diese Variante mittheilt Opuscula 582 A., fügt ihr eine aus 3 Distichen bestehende Antwort hinzu.

Coudray an B. (20. April): „Ich hatte dazu eine Dekoration angeordnet und waren alle Theilnehmende bemüht, dieser Feier Kunstgehalt zu geben. Zum Schluß fantasirte Herr Henzel (?) aus München, Hummels genialster und fertigster Schüler, mit wahrer Begeisterung auf dem Fortepiano."

Böttiger's eifrigster damaliger Weimarer Correspondent, Fr. v. Müller, war Ostern in Dresden gewesen; seit Juni schrieb er wieder eifrig. Aus seinen reichhaltigen, die Politik und Literatur berührenden Briefen seien nur einige Goethe-Notizen hervorgehoben.

v. Müller. 13. Juni 1832.

Was Sie in der A. Z. über ein zu hoffendes Goethe-Museum schrieben, kann nicht genugsam gepriesen werden, es ist auch nicht auf tauben Boden gefallen. Nur bedürfen wir noch etwas vollständigerer Inventarisirung der Kunstschätze, um ganz gewissenhaft zu verfahren.

23. Juli 1832.

Es ist kein Wort wahr, daß die Goetheschen Sammlungen in Hintergemächer zusammen gedrängt worden. Sie nehmen zwey der schönsten Vorderzimmer und ein Cabinet ein. Nur die Bibliothek und die Briefschaften sind, wo sie von jeher waren, in denjenigen Gemächern des Hinterhauses, die Goethe bewohnte und in denen nicht das Geringste verrückt wird. Wegen langer Abwesenheit der Frau von Goethe in Frankfurth konnte nichts Definitives arrangirt werden. Sie kehrt aber in 4—5 Tagen nun zurück, dann wird bald alles in Ordnung kommen.

Vorerst aber ist es nicht gerathen, etwas Näheres ins Publicum zu bringen. Die erste Lieferung der nachgelassenen Werke erscheint bestimmt noch vor Ablauf des Jahres; Cotta wird sie ehestens ankündigen. Hier folgt ein ganzes Convolut Weimarischer Zeitungen. Sie haben wohl Recht daß dergleichen Blätter schwer zu erhalten sind in der Gunst des Publicums.

11. September 1832.

Der 28te Aug. ward im engen Freundeskreise (17) bei Coudray mit einem Abendmale gefeyert. Ich las meinen für die Erfurther Academie bestimmten Aufsatz vor, der günstigen Eindruck zu machen schien. Ein herziges Lied von Goethe ward gesungen, jeder brachte durch Erzählung einzelner ihm selbst mit Goethe begegneter gemüthlicher Scenen frommes Todtenopfer dar. Zu Berlin hat man auf ähnliche Weise den Tag gefeyert, zu Frankfurth ebenfalls.

Morgen findet das Erfurther Trauerfest statt.

In wenig Tagen erhalten Sie meine Vorlesung gedruckt.

Was sagen Sie zu dem Goethe-Büchlein aus Penig?*) Viel Halbwahres, manches Grundfalsche und eine ziemliche Dosis Albernheit und Malicen. Im New-Monthly Magazine vom Juni steht ein herrlicher Aufsatz über Goethes Tod.

21. October 1832.

Überhäuft von Geschäften schreibe ich heute nur flüchtig folgendes, theurer Freund! Unser Meyer ist dahin, sein Verlust unersetzlich, allenthalben tief gefühlt, besonders von der Grosherzogin und uns Goetheschen Hausfreunden.

Sein Testament vermacht alle seine Manuscripte und Briefschaften, Bücher 2c. der Bibliothek, alle seine Zeichnungen, Gemälde 2c. dem Großherzoglichen Museum, alles übrige den Weimarschen Armen zu einer besondern Stiftung für Hauskranke, unter strikter Obhuth und Direction der Grosherzogin. Seinen beyden weiblichen Domestiken stattliche Legate; was er noch in der Schweitz besitzt, seiner dortigen Schwester der Obermeistrin Steinert. Er hat viel gelitten doch war sein Ende zuletzt sanft. Er starb im Grosherzogl. Sommerhauß zu Jena (Griesbachs Garten) wurde aber hierher feierlich beerdigt. Dieselbe Grab-Musik wie beym Grosherzog Carl August und Goethe wurde ausgeführt, der Text von mir schnell verändert. Zu seinem

*) Von O. L. B. Wolff vgl. Goedeke-Koch, Grundriß IV, S. 605, Nr. 38.

ehrenhaften Andenken ist schon manches höchst Bedeutende besprochen.

Auch Sie verlieren einen alten, treuen Freund!

Froriep. 21. December 1832.

Meyers Tod ist ein weit empfindlicherer Verlust als man ihn sich hatte denken können. Ein gründliches Urtheil über Kunst und ein geistvolles Urtheil über Zeit und Leben und Literatur ist schwer und hier gar nicht zu verschmerzen.

Unter den zu Weimar veranstalteten Trauerfeierlichkeiten bei Goethe's Tode die letzte und bedeutsamste war die Feier der Freimaurerloge. Zu ihr dichtete Kanzler Müller, der sich gern in Versen versuchte, mehrere Lieder, von denen das erste, das er Böttiger übersandte, mitgetheilt werden mag.

Weihegesang.*)

Öffnet euch, geweihte Pforten,
Heiliger Schatten, schweb' herauf!
Liebe sucht von Ort zu Orten
Edlen Daseyns Spuren auf.

Hat Er tüchtig kühn begonnen,
Hat Er Rühmlichstes erstrebt,
Sieg nach schwülem Kampf gewonnen,
Für ein höchstes Ziel gelebt;

Hat Er wahr und tief empfunden,
Selbst wo menschlich Er gefehlt;
Bleibt Er ewig uns verbunden,
Höchsten Meistern zugezählt

Und zum stillen Aschenkruge
Tritt die Hoffnung mild heran,
Winket mit geheimem Zuge
Uns zu ewiger Sterne Bahn.**)

Fr. v. Müller.

*) Componirt von Felix Mendelssohn. Trauerfeier der Loge Amalia am 9. November 1832. Weimar.

**) Folgt: Vergänglichkeit v. Claudius, Beständiges v. Goethe (Laßt fahren hin), Beruhigung v. Müller, Armenlied v. Peucer. Ueber die ganze Feier vgl. Peucer an B. 10. Nov. 1832, GJ. I, 355 fg. Eine Beschreibung der Trauerfeier erschien als Mscr. für Brüder in Druck, s. Goedeke-Koch IV, 604.

v. Müller. 22. April 1833.

Was die Zelterschen Briefe anlangt so haben wir aus wahrer Pietät für Cotta noch mit keinem andren Verleger abgeschlossen. Der Vater hatte ein sehr ansehnliches Gebot gethan, was alle frühern gewissermaßen überstieg. Wir hielten es für unbillig, den Sohn gleich in der ersten Zeit seines Geschäftsantritts zu bestürmen, stellten ihm vielmehr den Rücktritt völlig frey. Das wollte er doch auch nicht, wünschte Verzögerung, persönliche Rücksprache. Ich ließ mir dieß um so eher gefallen, da in der That die Herausgabe nicht so sehr eilt und man sich des kostbarsten Schatzes nur ungern rasch entäußert. Während dem fehlte es nicht an neuen Anerbietungen aus Norden und Süden. Glauben Sie mir, wir risquiren Nichts bey noch einigem Verzug.

Wer es auch sey, der den Schatz ersteht, er wird sich über alles Erwarten bereichert finden.

Welche Gunst, welchen Absatz haben nicht schon die Paar Briefe an Lavater gefunden. Sie sind allerdings köstlich, aber was will das gegen den Zelterschen Briefwechsel heißen? Jenes sind abgerissene Fragmente, hier ein mehr denn 30jähriger, alles umfassender, folgerechter Briefwechsel. Die ganze Zeitgeschichte liegt darin, Literatur, Musik, Kunst, die merkwürdigsten Personalien, die vertrautesten Herzens-Ergießungen, der allmählige Fortschritt der Wissenschaften, der sicherste Commentar zu allen Goetheschen Werken! Und in welcher Form? den zartesten Gefühlen, den erhabensten Problemen, dem muthwilligsten Humor, dem jovialsten Scherz gleich anpassend, gleich zusagend!

Kämen Sie, wie Sie versprochen, zu uns, so sollten Sie von dieser Fülle unmittelbar kosten. Kurz, diese Angelegenheit muß a u f s z a r t e s t e behandelt werden und es genüge hier nur noch zu betheuern, daß ich den Verlag am liebsten dem wackern und thatfrischen Brockhaus gegönnt hätte, wenn mich nicht die wahrhaft uneigennützige Rücksicht auf Cotta bisher i m m e r noch abgehalten hätte.

Es ist*) eine Stelle in Ihrem letztem Briefe, die mich wahrhaft choquirt da sie unmöglich aus gründlicher eigner Überzeugung kommen kann.

Was wäre denn das „Inhaltlose" in Goethes nachgelassenen Werken? Wo, frage ich, ich wünschte es kennen zu lernen! Etwa Faust, oder das uranfängliche, längst von allen Literatoren gewünschte Manuscript des Gottfried von Berlichingen, die reichhaltige Schweitzer-Reise, der Schauspieler-Katechismus, die Aufsätze über die mannigfaltigsten Gegenstände der Kunst und Poesie? Wiegt nicht ein einziges dieser Werke eine Last modernster Faseleyen, Hyperkritiken, Novellen und excentrischer oder cynischer Boerneriaden (sic) oder Menzeliaden auf?

Aber, werden Sie sagen, die vielen aus Kunst und Alterthum abgedruckten Kleinigkeiten! Gehören diese nicht auch unter die „sämmtlichen" Werke? Durften sie auch nur wegbleiben, wenn man der Verpflichtung treu bleiben wollte, die im Begriff einer vollständigen Ausgabe liegt? Und sind sie denn darum werthlos, weil sie oft nur wenig Blätter füllen, oder Gegenstände des Tages berühren? Gehören sie nicht zur Literargeschichte der letzten Jahrzehnte? Es ist einmal Ton geworden, über „Kunst und Alterthum" hochfahrend abzusprechen; die Wenigsten haben es gelesen, die darüber losziehen, und würden anders urtheilen, wenn sie sich die Mühe nehmen wollten, unbefangen zu prüfen. Herr v. Rumohr mit seinen materialistischen Kunst-Maximen wird längst vergessen seyn, wenn manches von Goethe in K. u. A. niedergelegte Wort erst recht gewürdigt und fruchtbar wirken wird.

Verzeihung dieser brüderlich-offnen Ergießung!

*) Die längere Ausführung, die im Texte folgt, bis „nitent" S. 364, Z. 8 v. u., ist schon einmal GJ. I, 357—359 gedruckt. Sie durfte indessen hier nicht fehlen. Schon um des Schreibers willen, für den sie höchst ehrenvoll ist. Aber auch des Adressaten wegen durfte die Standrede nicht unterdrückt werden: hatte er für seine verständigen Auseinandersetzungen manche Belobigung erhalten, so war es angemessen, auch den Tadel gegen seine hämischen Bemerkungen hervorzuheben.

Sie haben sich gegen Goethe's Manen so würdig, so voll reiner Pietät erwiesen, Sie stehen auf einer so ausgezeichneten Stufe nicht blos gelehrter, sondern humaner und cosmopolitischer Bildung, daß es mich billig von Ihnen mehr als von jedem Andern schmerzen muß, wenn Sie in den Ton jener Detractoren einstimmen, die den Maßstab des höchsten Kunstgebildes an jedes Genrebild, an jede zwar flüchtig hingeworfene aber gleichwohl characteristische Skizze legen, und weil Goethe nicht lauter Meisterwerke geschaffen, jede mindere Leistung für Spreu erklären. Gehn wir doch Voltaires, Shakespeare's, Wielands, Klopstocks, Lessings, Jean Paul's, Herders 2c. sämmtl. Werke durch, wie vieles wird ein überfeiner Kunstrichter auszumerzen haben — und doch wer wird solche Opera cassiren wollen?

Gehört nicht auch das minder Bedeutende zur Geschichte eines solchen Meisters? Es giebt Leute, die sogar den Wiederabdruck der Helena und der aus dem ersten Act des 2ten Faust's früher mitgetheilten Proben bekritteln. Was läßt sich dazu sagen? Was würden diese Herren geschrien haben, wenn man den 2ten Theil des Faust ohne diese wesentlichen Bestandtheile, verstümmelt, herausgegeben hätte? Oder träumten sich diese Herrn für 15 mal $7^1/_2$ Gr. funfzehn Faust's, Iphigenien, Tassos 2c. in Goethes Nachlaß zu erkaufen? Die gedruckte Ankündigung hat sie deutlich belehrt, was sie für ihr Lumpengeld zu erwarten hatten; es ist zehnmal zu viel für sie; alles was versprochen worden, hat man geleistet!

Es werden sich der vollwichtigen Stimmen genug über Goethes Nachlaß mit gerechter Prüfung, bald mit ernster Kritik, bald mit würdigem Lobe vernehmen lassen; diese wollen wir erwarten und ich hoffe zuversichtlich die Ihrige darunter zu finden. Ich bin nicht blind gegen manchen begründeten Zweifel und Vorwurf, ich lege keinesfalls gleichen Werth auf alle Goetheschen Produkte; aber an Kleinigkeiten sollte man sich billig nicht krittelnd hängen, ubi plurima nitent.

6. September 1833.

Die Beilage zum 28. Aug. in den Berliner Jahrb. wird Ihnen hoffentlich nicht unerfreulich zugesprochen haben. Es thut mir in der That sehr leid, daß wir mit einem andren Verleger als mit Cotta abschließen mußten. Aber die Gründe waren zu überwiegend.

Cotta wollte durchaus das bändereiche Manuscript erst nach Stuttgart gesendet haben und selbst durchsehen, ehe er sich bestimmt erklärte.

Das gieng nicht. Zelters Erben wünschten den Druck gerade in Berlin, und das hatte offenbar viel für sich. Dunker offerirte nicht nur ein sehr stattliches Honorar, sondern auch portofreie Zusendung der Correcturbögen nach Weimar, und dieß war von hoher Wichtigkeit. Die Welt wird lange Jahre über diesen Brief-Schatz staunen.

Nun aber habe ich Cotta den Goethe-Knebelschen Briefwechsel angeboten. Die 304 Goetheschen Briefe an K. vom Jahre 1774 an, sind in meiner Hand, die Knebelschen haben wir im Goetheschen Archiv aufgefunden. Niemand kann besser beurtheilen wie Sie, mein Theurer, wie hochwichtig dieser über die frühere Goethesche und Weimarsche Periode von 1775—1786 ein ganz neues Licht verbreitender, in spätern Jahren bis zum Tode fortgesetzter und die Literatur-Geschichte stets commentirender Briefwechsel seyn müsse. Aber wir geben ihn unter Riemers Redaction erst übers Jahr heraus, theils weil er um ihn auf nur zwey Octav-Bände zu reduciren vielen Zeitaufwand fordert, um alles auszumerzen, was nur von vorübergehendem Interesse war, theils um den Zelter-Goetheschen Briefwechsel erst hinter uns zu haben. Dann aber wird der Schiller-Goethesche, der Zelter-Goethesche und der Knebel-Goethesche eine Trinität bilden, wie noch keine Literatur der Welt sie besitzt.

14. Januar 1834.

Halten Sie nur aber auch Wort. Mit Ihrem Aufsatze über den Zelterschen Briefwechsel wüßte ich nicht wie ich anders denn

sehr zufrieden seyn sollte. Ich glaube zwar keineswegs, daß Goethe Schillern mehr als umgewandt auch dieser jenen brauchte und benutzte, allein ich bin tolerant genug, auch eine andere Ansicht nicht zu verketzern.

Schiller wäre ohne Goethe nie aus dem grübelnden Dunkel der Kantischen Philosophie heraus und wieder ins freyere productive Leben gekommen, nie ohne Goethe zu einer höheren dramatischen Ausbildung und Wirksamkeit. Goethe verschaffte ihm, was ganz urkundlich ist — die schriftliche Zusage Carl Augusts, ihm dereinst, wenn er wegen Kränklichkeit der Schriftstellerey entsagen müßte, 1200 Rth. Pension zu geben, wodurch Schiller bittrer Sorgen enthoben wurde, u. s. w.

Daß aber Goethe sich aus dem Umgang mit Schiller ebenfalls den höchstmöglichen geistigen Vortheil verschafft hat, ist ganz billig und recht gewesen und ging ganz natürlich aus ihrer beiderseitigen Wahlverwandtschaft hervor. Knebel ist so entzückt vom Zelterschen Briefwechsel, daß er behauptet, er werde täglich moralisch besser, seit er diese Briefe lese. Rochlitz schreibt, sie seien die einzige Erquickung und Erheiterung seines vereinsamten Lebens. Der Absatz wird schon immer besser werden, darum ist mir nicht leid; in dem kleinen Weimar gleich 18 Exempl.

18. Februar 1834.

Herzlichen Dank für Ihr treues zweifach erprobtes Andenken, mein Theuerster! insbesondere auch für die gar schöne, willkommne Anzeige vom Zelterschen 3. Theil. Sie haben eine treffliche Stelle zum Citat auserwählt, die man nicht genug verbreiten kann. Riemern habe ich durch Mittheilung Ihrer Worte ebenfalls höchlich erfreut. Ich erwarte den schon ausgedruckten 4. Theil täglich; der 5. und 6. erscheinen erst zu Michaelis. Es ist kein Wort wahr, daß Knebels Sohn etwas ediren werde; ich habe ihn ja die sämmtlichen Goetheschen Briefe mir auszuliefern disponirt, um die Knebelschen an Goethe damit zu vereinigen und so den vollständigen Briefwechsel dereinst

heraus zu geben. Aber das fodert Zeit und daher ist unter Jahresfrist nicht daran zu denken.

Liefen wir nur nicht Gefahr, den guten alten Knebel, den Nestor unserer literarischen Männer selbst zu verlieren! Er ist seit 5—6 Tagen plötzlich erkrankt; eine Art Schleimfieber raubt ihm alle Kräfte und die Aerzte geben fast gar keine Hoffnung mehr. In Intervallen spricht er noch ganz gesammelt und geistreich, citirte erst vorgestern dem Geh. Hofr. Stark eine Stelle aus Lucan und philosophirte darüber; dann fällt er aber gleich wieder in tiefen Schlaf mit Röcheln; und abwechselndem Deliriren.

Wir werden den liebenswürdigen Greis schmerzlichst vermissen!

Kanzler von Müller an Varnhagen.

14. März 1834.

Ihre Zuschrift hat mir sammt der beigelegten Recension des Zelter'schen Briefwechsels, von dem wackern Neumann, die allergrößte Freude gemacht: man hat Goethe auch darin im Tode glücklich gepriesen, daß er so treue, als verständige Verfechter seines literarischen Ruhmes und seines sittlichen Muthes hinterlassen, darunter stehen Sie oben an, und gewiß ist die eigenthümliche Art und Weise, wie Sie sich über den Zelter'schen Briefwechsel mittelbar und unmittelbar ausgesprochen, von entscheidender Wirkung gewesen. Gar treffend sind die Schlußworte der Neumann'schen Rezension über die Hyperempfindlichkeit der Berliner.*)

---

*) Müller weist ferner auf die Rezension in den Brockhaus'schen Unterhaltungsblättern Nr. 1—3, über den Zelter'schen Briefwechsel hin: „sie enthält besonders über manche Goethe'sche Eigenthümlichkeit sehr treffende Bemerkungen". Andere Weimaraner waren von dem Zelter'schen Briefwechsel nicht in gleicher Weise erbaut. So hätte Froriep (vgl. seinen Brief 19. Jan. 1834) die Stelle über Eberwein im 2. Bande (II, 277 fg.) weggewünscht und konnte nicht begreifen, daß Goethe und Zelter nicht die Bemerkung über Felix Mendelssohns jüdische Abkunft unterdrückten, „die den armen Felix vielleicht sein ganzes Leben incommodiren wird".

v. Müller an Böttiger. 4. März 1834.

Unser guter lieber Knebel ist heimgegangen, — Sie können denken, wie weh mir dies thut, da ich seit 25 Jahren mit ihm in lebhaften Beziehungen stand, seine Eigenthümlichkeiten innigst zu schätzen wußte, und jedesmal so oft ich in Jena war, bey ihm die heitersten Stunden verlebte.

Ich sende Ihnen Schwarzens treffliche Grabrede und die Todes-Anzeige der Familie.

Trotz heftigen Catarrhs wohnte ich doch der höchst würdigen Todtenfeyer persönlich bey.

Er litt weniger als in der Grabrede angedeutet ist, denn er delirirte meist in den letzten Tagen und so oft er klares Bewußtsein hatte, sprach er gefaßt, geistreich und herzlich.

Jammervoll aber war es, daß seine Frau und sein jüngster Sohn gleichzeitig am Seitenstechfieber darnieder lagen und ihm gar nicht mehr in den letzten 8 Tagen beystehen konnten. Die treue, sorgsame Pflege der Studenten, Bekannten seines Sohnes, ersetzte aber alles und es war rührend, mit welchem Enthusiasmus sie sich täglich und nächtlich seinem Dienste widmeten.

Auch war der älteste Sohn anwesend und wachte unermüdet bey ihm. Gewiß weihen Sie bald ein frommes Todtenopfer dem vieljährigen, lieben alten Freunde!

Mit Meyer und Knebel waren die letzten Weimarer Gefährten, mit Zelter einer der ältesten, Goethe am nächsten stehenden, mit Weimar trotz der räumlichen Entfernung eng verbundenen Genossen Goethe's dahingeschieden. Von ihrem Weggang und Goethe's Verlust reden die zuletzt mitgetheilten Briefe. Doch klagen sie nicht unmännlich. Vielmehr fügen sie den Trauernachrichten zugleich die Trostgründe bei. In den Briefen der Genossen — wie schön werden durch Müller die Zelter'schen Briefe gewürdigt, die noch heute lange nicht nach Verdienst be-

nutzt und geschätzt sind —, in den Werken des Meisters erblicken die Zurückgebliebenen den Schatz, den kein noch so grausames Geschick ihnen rauben kann. Sie finden darin Wegzehrung für ihr ganzes Leben.

Auch alle die, welche in diesem Buche zu Worte kamen, sind längst dahin. Aber was sie zu melden hatten, war nicht bloß für den Augenblick geschrieben und nicht bloß für den Mann bestimmt, an den die Briefe gerichtet waren, — es schildert die Stadt, „der ein besonderes Loos fiel", die Stätte, wo Goethe lebte, die „wie Bethlehem in Juda" allen Höherstrebenden noch heute wie eine zweite Heimath erscheint — Alt-Weimar.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Druck von G. Bernstein in Berlin.